

**Gräfin Luisa von Robiano**



**ANNE BOLEYN**

**Zweiter Band**



Gräfin Luisa Mary von Robiano

**Anne Boleyn**

Zweiter Band

Historischer Roman

Constenoble  
Jena 1867



## Inhalt

1. Kapitel	7
2. Kapitel	15
3. Kapitel	19
4. Kapitel	29
5. Kapitel	36
6. Kapitel	44
7. Kapitel	57
8. Kapitel	69
9. Kapitel	78
10. Kapitel	87
11. Kapitel	101
12. Kapitel	123
13. Kapitel	144
14. Kapitel	151
15. Kapitel	170
16. Kapitel	183
17. Kapitel	191
18. Kapitel	205
19. Kapitel	214
20. Kapitel	219
21. Kapitel	229
22. Kapitel	234
23. Kapitel	243
24. Kapitel	251



## 1.

### *Heinrichs Verlegenheit. Cromwells herrliche Ratschläge*

Der päpstliche Beschluss war bald ausgeführt worden. Nur das Interdikt wurde nach dem Rat Campeggios aufgeschoben. Man wollte den Erfolg des päpstlichen Rechtsspruches abwarten. In einer öffentlichen Bulle hatte der Heilige Vater die Verbindung Heinrichs mit Katharina von Aragon als rechtmäßig und voll gültig sowie die Tochter derselben, die Prinzessin Mary von England, als die alleinige rechtmäßige Thronerin erklärt.

Stiller, aber heißer Dank gegen den barmherzigen Gott erfüllte Katharinas wundes Gemüt bei der frohen Nachricht, Jubel und Glück

ihre treuen Anhänger unter dem Adel und im Volk. Nur für Anne blieb die Botschaft noch ein Geheimnis, denn Heinrich hatte bei schwerer Strafe jedem in seiner Umgebung verboten, ihr dieselbe mitzuteilen.

Anne war nach einem großen Treibjagen in Windsor geblieben, der König allein nach London zurückgekehrt. Gegen seine Gewohnheit blieb er mehrere Tage, ohne die Favoritin aufzusuchen. Die heftigsten Gefühle der verschiedensten Art kämpften in seiner Seele. Der unerwartete Ausspruch des Heiligen Stuhls hatte ihn nicht nur überrascht, sondern auch den letzten, noch glimmenden Funken der Liebe für seine verstoßene Gemahlin, noch mehr für seine Tochter erweckt. Diese Regung war seinen Vertrauten, die es heimlich mit Katharina hielten, nicht entgangen. Man schöpfte daraus wieder Mut und Hoffnung. Auch das Parlament fand für gut, eine Deputation an den König zu senden, die ihn dringend anflehte, durch seine Vereinigung mit Katharina und durch die Unterordnung unter den päpstlichen

Ausspruch dem Land Ruhe zu geben.

Heinrich fühlte selbst, dass er hier am einem ernststen Scheideweg stand. Entließ er Anne und vereinigte sich mit seiner Gemahlin, so bestätigte er dadurch seine frühere Angabe, dass er nur aus Gewissenskrupel sich von dieser getrennt hatte. Alle Verleumdung wurde durch diese einzige Handlung vernichtet oder wenigstens überdeckt. Katharinas liebenswürdige Persönlichkeit drängte sich in Annes Abwesenheit mit Macht in den Vordergrund seiner Seele, denn wie sehr die Letztere seine Sinne, seine Leidenschaft entflammte, entbehrte er bei ihr eines stillen, ruhigen Vertrauens und vermisse in ihr die Frömmigkeit und weibliche Würde, welche seine Gemahlin besaß. *On revient toujours à ses premières amours*, sagt ein französisches Sprichwort, und Heinrichs Schwanken zwischen den beiden Frauen bewies es abermals. Wäre sie, die edle Dulderin, in diesen Stunden des Kampfes vor ihn getreten – wie anders hätte sich so vieles gestaltet! Doch sie war fern, ein höherer Ratschluss von oben hatte es gewollt.

Nach einer schlaflos durchwachten Nacht berief der König seinen Minister Cromwell in sein Kabinett. Er war der Schüler und getreue Anhänger des Cardinals Wolsey gewesen und besaß vielleicht eben aus diesen Gründen Heinrichs unbedingtes Vertrauen.

»Ratet, helft mir«, rief ihm Heinrich zu, »ratet mir, um Gottes willen!«

»Wäre nur Wolsey noch am Leben, Majestät«, erwiderte dieser, »so würde Euch der beste Rat zu Gebote stehen.«

»Mahnt mich nicht daran«, sagte der König heftig, »diese königliche rechte Hand ließe ich mir vom Körper trennen, könnte ich den Mann dadurch aus seinem Grab herausholen! Aber Ihr habt sein Vertrauen besessen, Cromwell, redet! Ich will Eurer

Stimme gehorchen wie der seinen!«

»Die Lage ist eine schwierige«, sagte Cromwell ernst.

»Schwierig und von ernsten Folgen«, sagte Heinrich. »Bleibe ich Anne getreu, so ziehe ich mir zeitlebens den Hass des Papstes, die Feindschaft des Kaisers zu, und besitze kein Geld, um ihnen eine Heeresmacht entgegenzustellen.«

»Noch mehr: Auch das Privatvermögen Eurer Majestät ist erschöpft. Es wird unmöglich werden, die Mitgift Katharinas ihr bei einer Scheidung wieder auszuzahlen. Und dennoch muss die königliche Frau standesgemäß erhalten werden.«

»Wahr. So muss Katharina ihren Haushalt einschränken. Anne tut es nicht.«

»Einschränken? Majestät, wahrlich, das ist zur Genüge geschehen. Eine einfache Edeldame lebt besser als die demütige, fromme Königin. Sie hat nur ihren Arzt, ihren Apotheker, ihren alten spanischen Kaplan und vier Hofdamen bei sich.<sup>1</sup> Sie wird auch ihre Apanage entbehren ohne Klage, wollt Ihr nur die Tochter zurückgeben!«

»Das kann ich nicht gewähren«, sagte Heinrich unschlüssig. »Anne meint, Katharina werde durch ihre Reden oder nur durch ihre stille Duldung meines Kindes Herz von mir und der künftigen Stiefmutter abziehen. Ja, wenn Katharina sich nicht auf den Papst berufen hätte oder jetzt noch sich in ein Kloster begeben, auf ihre ehelichen Rechte Verzicht leisten wollte, dann möchte Anne einwilligen, die Prinzessin der Mutter zu überlassen.«

»Könnten Eure Majestät nicht Lady Anne scheinbar entlassen und ...«

»Nein, nein!«, rief Heinrich hastig. »Es hieße, die Treue des

---

<sup>1</sup> Faktisch

armen Mädchens wahrlich schlecht belohnen, wenn ich sie jetzt von mir stieße, sie der Verachtung preisgäbe! Und das alles dulden um den Machtanspruch eines schwachen, wankelmütigen Priesters, der sich mit kaiserlicher Münze bestechen und erkaufen lässt!«

»Majestät werden es dennoch nicht wagen, diesem Ausspruch entgegenzutreten«, sagte Cromwell lauernd und den Ausdruck der königlichen Miene gespannt studierend. »Des Papstes Wort ist unfehlbar und heischt auch vom König unbedingten Gehorsam. Die Geschichte der Vergangenheit zeigt uns, dass die päpstliche Gewalt Kronen aufsetzt und nach Belieben in den Staub wirft.«

»Aber die Geschichte beweist auch, dass diese Gewalt erschüttert werden kann, wenn sie zu weit geht«, rief Heinrich. »So wahr ich lebe, ich werde es der Gegenwart beweisen, dass diese Zeit wieder da ist!« Er stand rasch von seinem Sessel auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Ich werde der Bulle trotzen, ich werde mich weigern, dem Befehl aus Rom zu gehorchen! Ich bin König, in meinem Land das Haupt! Lasst sehen, wer mich in den Staub beugen wird!«

»Wenn das Eurer Majestät fester Wille ist«, warf Cromwell erfreut ein, »so wäre der Augenblick dazu günstig. Ein rascher, energischer Entschluss und der König von England wäre für immer unabhängig vom päpstlichen Stuhl!«

»Wieso?«, fragte Heinrich aufmerksam.

»Luther hat Euch vorgearbeitet, Majestät«, erwiderte Cromwell, »die weltliche Obergewalt des Papstes bestritten. Seine Lehre, seine Beweise dafür finden Beifall, täglich gewinnt die Sekte gewaltiger an Anhängern, nicht nur unter dem Volk, auch unter den kleineren Fürsten. Was hindert Euch, das Gleiche zu tun und kühn die demütigenden Ketten des Priesterjoches ab-

zuschütteln?«

»Seid Ihr rasend, Mann? Ich sollte das tun, ich, der Verteidiger des Glaubens?«

»Eben, weil Eure Majestät diesen erhabenen Titel führt. Er weiht Euch zum Haupt der Landeskirche, und König Heinrichs Weisheit und Gelehrsamkeit ist die Bürgschaft eines sicheren Sieges. Ihr könnt in Eurer Person die geistliche mit der weltlichen Obergewalt vereinigen. Den Priestern geziemt nur die bischöfliche Macht über die Gemüter und die Seelen der Christen. Es ist wider Christi Gebot, dass sie auch in weltlichen Dingen richten und herrschen. Diese Herrschaft gab ihnen der blinde Fanatismus der Menge, die Unwissenheit der Fürsten in die Hand. Aber der Nebelschleier ist hinweggenommen worden. Die Aufklärung unseres Jahrhunderts verwirft die Tyrannei ausschweifender Päpste, verlangt nach Freiheit und Licht. König Heinrich von England wird der Welt beides geben!«

Heinrich hatte den Sprecher mit weit aufgerissenen Augen angestarrt. Als er schwieg, presste er krampfhaft beide Hände gegen seine heftig erbebende Stirn.

»Mir schwindelts, Cromwell, ich kann den ungeheuren Gedanken noch nicht fassen.«

»Die Ausführung ist leichter als Ihr glaubt, Majestät«, sagte Cromwell, nun mutiger geworden. »Selbst Wolsey hat Euch den Weg angebahnt, obwohl unbewusst. Die Anzahl der Klöster, welche das beste Mark des Landes aussaugen, hat er verringert, die Einnahmen derselben haben die königlichen Koffer gefüllt. Folgt seinem Beispiel, Majestät, eignet Euch die reichen Abteien an oder belastet sie mit einer hohen Steuer.«

»Aber bedenkt: Ich rege damit nicht nur die Priester gegen mich auf, sondern auch das Volk, das diesen anhängt.«

»Das Volk wird Euch deswegen nicht tadeln, Majestät, we-

nigstens nur zu Anfang, bis es sich daran gewöhnt, die päpstliche Gewalt von ihrer hohen Säule herabgestürzt zu sehen. Es wird seine abergläubische Furcht vor derselben verlieren, wenn es sieht, dass sein König über ihr steht und deren Drohungen verlacht. Die Protestanten, die Anhänger Luthers, denen Ihr in Eurem Land ein Asyl öffnet, werden Euer Werk vollenden, Majestät, und dem Volk die Augen auf tun.«

»Der Papst wird mich und das Land mit dem Interdikt belegen ...«

»Der freie König verlacht solche ohnmächtige Waffen. Der Bannstrahl schreckt keinen Herrscher mehr, der fest zum Licht aufblickt und sein Volk durch ein neues geistiges Leben ebenfalls befreien will. Das Interdikt ist einem Schwert gleich, das seine Schneide verloren hat, dessen Eisen von Alter und Missbrauch stumpf geworden ist.«

»Wie sollte aber dieser Schritt meine eheliche Verlegenheit lösen?«, fragte Heinrich gespannt.

»Beruft als Haupt der Kirche in England eine Prälatenversammlung, Majestät, damit diese, die erste Ehe, als gegen Gottes Gesetz verwerfe. Und damit ihnen keine Wahl bleibe, geht mit Lady Anne einstweilen eine geheime Trauung ein. Wer wird Euch dann noch scheiden wollen? Namentlich, wenn Lady Anne vielleicht dem Land den erwünschten Thronerben schenkte.«

»Genug, genug«, rief Heinrich aus. »Ich folge Euch, sollte ich auch in dem Kampf zu Grunde gehen. Anne wird mein Weib! Geschworen sei es noch einmal, trotz Papst und Kaiser. Ich will nicht länger Vasall des Papstes sein, sondern ein freier Fürst im freien Land, dem auch die Priester gehorchen sollen. Ein König ist kein Schulkind mehr, das sich unter der Rute des Tyrannen demütig beugt. Der Würfel ist gefallen, die Kette gesprengt, die

uns fesselte. Von heute an hört Roms Herrschaft auf Englands Boden auf! Frei! Frei! Über mir keine Macht mehr als der allmächtige Gott!« Seine Augen leuchteten, seine bleichen Wangen glühten, sein Haupt hob sich stolz und kühn empor, während seine rechte Hand den Griff seines Degens fasste.

Cromwell warf sich vor seinem Herrn nieder und küsste dessen Hände mit schwärmerischer Begeisterung.

»Euer Name wird unsterblich in der Geschichte leuchten, Majestät! Ihr werdet als königlicher Reformator ein Stern und Leiter für Tausende werden!«

»Und mit dem meinen wird sich auch Euer Name vereinigen, Cromwell«, versetzte Heinrich huldvoll. »Ihr habt der Sache Worte und Gewand verliehen, was mir nur unbestimmt wie in einem Traum vorschwebte. Nur in einem Punkt stimme ich nicht mit Euch. Die ketzerische Lehre nehme ich nicht an. Im Herzen bleibe ich gut katholisch. Behüte mich Gott, dass ich dem Wittenberger mich unterordnete. Ich vertauschte da nur einen Herrn mit einem anderen.«<sup>2</sup>

»Das ist auch nicht nötig, Majestät«, erwiderte Cromwell. »Ihr braucht Euch für jetzt gar nicht über Glaubenssachen auszusprechen. Aber Ihr gebt in Eurer Opposition gegen den Papst still die Hoffnung, dass Ihr zu Luther stoßen werdet. Durch den Schein gewinnt Ihr die deutschen Theologen für Euch. Seid Ihr erst in Wirklichkeit als Haupt der Kirche anerkannt, dann haltet es mit den Glaubensartikeln wie Ihr wollt.«

»Cromwell, Ihr seid Wolseys würdiger Schüler!«, rief Heinrich vergnügt aus und schlug dem Minister derb auf die Schulter.

»Nur in einem Punkt gleiche ich dem hohen Lehrer«, sagte

---

<sup>2</sup> Heinrichs eigene Worte

Cromwell, »in meiner Liebe zu meinem Herrn.«

»Und die soll Euch reichlich belohnt werden«, sagte Heinrich. »Einstweilen tragt diese Kette zum Andenken an diese ernste Unterhaltung. Lady Anne wird Euch selbst danken.«

»Sie wird sich Eures Entschlusses freuen, Sire«, sagte Cromwell.

»Da erinnert Ihr mich daran, dass ich sie seit mehreren Tagen nicht gesehen habe. Gleich heute reiten wir zu ihr. Von meinen Lippen zuerst soll sie beides, die Nachricht von der Bulle und unsere Antwort darauf vernehmen. Mein Weg ist plötzlich klar geworden. Cranmer muss aus Wien von seiner Gesandtschaft abberufen werden.<sup>3</sup> Er ist ein tüchtiger Gelehrter. Wir können solche Theologen brauchen.«

»Es geht das Gerücht von ihm«, warf Cromwell zögernd ein, »dass er im Geheimen zu der neuen Sekte übergegangen sei.«

»Umso besser«, sagte Heinrich, »dann haben wir von seiner Seite keinen Widerstand zu befürchten. Der Mann hat *Uns* gute Dienste geleistet. Der Erzbischof von Canterbury ist alt und schwach. Wir bedürfen eines erfahrenen Rates.«

»Warum nicht Cranmer an seine Stelle ernennen?«, fragte Cromwell.

»Der Papst wird seine Wahl nicht gutheißen.«

»Als Haupt der englischen Kirche«, versetzte Cromwell lächelnd, »bedarf Heinrich des Papstes Gutheißen dazu nicht. Ihm steht es allein zu, die geistlichen Stellen im Land zu besuchen!«

»Bei unserer erhabenen Patronin, Mann, Ihr habt recht!«, rief der König frohlockend.

»Cranmer Erzbischof von Canterbury, Primas der englischen

---

<sup>3</sup> Cramner war an den Kaiser Karl V. gesandt worden.

Kirche! Er muss meine zweite Ehe einsegnen und mir helfen, die rebellischen Priester im Zaum zu halten. Schreibt ihm, dass er unverzüglich zu uns zurückkehren soll. Es warte eine große Arbeit auf ihn.«

## 2.

### *Annes Krankheit und Genesung*

Es war gegen Mitternacht, als der König mit seiner gewöhnlichen Begleitung in Windsor ankam und vor dem großen, stattlichen Portal hielt. Man hatte bereits geschlossen, aber vom Turm herab ertönte laut und schrill das Alarmhorn. Die Diener stürzten halb angekleidet herbei, das Tor wurde geöffnet und Heinrich ritt durch den gewölbten Gang in den inneren Hof. Kaum war er von seinem erhitzten Pferd abgestiegen, als Mary Ganysford, das vertraute Kammerfräulein Annes, mit bestürzter Miene sich durch die Diener drängte und vor ihm niedersank.

»Was wollt Ihr, was ist vorgefallen?«, fuhr er erstaunt das Mädchen an.

»Lady Anne! Verzeihung! Gnade, Majestät! Es war nicht meine Schuld!«

»Eure Schuld? Bei allen Legionen Teufeln, Mädchen, redet deutlicher!«

»Lady Anne weiß alles ... alles, Majestät! Sie stirbt! Heilige Mutter Gottes, sie stirbt!«

Heinrichs Lippen entfuhr ein lauter Ausruf der Bestürzung, dann wandte er sich hastig von der Knienden ab, warf seinen weichen Pelzmantel auf den Boden und stieg die breite Wen-

deltreppe hinauf, welche zu den königlichen Gemächern führte.

Die Diener aber drangen stürmisch in Mary und fragten nach dem Grund der Bestürzung.

Es war bald erzählt. Jemand von Annes nächster Umgebung hatte dieser die Nachricht von der päpstlichen Bulle mitgeteilt. Die unerwartete Kunde, verbunden mit Heinrichs ungewöhnlicher Abwesenheit, hatte sie überwältigt und besinnungslos zu Boden geworfen.

»Wer hat es gewagt?«, fragte Lord Norris zornig.

»Gewiss weiß ich es nicht«, antwortete Mary, »aber ich glaube, es kann niemand anderes gewesen sein als Lady Rocheford<sup>4</sup>, denn sie befand sich einige Augenblicke allein mit der Marquise im Schlafgemach.«

»Ha, das sieht dem ränkesüchtigen, boshafte[n] Weib gleich!«, riefen mehrere der Umstehenden aus.

»Sie hasst ihren Gatten, weil er die Schwester mehr liebt als seine schlechte Gemahlin«, sagte Norris. »Aber dieses Mal hat ihre Tücke ihr die eigene Falle gegraben. Der König lässt ihr dies nicht ungestraft hingehen.«

Heinrich befand sich indessen am Bett seiner Geliebten, die von ihren harrenden Frauen umgeben war. Man machte sogleich dem König Platz, der sich über die Bewusstlose beugte, sie in seinen Armen aufrichtete und ihr Haupt an seine Brust lehnte.

»Anne, Anne! Mein Leben, meine Liebe!«, rief er aus, indem er die blutlosen Lippen in leidenschaftlicher Glut küsste. »Blick auf! Ich bin es!«

Da zuckte die Ohnmächtige leicht zusammen. Mary Gains-

---

<sup>4</sup> Annes Schwägerin

ford hielt ihr ein Riechfläschchen mit starken Essenzen vor und befeuchtete damit die geschlossenen Augen. Langsam und schwerfällig schlug Anne endlich die großen dunklen Augen auf und eine flüchtige Röte färbte ihre Wangen, als sie sich in den Armen des Monarchen sah und dessen Kuss fühlte.

»Kommt Ihr wieder?«, stammelte sie leise, kaum hörbar.

»Ich? Gotts Tod! Freilich! Geschäfte hielten mich wider Willen von dir entfernt, mein süßes Leben! Aber sei wieder getrost, mein Engel, wir bleiben jetzt mehr beisammen!«

»Und es ist nicht wahr, dass Ihr mich verstoßen habt?«, fragte das Mädchen, bittend zu ihm aufsehend.

»Ich?«, rief Heinrich so heftig aus, dass Anne bebte. »Wer hat es gewagt, solche Lüge auszusprechen, wer?«

»Fragt nicht, mein teurer Herr«, bat Anne. »Es ist genug, dass es eine Unwahrheit ist. Ich fühle mich besser. Eure Nähe hat mich dem Leben wiedergegeben!«

Heinrich küsste sie abermals leidenschaftlich. Seine Augen hafteten glühend auf dem weißen, vollen Busen, den die Kammerfrauen teilweise aus dem engen Samtmieder befreit hatten. Errötend wurde Anne nun erst ihres Zustandes inne und zog hastig das Mieder zusammen.

»Ich bitte Eure Majestät, sich jetzt zurückzuziehen«, sagte sie zärtlich. »Ich bedarf der Ruhe. Morgen werde ich umso heiterer Eure hohe Gegenwart genießen können.«

»Es sei«, antwortete Heinrich, indem er sie sanft aus seinen Armen auf das Lager niederlegte. »Morgen werden wir über große Dinge sprechen und dafür Sorge tragen, dass künftig meine Gebote strenger eingehalten werden. Der Frevler soll der Strafe nicht entgehen, denn nur Hass und Bosheit konnten dir eine solche Botschaft unbefugt überbringen.«

Bei diesen Worten warf der König seine durchdringenden Bli-

cke auf die Kammerfrauen, welche erblassend die Augen senkten.

»Sie sind unschuldig, mein teurer König«, rief Anne, »alle, die Ihr hier seht!«

»Wo ist Lady Rochefort?«, fragte Heinrich plötzlich heftig. »Warum fehlt sie zu dieser Stunde, da sie die erste Ehrendame ist?«

Alles schwieg, auch Anne.

»Es ist gut«, sagte der König nach einer Pause. »Wir werden der Viper den Giftzahn nehmen, dass ihr Biss künftig unschädlich sei.«

Er verließ nach diesen Worten das Gemach. Anne aber ließ sich von ihren Frauen entkleiden und sank bald beruhigten Sinnes in die Arme des Schlafes.

Mary Gaynsford sowie der König hatten in Lady Rochefort, der Gemahlin von Annes Bruder, die Übeltäterin erraten. Schon lange hasste diese Frau, deren sittenloses Leben sie ihrem liebenswürdigen Gatten entfremdet hatte, die Schwägerin Anne und sah mit bitterem Neid das vertrauliche geschwisterliche Verhältnis. Blind gegen ihre eigenen Fehler glaubte sie nur in Anne den Grund ihrer ehelichen Zerwürfnisse zu entdecken. Anne selbst, obwohl sie fühlte, dass die Schwägerin sie nicht liebe, war weit entfernt, die ganze Tiefe ihres Hasses zu ahnen. Überhaupt war es Annes Schwäche, dass sie sich von jedermann in ihrer Umgebung geliebt glaubte, eine Schwäche, welche die schlaunen Höflinge nur zu gut benutzten.

Aus Liebe zu ihrem Bruder bewirkte Anne von ihrem königlichen Verehrer, dass er der Schwägerin verzieh. Doch erteilte ihr Heinrich in Gegenwart des Hofes einen strengen Verweis, wozu er die Drohung des Towers fügte, im Fall sich ähnliche Vergehen wiederholten.

Lady Rochefort senkte anscheinend reuevoll die Augen, solange sie in des Königs Gegenwart sich befand, aber als sie sich zurückzog, da wichen die Hofleute entsetzt vor dem entstellten, racheglühenden Antlitz dieser Frau zurück und ließen sie an sich vorübergehen. Ein jeder fühlte, ohne dass er es auszusprechen wagte, dass die Schlange nur umso sicherer die Gelegenheit benutzen werde, das Herz ihrer Feindin zu brechen.

### 3.

*Cranmer in Wien  
Seine Verheiratung mit Helene Neander*

In der kaiserlichen Hofburg zu Wien, besonders in der nächsten Umgebung des Kaiser Karl, sah man vergnügte, triumphierende Gesichter. Die päpstliche Bulle, welche Katharinas Ehe gut hieß, war dort mit großer Feierlichkeit veröffentlicht worden. Seine kaiserliche Majestät zeigte sich äußerst huldvoll gegen die fremden Gesandten und beschenkte freigebig die wundertätigen Madonnenbilder, denn nur diesen schrieb er die endliche Entscheidung des Papstes zu. Aber auch Cranmer, Heinrichs Gesandter erfreute sich der Sonnenstrahlen der kaiserlichen Gunst. Sei es, um den talentvollen, gebildeten jungen Mann für das Scheitern seiner Mission zu entschädigen, sei es, um diesen für sich zu gewinnen, genug, der Kaiser zeichnete ihn vor allen anderen Gesandten aus, überhäufte ihn mit kostbaren Geschenken und bot ihm eine reiche Pfründe an, falls er sich entschließen könne, sein Vaterland zu verlassen.

Cranmer lehnte das Letztere ab. Nicht dass er unter diesen Umständen, wo Heinrichs Aussöhnung mit Katharina durch

die päpstliche Bulle allen unwiderruflich bestimmt schien, sein Vaterland ungern verlassen hätte, sondern weil infolge seines Aufenthaltes auf dem Kontinent und seines häufigen Verkehrs mit den gelehrtesten Anhängern der Reformation seine Seele sich gegen die Bande der katholischen Religion auflehnte. Nur die Rücksicht auf den König, nur seine Dankbarkeit gegen Anne, hatten ihn von einem öffentlichen Übertritt abgehalten. Aber mächtiger als die Lehren der Reformatoren mochten wohl die süßen Blicke, das liebliche Antlitz Helenes, der siebenzehnjährigen Tochter Neanders, zu Cranmers Ketzerei beigetragen haben.

Helene hatte den Vater nach Wien begleitet, wo dieser gelehrte Theologe Konferenzen mit den Lutheranern pflegte, zu denen Cranmer sich gesellte. Zwischen Neander und dem lebenswürdigen Gesandten entstand in kurzer Zeit eine innige Freundschaft. Auf des Freundes Einladung besuchte Cranmer ihn in seiner Herberge und lernte Helene kennen.

Des Mädchens übliches, sittsames Wesen, ihre feine Gestalt, die blauen Augen und die weichen blonden Haare fesselten gleich anfangs Cranmers Blicke, die aufgeweckte, nach Wahrheit verlangende Seele, die Offenheit und Reinheit des Gemüts, die innige Liebe zu dem verwitweten Vater gewannen ihr bald sein Herz.

Das Zutrauen, das Wohlgefallen waren gegenseitig. Bald zahlte auch Helene in mädchenhafter Ungeduld die Stunden bis zur Wiederkehr von Cranmers Besuch, obwohl der Theologe nicht mit Worten seine Liebe ausgesprochen hatte, noch es zu tun wagte. Wohl flüsterte diesem oft eine Geisterstimme in stillen Stunden zu: »Sei mutig, bekenne frei deinen Glauben und entsage um Gottes willen der irdischen Schätze. In Helene empfängst du hundertfältig alles Verlorene wieder!« Aber Cranmer

war eine unentschlossene Seele, der es schwerfiel, einen entscheidenden Schritt zu tun. Er ließ sich lieber von anderen auf den richtigen Weg führen, sich von einem stärkeren Willen überreden.

Die Gültigkeitserklärung von Heinrichs Ehe erschien ihm wie ein Fingerzeig von oben, dass er sich von England losreißen sollte. Es war auch mehr als wahrscheinlich, dass Heinrich seiner Dienste nicht mehr bedürfe, ihm gern die Freiheit schenken würde. Dann, dann stand nichts mehr zwischen ihm und seinem Glück. Er würde die lutherische Konfession bekennen und dadurch den Zölibat abschwören.

Dem Freund Neander war der Kampf nicht entgangen, der Cranmers heitere Stirn nun trübte. Er hatte auch die Liebe erkannt und im stilleren, ängstlichen Wesen seiner Tochter das Bekenntnis einer hoffnungslosen Neigung gelesen.

Die päpstliche Bulle erfüllte daher sein väterliches Herz ebenfalls mit einer unverhohlenen Freude.

»Wir werden ihn behalten, Helenchen«, sagte der würdige Mann zuversichtlich. »Wir werden in ihm einen neuen, tüchtigen Gottesstreiter erringen. Der Papst selbst treibt ihn uns in die Arme.«

Helene lächelte, aber ihr Herz war nicht so zuversichtlich wie das ihres Vaters. Sie sah eine große Kluft zwischen sich und Cranmer, denn sie glaubte nicht, dass König Heinrich ihn entlassen werde.

»Wird sich zeigen«, sagte Neander. »Aber was in aller Welt sollte der König jetzt von ihm wollen, wenn er bigott katholische Gemahlin wieder zu sich nimmt?«

»Ja, wenn er das tut«, versetzte Helene ungläubig. »Ich kann es mir kaum denken. Und wenn er Anna wirklich so liebt, wie man behauptet, und sie so reizend und gescheit ist, wie Cran-

mer sie schildert, dann dauert mich fast der König.«

»Lenchen, Lenchen!«, drohte der Vater lächelnd.

»Nun«, erwiderte das Mädchen errötend, das liebe Haupt senkend, »ich weiß schon, dass Heinrich unrecht tut, aber es muss schrecklich sein, jemand zu verlieren, den man liebt.«

»Ja, mein Kind. Gott bewahre dich vor einem solchen Schicksal!«

»Horch, es kommt jemand auf unsere Tür zu!«, rief Helene, rasch von ihrem Sessel aufspringend. »Herr Cranmer ist es, Väterchen!« Dabei eilte sie zur Tür und öffnete sie, ehe der davorstehende Cranmer dies tun konnte.

Der Vater aber lächelte still vor sich hin. »Wahrlich, sie erkennt seinen Schritt schon von Weitem! Kein Zweifel, dass sie ihn liebt. Ah, guten Abend, lieber Freund!«, rief er dem Eintretenden zu. »Sieht man Euch auch wieder bei uns? Hattet uns wohl am Hof vergessen? Aber wie, was hat es gegeben, Freundchen? Ihr seht ganz verklärt aus!«

»Ich bin glücklich, ich bin selig!«, rief Cranmer stürmisch aus, warf dann ein dickes Schreiben dem Vater zu, fasste die verwirrte Helene in seine Arme und drückte sie an sein laut klopfendes Herz.

»Cranmer, Mann, seid Ihr von Sinnen oder ist das tausendjährige Reich im Anzug?«, rief der Gelehrte aus.

»Ja, ein tausendjähriges Reich der Liebe bricht für mich heran, Väterchen, in diesem lieben, holden Kind! Heinrich von England trotz der päpstlichen Bulle, er führt die Reformation ein, und ich darf meine süße Helene als Gattin heimführen, wie es Gottes Gesetz angeordnet hat. Aber lest nur selbst, Vater!«

Neander schüttelte misstrauisch das Haupt, entfaltete jedoch das gewichtige Schreiben und war bald ganz darin vertieft.

Unterdessen hielten sich die Liebenden im Arm. Helenes zar-

tes, wie eine schöne Rose erglühtes Antlitz ruhte an Cramners Brust. Er hatte sie nicht gefragt, ob sie ihn liebe und sie ihm dies nicht mit Worten versichert. Aber in dem liebevollen, seligen Blick der blauen Augen, in ihrer willenslosen Hingebung lagen eine deutliche Antwort.

Sie war sein, schon lange, ihr jungfräuliches Herz hatte sich ihm zum Eigentum unbewusst hingegeben, die Schranke übersehend, die beide zeitlebens zu trennen drohte.

»Du bleibst nicht mehr Priester?«, flüsterte sie ihm zu.

»Priester bleibe ich, mein süßes Täubchen, aber nicht im Sinne der katholischen Lehre. Nein, jetzt erst werde ich ein echter Priester, ein Diener Gottes nach dem Gebot seines Apostels, der auch diesem die liebende Gattin zur Gehilfin, zum Trost und zur Stütze gestattete. Denk dir ein schönes Pfarrhäuschen am Rhein, meine Helene, und wir darin die glücklichen Pfarrleutchen!«

»Und den Vater bei uns«, setzte Helene hinzu. »Ja, das wird schön sein, ganz wie ich es mir oft als Kind ausgemalt habe, ehe ich etwas von der Liebe wusste. Väterchen, höre nur! Du ziehst zu uns, deinen Kindern!«

»Ja«, antwortete dieser, das Schreiben niederlegend, »das klingt schön, aber in aller Welt, Cranmer, hier steht der Befehl, dass Ihr unverzüglich zurückkehren sollt, weil der König Eures Rates dringend bedürfe!«

Bestürzt blickte Helene zum Geliebten auf und schlang dann ihre Arme um seinen Nacken. »Du gehst nicht fort, wir lassen dich nicht wieder los«, sagte sie zärtlich.

»Nein, mein Leben, ich werde dem König schreiben, dass ich für immer England verlasse und das Papsttum ebenfalls«, antwortete Cranmer, die schöne Stirn Helenes küssend.

»Hm«, sagte bedenklich Neander, »das ist hier indessen eine

Ehrensache, Cranmer! Darüber müssen wir erst ernstlich reden.«

»Ihr werdet uns nicht trennen, Herr«, bat Cranmer ängstlich.  
»Bedenkt ...«

»Dass ich mit einem Liebenden rede«, sagte Neander freundlich lächelnd. »Nun, ich sehe es, ja, wie es mit Euch beiden steht, und freue mich darüber. Habe es mir gedacht, es müsse noch so kommen. Wenn es Gottes Wille ist, dass ihr ein Paar werdet, so habt ihr meinen Segen dazu.«

Helene stürzte sich in die Arme ihres Vaters und küsste ihn zärtlich. Aber dennoch verblieb die Wolke auf seiner Stirn und eine düstere Vorahnung in seiner Brust.

Misstraute er Cranmers Entschluss? Nein, nicht seinem Entschluss, aber seiner Beharrlichkeit, seinem festen Widerstand gegen die Lockungen des englischen Königs, der dem pflichttreuen Mann mehr galt als sein Töchterchen.

»Geh du jetzt und besorge für uns den Nachimbiss, Kind«, sagte er nach einer kleinen Weile. »Ich will indessen mit Cranmer über dieses Schreiben reden.«

Helene erhob sich und eilte hinaus.

»So, jetzt sind wir allein, lieber Cranmer«, fing Neander an.  
»Also wollt Ihr wirklich den katholischen Irrglauben abschwören und zur reformierten Lehre treten?«

»Dessen bin ich willens, Herr. Ihr wisst, schon lange kämpft der Entschluss in mir. Nicht von heute stammt die Überzeugung her, dass Eure Lehre von Gott ist.«

»Ich weiß es«, antwortete Neander ernst, »und freue mich darüber, denn nie würde ich mein Kind einem Mann anvertrauen, der um irdischer Liebe willen seinen Glauben wechselt. Aber ich bin in mir nicht einig über den Weg, den Ihr einschlagen müsst. Ist es dem König Ernst mit seiner Opposition gegen die

teufliche Gewalt des Papstes, wie ich hoffe, und will er die Re-  
formationslehre in England einführen, so bedarf er dazu treuer,  
aufgeklärter Männer, die ihm helfen und ihn unterstützen. Mir  
ist, als dürftet Ihr Eure Hand nicht von dem geistigen Pflug ab-  
ziehen, der den verdorbenen Boden für einen reinen, unver-  
fälschten Samen neu umackern soll für den Samen von Gottes  
heiliger Schrift.«

»Heinrich wird tüchtigere Leute finden, bessere Gelehrte, als  
ich bin«, sagte Cranmer.

»Es handelt sich zunächst nicht um Talent«, sagte Neander,  
»sondern um einen Mann, dessen ruhiger, gottesfürchtiger Ein-  
fluss den wilden englischen Eber zu lenken und seinen Sinn zu  
veredeln versteht. Ihr seid auf eine so wunderbare Weise zu  
ihm geführt worden und habt so schnell sein Herz gewonnen,  
dass ich glauben möchte, Gott selbst berief Euch zu dem hohen  
Posten.«

»Aber Helene, Vater! Ihr werdet nicht verlangen, dass ich sie  
den Wünschen Heinrichs aufopfere?«

»Nein, das folgt keineswegs daraus. Ihr könnt in England wir-  
ken und dennoch Helene besitzen. Führt Heinrich die Reforma-  
tion durch, so hebt er natürlicherweise auch das Satansgesetz,  
das Zölibat der Priester auf.

»Wer bürgt uns dafür?«, fragte Cranmer.

»Heinrich ist gewalttätig. Nicht Frömmigkeit, sondern der  
Zorn gegen den Papst treibt ihn zum Widerstand.«

»Aber er ist ein weiser König daneben. Wenn Ihr sein Rat wer-  
det, fällt es Euch nicht schwer, ihm zu beweisen, wie er durch  
die Ehe der Priester diese fest an sich und den Staat kettet, denn  
schon um Weib und Kinder willen ehrt der Geistliche die Ge-  
setze des Staates, dessen Bürger er wird. Dann führt Ihr die Hei-  
lige Schrift in der Landessprache ein und errichtet Schulen. Das

sind Mittel, vor denen die Nacht des Papsttums weichen muss wie der Nebel vor den Strahlen der Sonne. Unwissenheit ist die Mutter des Aberglaubens, das Bollwerk des Fanatismus. Begünstigt die Wissenschaften und das Lesen guter Bücher, so fällt das Gebäude langsam, aber sicher zusammen.«

»Ihr glaubt also ...«, sagte Cranmer, offenbar über Neanders Rede bestürzt.

»Dass man seine eigenen Wünsche, seinen eigenen Willen dem des Herrn aufopfern soll«, war die Antwort. »Ich glaube, Eure Pflicht gegen den König und gegen das heilige Werk gebieten es, dass Ihr wenigstens auf kurze Zeit nach England zurückkehrt. Helene ist noch jung, und Eurem Wort vertrauend, wird sie willig einige Jahre auf die Verbindung mit Euch warten.«

»Nein«, rief Cranmer heftig aus, »ich scheidet nicht von dem teuren Mädchen, ehe ich es fürs Leben an mich gebunden habe! Wer weiß, welche Versuchungen mir dort drohen, Vater, oder welche Leiden. Der Mensch ist schwach. Gebt meiner Seele den festen Halt, dass ich nicht mehr zurücktreten kann, ohne Euer Kind unglücklich zu machen!«

»Ich verstehe Euch nicht«, sagte Neander. »Die Reformation wird in England eingeführt, und dann darf auch ich frei meine Ehe bekennen«, sprach Cranmer. »Der Umstand, dass ich das Zölibat abgeworfen habe, schützt mich gegen jede Verlockung des Königs oder des Papstes, spornt mich zu neuem Eifer für das gute Werk. Lasst Helene meine Frau werden, ehrwürdiger Herr, ehe ich nach England zurückkehre.«

»Ohne die Erlaubnis des Königs, ohne ein öffentliches Bekenntnis? Das wäre doch gewagt!«

»Ich will es wagen!«, rief Cranmer. »Offen werde ich mit Helene vor den König hintreten und ihm sagen: Das ist mein lie-

bes, holdes Weib, das ich mir aus deutschem Lande geholt habe.«

»Wenn Ihr auch dazu den Mut hättet«, sagte Neander, »so litte ich es nicht. Ehe Eure Stellung im Land gesichert und Euer Weg klar ist, gebe ich mein liebes Kind, mein Ein und mein Alles auf Erden, nicht weg. Ist Helene mit Euch einverstanden, Eure Gattin zu werden, mag es sein; aber nur im Stillen, vor der Welt noch im Geheimen. Geht Ihr dann nach England und redet mit dem König. Das Weitere wird dann bald zeigen, wie die Stellung der englischen Geistlichkeit sich gestaltet. Einstweilen bleibt Helene hier oder am Rhein unter meinem Schutz, bis Ihr sie mit Ehren auch vor der Welt Eure Gattin nennen könnt, wie sie es vor Gott sein wird. Für heute Abend jedoch schweigt Ihr darüber. Ich will selbst mit Lenchen ruhig reden und Euch Bescheid und Antwort geben.«

Hier trat Helene mit der Dienerin ein, welche die zubereitete, einfache Nacht Mahlzeit hereintrug.

Es waren noch einige glückliche, selige Stunden, welche die drei Menschen miteinander feierten, von einer späteren Zukunft redend und scherzend. Die Wolke auf der Stirn der Männer verschwand in den sonnigen Bildern, die Helenes Fantasie ihnen entwarf.

*Ich kann nicht glauben, dass es Gottes Wille sei, dass ich Helene verlasse,* dachte Cranmer düster, indem er langsam und in Gedanken versunken seinen Weg durch die engen Gassen der alten Reichsstadt zu seiner Wohnung nahm.

»Mir ahnt nur Unheil und Kummer für uns beide durch diese Trennung. Ich misstrauere den reformatorischen Plänen Heinrichs. Neander hat recht, wenn er Vorsicht anempfiehlt und sich weigert, Helene dem Zorn des Königs preiszugeben, der unfehlbar sie treffen wird, wenn dieser unsere Ehe entdeckte. Ja,

sie muss hier in Sicherheit, unter dem Schutz ihres Vaters bleiben, bis ich meine Entlassung von Heinrich erlangt habe. Aber nur als meine Gattin verlasse ich sie! Die Sehnsucht nach ihr wird meinen Mut in dem schweren Kampf, der mir in England bevorsteht, aufrechterhalten. Aber muss ich denn nach England zurückkehren?«, fragte er sich abermals. »Warum muss ich, da es gegen meine Überzeugung ist? Ich gehe nicht aus freiem Willen, sondern weil Neander, der edle, weise Mann, es für Gottes Willen hält.«

»Gottes Wille!«, wiederholte sich der junge Mann gedankenvoll. Die Zukunft wird beweisen, ob Neander recht hat.«

Einige Tage später wurden Helene und Cranmer in aller Stille, nur von den nötigen Zeugen begleitet, von einem lutherischen Priester getraut. Darauf verabschiedete sich Cranmer vom Kaiser und reiste mit seiner Gattin und Neander an den Rhein, wo Letzterer seinen Wohnsitz besaß.

Mehrere Wochen verweilte hier der glückselige Gatte unter dem Namen eines protestantischen Edelmanns. Ungeachtet der wiederholten Ermahnungen Heinrichs vermochte er sich lange nicht aus den Armen der Liebe zu reißen. Endlich jedoch musste es sein, denn schon drückte Heinrichs letztes Schreiben Verdacht aus. Mit unsäglichem Schmerz küsste er das liebliche junge Weib und gelobte beim Abschied feierlich, dass die Trennung nicht lange währen solle.

»Sehe ich dich nicht wieder, so sterbe ich«, stammelte Helene, als sie halb bewusstlos in seinen Armen lag.

»Helene, Gott wird mich und dich beschützen«, sagte Cranmer. »Vertraue ihm, mein holdes Lieb, und bete für unser Glück.«

»Du wirst ihn wiedersehen, meine Tochter«, sprach Neander. Aber die Stimme des frommen Mannes klang nicht mehr so ver-

trauensvoll, so sicher wie bisher.

Zeuge der innigen Liebe des Ehepaares, ihres herben Schmerzes bei der von ihm herbeigeführten Trennung, war ihm selbst nun die Frage in der Seele aufgestiegen, die Cranmer oft an sich gestellt hatte: *Ist es in Wahrheit Gottes Wille?*

Sein Herz hatte ihm eine unklare Antwort erteilt.

*Vielleicht habe ich mich dennoch getäuscht*, dachte der redliche Mann. »Vielleicht sollte Helenes Liebe eben Cranmer von England entfernen? Wer weiß, ob er kräftig genug ist, den Verlockungen des Königs zu widerstehen, seinen Glauben unerschrocken zu verkündigen? Nun, es muss sich ja bald zeigen«, fügte er hinzu und eilte, die erschütterte Tochter, die verlassene siebenzehnjährige Gattin zu trösten.

#### 4.

##### *Cranmers Rückkehr nach England Heinrichs Unterredung mit Cranmer*

»Ah! Cranmer!«, rief König Heinrich diesem zu, als er denselben im Audienzsaal empfing. »Willkommen, willkommen, in unserem schönen Land! Habt Euch aber lange bitten lassen, Mann, ehe Ihr unserem königlichen Ruf folgtet. Am kaiserlichen Hofe geht es wohl glänzender zu als bei uns. Aber es werden auch hier bessere Zeiten kommen!«

»Vergebung, Majestät«, erwiderte Cranmer, demütig das Knie beugend. »Ich befand mich in den letzten Monaten nicht mehr am Hofe, sondern am Rhein bei meinem lieben Freund, dem gelehrten Theologen Neander.«

»Wohl ein Lutherischer?«, fragte Heinrich rasch.

»Ein echter Protestant, Majestät«, erwiderte Cranmer, »und ein lebhafter Verehrer König Heinrichs.«

»Ah! Wir könnten ihn vielleicht hier brauchen. Doch halt! Ist er verheiratet? Hat er Kinder?«

»Nur eine Tochter, siebenzehn Jahre alt, Majestät.«

»Dann soll er nicht nach England kommen«, sagte Heinrich.

»Sind Eure Majestät gegen die Aufhebung des Zölibats?«, fragte Cranmer gespannt.

»Nun, so entschieden sind wir noch nicht darüber. Alle Dinge haben zwei Seiten. Es würde vielleicht die Geistlichkeit im Allgemeinen an uns binden, aber dagegen laden wir uns auch eine Verantwortung auf, wenn wir die Ehe gestatten, denn wir müssen für den Unterhalt der Familien sorgen. Lady Anne dort spricht zwar der heiligen Ehe mächtig das Wort«, fügte Heinrich mit einem schelmischen Blick auf diese zu, welche am Fenster saß.

»Weil ich glaube, dass das Weib dem Mann zur keuschen Gehilfin geschaffen wurde«, erwiderte Anne entschieden. »Gottes Gebot ist, dass jedermann ohne Unterschied sein eigen Weib habe, dem er anhänge und alle Sittenlosigkeit verachte und verwerfe. Das freie Gelübde der Keuschheit, das man ablegt, um Gottes Reich besser zu dienen, ist erhaben und verdient Achtung, wenn es mit reiner Seele gehalten wird. Majestät wissen besser als ich, wie es mit der Sittlichkeit der Geistlichen auch in unserem Land steht.«

»Ja, Gottes Tod, das wissen wir!«, rief der König aus. »Wie tief der moralische Schlamm und Unrat aufgehäuft ist, zeigt sich erst jetzt, nachdem wir angefangen haben, die Klöster aufzuheben oder zu durchsuchen. Da fand man, dass von der berühmten Abtei Clarefond im Westen ein geheimer Gang in das benachbarte Nonnenkloster Ladywood führte.«

»Schändlich!«, sagte Cranmer.

»Aber das ist noch nicht das Schlimmste! Diese Nönnchen, weil sie Weiber sind wie andere, hatten Kinder, die aber nicht sichtbar werden durften.«

»Man hat sie ermordet, natürlich!«

»Ja, meine Beamten ließen in einem Keller graben, weil sie dort Schätze vermuteten, und fanden einen ganzen Wall von Kinderknochen und Skeletten.«

»Mein Gott!«, rief Cranmer entrüstet aus. »Diese Gräuel und entwürdigenden Schandtaten werden Eure Majestät nicht ungestraft lassen!«

»Nein, bei Gott nicht!«, rief dieser zornig aus. »Die Sünder drohten mir zwar mit dem Zorn des Papstes und den Racheblitzen des Himmels. Aber ich ließ mich nicht irremachen. Die beiden Wespennester ließ ich rein ausplündern, den geheimen Gang verschütten und vermauern, und dann, als ich erfuhr, dass die ehrwürdige Mutter mit dem Prior ihren Schafen das Beispiel zur Unzucht gegeben hatte, wurden beide, angesichts ihrer Brüder- und Schwesternschaft bis aufs Blut gezeißelt. Es war gerade Fastenzeit, aber ich stehe dafür, die Selbstpönitenz war bei ihnen nicht sehr streng beachtet worden.«

»Wie verhielt sich das Volk bei dieser Gerechtigkeitspflege?«, fragte Cranmer.

»Ganz vortrefflich, still wie die Mäuse. Ich war auf eine Empörung gefasst, aber es scheint, sowohl der Adel als auch das Volk billigt die Verminderung der Klöster, namentlich der Bettelmönche.«

»Die vertriebenen Ordensbrüder werden Unruhen stiften«, sagte Cranmer ängstlich.

»Gnade sei mit ihnen, wenn sie das wagen«, rief Heinrich drohend aus. »Ich weiß, diese grässlichen Höhlen dienen auch zu

Komplotten jeder Art, zu geheimen Versammlungen, in denen man mich verflucht und mich den leibhaftigen Beelzebub schmäht.<sup>5</sup> Solange sie hinter ihren Mauern sich verborgen halten, ist ihnen schwer beizukommen. Aber wenn ich sie einmal fasse oder wenn sie einen Aufruhr anzetteln, dann sollen sie es büßen. Trotz der Weihen auf ihren kahlen Köpfen werden diese nicht fester am Hals sitzen als bei anderen Verbrechern.«

»Wie, Majestät, das wollt Ihr wagen?«, sagte Cranmer überrascht, »wollt die Priester der weltlichen Strafe unterwerfen?«

»Warum nicht?«, fragte Heinrich. »Muss doch ein Laie sterben, der des Hochverrats gegen seinen Fürsten beschuldigt wird. Warum sollte ein Pfaffe ungefährdet dasselbe Verbrechen begehen dürfen? Nein, Ehre der geistlichen Macht, solange diese in ihren Grenzen bleibt, nur mit geistlichen Dingen sich befasst. Aber wehe den Geistlichen, wenn sie die Gesetze des Landes übertreten und das Volk zum Aufruhr reizen!«

»Majestät haben geruht, mich kommen zu lassen?«, fragte Cranmer. »Darf ich fragen, zu welchem Zweck?«

»Oh, oh, freilich. Ich hatte das ganz vergessen, Mann«, rief der König. »Nun im Augenblick sollt Ihr Euch nur behaglich bei uns wieder einrichten, bis wir Euch ein Amt übergeben können. Ihr bleibt doch gern bei uns?«

»Majestät sind zu gnädig. So lange bleibe ich, wies Eure Majestät meiner Dienste bedarf«, antwortete Cranmer ausweichend.

»Gut, dann wird das wohl Euer Leben lang sein«, rief Heinrich in froher Stimmung aus. »Der Erzbischof von Canterbury ist kränklich. Ihr sollt sein Adjunkt werden, vorläufig Euch in das Amt hineinarbeiten und dann ... nun wer weiß, was geschieht«,

---

<sup>5</sup> Prioren waren es, die sich heftig gegen Heinrichs Obergewalt auflehnten.

fügte er lächelnd hinzu. »Heinrich weiß seine treuen Diener zu belohnen.«

Cranmer war leichenblass geworden. Die Sitte erforderte, dass er dem Monarchen kniend für die Huld dankte, allein er blieb regungslos stehen und blickte den König wie ein Träumender an.

»Nun? Die Aussicht auf die Primatenkrone scheint Euch zu verwirren und zu erdrücken«, sagte Heinrich. »Eure Bescheidenheit und Demut ist allzu groß, Cranmer.«

»Ich bin noch ein Kirchenuntertan des Papstes, Sire«, stammelte Cranmer, »der Papst würde die Wahl nicht bestätigen. Er kennt auch meine freisinnigen Ansichten, da er mich sogar als einen Ketzer bezeichnet hat.«

»Wird sich finden«, sagte Heinrich ungeduldig. »Übrigens merkt Euch ein für alle Mal: Ich bin das Haupt der Kirche in meinem Land und besitze somit die Gewalt, meine Diener nach Belieben zu ernennen.«

»Des Papstes Gutheißen zu Cranmers Wahl, wenn einmal die Stelle vakant ist«, sagte Anne, »kann man auch erkaufen. Das Geld ist ein Zauberwort, vor dem das päpstliche Gewissen schweigt. Um Geld spräche der heilige, unfehlbare Vater sogar den Erzketzer Luther heilig.«

»Nehmt Euch in Acht, Lady Anne«, drohte Heinrich ihr mit dem Finger.

»Ich fürchte keinen Papst, wenn Heinrich mich beschützt!«, rief diese aus, eilte auf den König zu und umfing ihn liebevoll.

»Aber wenn er wirklich seine Drohung ausführte, uns in das Interdikt täte, Liebchen!«

»Auch das kümmert mich nicht, solange diese kräftigen Arme mich halten«, antwortete das Mädchen. »Heinrich ist mein Beichtvater und gibt mir die Absolution für alle Sünden.«

Heinrich küsste sie zärtlich. »Ihr seht, Cranmer, es ist bei uns noch beim Alten. Die treue Liebe bietet Papst und Kaiser Trutz. An Euch richten wir die Bitte, so schnell wie möglich das letzte Hindernis zu unserer Verbindung zu beseitigen. Ihr müsst das Werk vollenden, das Ihr angefangen habt und unsere Hände bald auf ewig vereinigen, wie die Herzen es schon lange sind.«

»Dann, wenn diese Stunde vorüber sein wird, wenn Ihr meiner nicht mehr bedürft, dann, Majestät, darf ich mich zurückziehen? Nach Deutschland gehen?«, fragte Cranmer dringend.

»Gottes Tod! Ihr seid ein wunderlicher Patron«, rief Heinrich lachend aus. »Andere Leute erwarten Belohnung von uns nach einem geleisteten Dienste, Ihr, dass wir Euch in die Verbannung senden.«

»Nicht Verbannung, Majestät«, stammelte Cranmer. »Ich habe dort liebe, liebe Freunde zurückgelassen.«

»Und ich wette, auch eine liebe Freundin«, rief Anne lachend aus. »Ja, ja, Cranmer, Eure Verlegenheit verrät Euch. Am Rhein soll es schöne Mädchen geben!«

»Wie, mein ehrwürdiger, ehrbarer Cranmer hätte sich dort ein Liebchen gesucht?«, fragte Heinrich halb komisch, halb erzürnt. »Nun, wundert mich eben nicht, denn am kaiserlichen Hof, selbst bei Kirchenfesten, soll es mehr verrufene Dirnen als ehrliche Weiber geben.«

»Majestät irren sich«, sagte Cranmer mit edler Festigkeit. »Das Mädchen, das ich liebe und dessen Andenken ich im Herzen trage, ist nie meine Geliebte gewesen, noch wird sie es werden.«

»Dann will ich sie kennenlernen!«, rief Anne aus. »Was meint Ihr, würde sie sich entschließen, zu uns zu kommen?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Cranmer verlegen, »sie ist noch jung und schüchtern, würde ihren Vater nicht verlassen.«

»Es ist die junge Tochter Neanders!«, rief Anne plötzlich schel-

misch aus. »Gesteht nur, dass Ihr um ihretwillen so lange am Rhein bleibt!«

»Lady Anne spricht die Wahrheit«, entgegnete Cranmer, die Hand derselben küssend. »Es hielt schwer, die holde Gegenwart zu fliehen! Nur der Gedanke an Euch ...«

»Schmeichler!«, sagte Anne, indem sie ihm wohlgefällig die Hand entzog. »Nun, dient Eurem König treu und helft ihm, seine schwere Aufgabe zu lösen, dann wird auch Eure junge Freundin in mir eine treue Beschützerin finden. Wenn Ihr an sie schreibt, meldet ihr, dass wir ihrer huldvoll gedenken. Bittet sie, dass sie auch für uns bete.«

Cranmer verließ die königliche Braut mit schwerem Herzen und blutender Seele. Er dachte an Helene, an sein schönes, junges Weib am Rhein, das täglich um seine Rückkehr betete, täglich nach einem Schreiben aussah, das ihr die freudige Botschaft brächte. Er sah das liebe Antlitz, seine Lippen berührten im Geist die ihren, sehnsuchtsvoll klopfte ihr das Herz entgegen ...

Da erhob sich finster zwischen ihm und dem Lichtbild eine fremde Vision mit einer glänzenden, aber hohlen Krone. Die Gestalt eines Primaten von England, der frei vom päpstlichen Stuhl, frei im Land neben Heinrich regieren sollte!

Wohl geschieht es selten, dass die Menschen beim Anblick einer Krone oder sonstigen Pracht zurückweichen, jedoch es war so bei unserem Cranmer.

Die bischöfliche Krone däuchte ihm eine Märtyrerkrone, der goldbestickte Talar ein Leichengewand. Und nicht mit Unrecht, denn unter diesem musste er alle Hoffnungen für ein ähnliches Glück zu Grabe tragen, nicht nur sein eigenes, auch das Herz seines lieben Weibes, das ihm so grenzenlos, so unbedingt vertraut hatte.

»Ich tue es nicht«, rief Cranmer aus, als er sich in seinem Zim-

mer allein befand, »nie und nimmermehr breche ich Helene die Treue! Was nützen mir alle Ehren der Welt ohne sie, was freut mich der Reichtum, den sie nicht mit mir teilen darf! Ich hätte es gleich verwerfen sollen, als der König davon redete, und Anne von Helene.

Ich war feige, unmännlich, ich wagte es nicht. Aber Anne ist klug, sie hat mein Geheimnis wohl schon durchschaut oder gar durch ihre Spione, die mich in Wien umgaben, teilweise erfahren. Nun, desto besser! Sie ist weichherzig und gut, sie wird, wenn ich mich ihr entdecke, den König von seinem Entschluss zurückbringen, damit ich Helene öffentlich anerkennen kann. Es wird gehen! Aber der Bruch zwischen Heinrich und Rom muss vollendet und ihm der Rücktritt unmöglich gemacht werden. O, es wird mir gelingen! Ich kämpfe auch um den Besitz eines lieben, teuren Weibes, um die Freiheit meines Gewissens, meines Glaubens!«

## 5.

### *Annes Bußübung im Kloster der Priorin Juliane Berner*

Annes Herz verlangte nach stiller Ruhe und einer zeitweiligen Einsamkeit. Darum bestürmte sie den König, dass dieser ihr einen Aufenthalt im Kloster der berühmten Priorin Juliane Berner gestatte.<sup>6</sup>

»Du wirst mich dort vergessen oder mir abtrünnig gemacht werden«, sagte Heinrich widerstrebend. »Bedenke, wie alle Nonnen jetzt von mir denken und reden.«

---

<sup>6</sup> Sowohl die Priorin als auch Annes Freundschaft zu ihr sind geschichtlich.

»Die Liebe zu meinem König steht zu fest, als dass irgendeine Macht sie erschüttern könnte. Nein, jetzt sicherlich noch weniger als ehemals würde ich Euch Angefochtenen, um meinewillen Verfolgten verlassen!«

»Werde ich dich dort besuchen dürfen?«

»Nicht öffentlich, Majestät, aber ich werde Euch schreiben und den Ort eines Zusammentreffens außerhalb des Klosters nennen.«

»Wen nimmst du von deinem Haushalt mit?«

»Niemand, Majestät, als eine einzige Dienerin. Mehr bedarf ich im Hause Gottes und der Buße nicht. Seid um mich unbesorgt, Majestät. Die Priorin ist eine edle Frau, sie wird nichts gegen Euch, noch gegen mich unternehmen.«

»So geh«, sagte Heinrich und umarmte sie zärtlich. »Aber länger als einige Wochen darf die Verbannung nicht währen. Mein Herz wird gar heftig nach dir verlangen.«

»Auch mich nach Euch«, erwiderte Anne weich. »Aber wir haben dennoch vor Gott gesündigt, Majestät. Ihm gebührt eine ernste, wenn auch kurze Sühne der Entsagung.«

Anne verließ gegen Abend, von zwei treuen Rittern des Königs begleitet, das Schloss und ritt zum Kloster, das unweit Londons lag. Sie fand bereits, da der König seine Braut angemeldet hatte, die ehrwürdige Mutter selbst, von ihren Schwestern umgeben, im Vorhof. Juliane Berners Haltung war dabei achtunggebietend und streng.

Anne sprang von ihrem Zelter, kniete demütig vor der Priorin nieder und sagte, indem sie deren Hand küsste: »Ehrwürdige Mutter, ich suche Frieden und Ruhe in diesen heiligen Mauern. Nehmt mich in Liebe auf.«

Da wich die Strenge von der Stirn der Äbtissin. Mild hob sie Anne auf und geleitete sie in ein Gemach, welches auf Heinrichs

Befehl mit aller Behaglichkeit eingerichtet worden war.

Anne trat einen Schritt zurück und rief, auf der Schwelle stehend: »Nicht so, hohe Mutter. Ich komme hierher, um irdischen Reichtum zu vergessen. Räumt mir eine einfache Zelle gleich denen der frommen Schwestern ein.«

»Aber Seine Majestät « bemerkte Juliane schüchtern. »Ihr wisst, wie schonungslos er die heiligen Zufluchtsstätten entweihen und auflösen lässt. Er würde sich auch an meinem Haus rächen, vernähme er, dass wir Euch die schuldige Ehrfurcht nicht erwiesen.«

»Seid unbesorgt«, beruhigte sie Anne, »erfüllt meine Bitte, ehrwürdige Mutter, ich nehme die Verantwortung auf mich.«

Juliane zögerte nicht länger. Anne legte ihren Schmuck, ihre glänzende Kleidung beiseite und zog das schwarze Kleid der Novizen an. Sie schief auf dem harten Holzbett, das nur mit einem warmen Teppich bedeckt war, enthielt sich jeder Speise, die nicht nach der strengen Regel des Hauses war, und wohnte nicht nur gewissenhaft den gemeinschaftlichen Andachtsübungen bei, sondern man sah sie oft in mitternächtlicher Stille, eine kleine Lampe in der Hand, durch den langen Gang in die kleine Kapelle gehen, wo sie Stunden lang vor dem Altar lag. Das Misstrauen und die Kälte, welche die frommen Schwestern ihr anfangs gezeigt hatten, wich bald dem Gefühl des innigsten Mitleids und ging in warme Anhänglichkeit über, als sie die Freundschaft bemerkten, welches zwischen ihr und der strengen Juliane entstand. In der Tat fühlten sich beide Frauen aufs Engste zueinander hingezogen, denn Anne verbarg nicht eine Falte ihres Herzens vor der Priorin, und diese erkannte wohl, wie das Mädchen nicht aus Leichtsinn, sondern aus Schwachheit gefehlt hatte.

Juliane stand damals in dem hohen Ruf einer seltenen Gelehr-

samkeit. Ihr reger, lebendiger Geist erquickte sich im Umgang des geistreichen Mädchens. Je mehr sie jedoch Annes Herz kennen und schätzen lernte, desto wärmer wurde der Wunsch der edlen Frau, dieselbe dem verführerischen Kreis zu entreißen. Stunden lang verweilten sie beisammen, auch in religiöser Unterhaltung, denn auch in diese Einsamkeit war die neue Lehre der Reformation eingedrungen und mehr als ein Herz unter dem Nonnenkleide bewegt worden, da Heinrich allen Mönchen und Nonnen unter dem vierundzwanzigsten Jahr die Freiheit vom geistlichen Gelübde angeboten hatte.

»Meine Tochter«, sagte die Äbtissin eines Tages zu Anne, die in deren Zimmer zu ihren Füßen saß, »Ihr seid nun seit drei Wochen in unserer Mitte gewesen. Der König wird bald verlangen, dass Ihr wieder in die Welt zurückkehrt.«

»Ich weiß es, ehrwürdige Mutter. Aber mein Herz ist jetzt bei Euch heimisch geworden, meine sonst so unruhige Seele ist still. Mein sehnlichster Wunsch wäre, diese Räume nie wieder zu verlassen. Bei Euch ist Gott, draußen Eitelkeit, Ehrgeiz und Schuld!«

»Es gilt nur einen festen Entschluss zu fassen, meine Tochter«, erwiderte Juliane warm. Der König würde doch vielleicht darin willigen.«

»Nein, ehrwürdige Mutter. Ihr habt seine Briefe gelesen, wie dringend er mich um ein kurzes Wiedersehen angeht. Jetzt würde er mich mit Gewalt selbst vom Altar wegreißen. Aber es könnte eine Stunde kommen, wenn diese Reize vollends verschwunden sind, dass er mich verstößt wie seine Gemahlin. Dann, ehrwürdige Mutter, versprecht mir, dass Ihr mich in Eure Mauern aufnehmen wollt. Alles, was ich dann von weltlichen Gütern besitze, soll diesem Haus gehören.«

Sie verhüllte bei diesen Worten das Gesicht und weinte bitter-

lich.

Juliane aber schlang ihre Arme um ihren Nacken und sagte liebevoll: »Solange dieses Haus besteht und Juliane lebt, heißt sie dich willkommen, meine Tochter.

Vielleicht ist es unrecht von mir, dass ich dich behalten will, denn wohl könntest du ein Werkzeug werden, um das irgegangene Gemüt unseres Monarchen zum Guten zu lenken. Man sagt, dein Einfluss sei unbegrenzt. Wie kommt es dann aber, dass du nicht den fürchterlichen Verfolgungen steuerst, die über uns hereingebrochen sind? Sieh die Tausende von heimatlosen Mönchen und zarten Nonnen, die ihrer Zufluchtsstätten gewaltsam beraubt werden, die öde gelegten herrlichen Abteien, deren Einkünfte der Habgier Heinrichs und seiner Günstlinge anheimfallen. Sieh die Scheiterhaufen, die in Smithfield zum Himmel lodern, und das vergossene Blut der edlen Christen, die sich weigern, Heinrich den Eid der Treue als Haupt der Kirche zu leisten! Erzürnt sich nicht dein gläubiges Herz über die Schmach, welche dem Statthalter Christi angetan wird, über die Begünstigung und Verbreitung ketzerischer Lehren? Hast du kein Ohr, kein Mitgefühl für den edlen Pater Forrest<sup>7</sup>, dessen greisen Körper die Qualen der Folter zerrissen? Kannst du es dulden, dass die unglückliche, verstoßene Märtyrerin Katharina vergeblich nach dem Anblick ihrer Tochter jammert? Anne, und diesen Mann ziehst du Gott vor, seine sündige Liebe dem Frieden des Gewissens?«

»Haltet ein, ehrwürdige Mutter«, rief Anne flehend, »vergrößert nicht meine innere Qual durch Eure Vorwürfe! O Gott, ge-

---

<sup>7</sup> Katharinas treuer Beichtvater, der im Tower der schrecklichsten Tortur unterworfen worden war, um ihn zur Verletzung des Beichtgeheimnisses zu zwingen.

rechter Richter, gehe nicht mit mir ins Gericht, lass mir noch eine kleine Weile das Leben, und ich gelobe dir feierlich, mit Mut und Tat meine Schuld zu sühnen!«

»Amen!«, sagte Juliane, ihre Hände auf Annes heiße Stirn legend. »Er höre dein Gelübde und mache dich zu einem schützenden Engel für die leidenden Kinder der heiligen Kirche! Mit erleichtertem Herzen lasse ich dich wieder in die Welt zurückkehren!«

»Welche Antwort sende ich dem König auf sein letztes Schreiben?«

»Gewähre ihm eine Zusammenkunft, meine Tochter, aber nicht in diesen heiligen, Gott geweihten Mauern. Du musst es tun, soll dieses Haus nicht wie andere seinen Zorn empfinden.«

Gegen Abend desselbigen Tages verließen zwei Frauen, tief in ihre dunklen Mäntel gehüllt, das Kloster und setzten schweigend ihren Weg fort, bis sie eine Anhöhe erreichten, auf der eine große, schattige Ulme stand und wo eine hohe männliche Gestalt, ebenfalls verhüllt, sie empfing.

»Mein geliebtes Leben, Licht meiner Seele«, sagte Heinrich, indem er die Geliebte umfing, die nur schüchtern seine Umarmung duldete. »Wie lange hast du mich auf deinen Anblick warten lassen! Noch einen Tag, und ich hätte die Tore deines Gefängnisses durch meine Soldaten sprengen lassen!«

»Mein teurer Herr«, sagte Anne sanft, »Ihr hättet alsdann ein schweres Unrecht an den edlen Schwestern dort begangen, denn ihre Liebe tat mir so wohl, so unendlich wohl nach den Schmähungen, die in der Welt über mich ergangen sind und noch ferner ergehen werden, dass nur die Liebe zu Euch mich abhält, dort den Schleier zu nehmen.«

»Gottes Tod!«, rief Heinrich, »sie haben sich wie die Schlangen um dich gewunden und mich verflucht, als Kirchenschänder,

als königlichen Dieb, nicht wahr? Aber so wahr ich lebe, ich will auch dieses Hornissennest mit Schwefelbränden vertilgen!«

»Ihr irrt Euch, Sire. Die fromme Priorin wünschte selbst, dass ich Euch nicht länger hinhalten solle. Sie ist eine gelehrte und vernünftige Frau, treu der Kirche, aber auch Euch, dem König, ergeben. Ohne ihre Erlaubnis hätte ich nicht das Glück, Euch heute zu sehen, mein Geliebter. Sie hat auch jeder der Schwestern den Austritt aus dem Kloster freigestellt. Nur eine Bitte lege ich meinem König in ihrem Namen zu Füßen ...«

»Sprich, holdes Mädchen; sie ist um deinetwillen gewährt.«

»Dass Ihr dem Haus fortan Euren gnädigen Schutz gewähren wollt«, sagte Anne, »Juliane gestatten, in stillem Gebet ihr Leben dort zu beschließen, und mir, wenn Ihr mich nicht mehr lieben solltet, zu der teuren Frau wieder heimzukehren.«

Heinrich drückte sie stürmisch in seine Arme. »Die Zeit wird nie kommen, mein Lieb, wo ich dir erlauben werde, mich zu verlassen. Versichere der ehrwürdigen Frau meine königliche Huld. Sollte sie jemals durch meine Räte in Anfechtung kommen, so berufe sie sich auf mein Wort und auf meinen Schutz. Aber nun eine wichtige Nachricht für uns, meine süße Anne: Der Erzbischof von Canterbury ist mit Tode abgegangen.«

»Ah!«, stieß Anne hervor und ihre Züge belebten sich plötzlich.

»Die Stelle ist also frei«, fuhr Heinrich fort. »Es gilt einen Mann zu wählen, der unserer Sache günstig ist. Ich habe bereits an jemand gedacht.«

»Cranmer«, fiel Anne lächelnd ein.

»Getroffen!«, rief Heinrich. »Sollte man nicht sagen, du läsest in meiner Seele? So ist es. Ich habe bereits in einem eigenhändigen Vertrauensschreiben ihn zu uns entboten. Der Papst muss ihm das Pallium und die gewöhnliche Bestätigungsbulle sen-

den, dann kann er kraft seiner apostolischen Weihe eigenmächtig die Scheidung aussprechen, und in kurzer Zeit bist du mein ehelich Gemahl!«

»Gebe es Gott!«, sagte Anne leise, indem sie sich an Heinrichs Brust schmiegte, »denn diese Ungewissheit könnte ich nicht lange mehr ertragen. Das Herz droht mir oft zu brechen.«

»Die Einsamkeit ist dir nicht heilsam, mein Lieb«, sagte Heinrich, besorgt in ihr blasses Gesicht blickend, das heute mehr als sonst die Spuren der strengen Buße und des Kummers verriet.

»Dein Klosterleben muss aufhören. Morgen schon lasse ich dich wieder abholen.«

»Ich möchte lieber hierbleiben«, sagte Anne sanft und bittend. »Ich fühle mich so viel wohler und zufriedener hier als selbst an Eurer Seite, Majestät.«

»Du wirst eine Kopfhängerin wie Katharina«, sagte Heinrich. »Es ist wahrlich Zeit, dass ich dich von hier entführe. Unser Schicksal nähert sich einer Krisis. Wie bei einem Kranken bringt sie Leben oder Tod. Der Papst bereitet einen neuen Angriff auf mich durch das Interdikt vor.«

»Heiliger Himmel!«, rief Anne entsetzt aus.

»Fürchte dich nicht, mein liebes Leben, es wird uns nur vereinigen, nicht trennen. Zum Glück bin ich durch treue Seelen gewarnt worden und habe meine Anordnungen treffen können. Die Bulle des Interdikts darf Englands Boden nicht betreten. Meine Beamten bewachen die Küste und alle ankommenden Schiffe. Das Papier soll verbrannt werden, ehe es dem Volk veröffentlicht werden kann.«

»Aber die Priester werden es erfahren, wohl schon geheime Abschriften davon haben«, meinte Anne.

»Möglich! Aber wir wollen sehen, ob einer von ihnen es wagt, sie öffentlich kund zu tun«, antwortete Heinrich.

»Es wird einen heißen Kampf geben«, seufzte Anne.

»Aber es ist der Letzte, mein Liebchen! Vertraue mir! Doch umso notwendiger ist mir deine Gegenwart. Tag muss es endlich in mir werden, Tag nach einer langen, finsternen Nacht. Aber der Tag bricht für mich nur in deinem Besitz an, meine Anne! Darum komm!«

»Euer Wille geschehe«, erwiderte Anne.

## 6.

*Katharina in der Verbannung  
Ihre Festigkeit dem Gesandten des Königs gegenüber  
Grausamkeiten an den Papisten und Ketzern*

Im Palast Bugdon, welcher dem Bischof von Lincoln angehörte, einige Meilen von Newtington entfernt, lebte die verstoßene, edle Katharina in großer Dürftigkeit und fast nonnenhafter Zurückgezogenheit. Die gesunde Luft des Ortes hatte wohlthätig auf ihren kranken Körper eingewirkt, noch mehr aber hatte die aufrichtige, lebendige Teilnahme, welche sie hier abermals vom Volk genoss, sie erheitert und belebt. Diese Teilnahme vergrößerte aber auch den Unwillen gegen den König und Anne, zumal bekannt wurde, dass der König oft das Notwendigste mangelte. Freiwillig überbrachten die Bauern Milch, Butter, Eier und Fische in die königliche Haushaltung, boten auch nicht selten der hohen Frau sogar kleine Summen Geldes oder ihren geringen Schmuck an.

Soeben hatte ein Landmann der Königin eine alte römische Vase überbracht, die er auf seinem Feld ausgegraben hatte und welche Goldmünzen enthielt. »Freilich alte«, fügte der redliche

Mann hinzu, »aber Gold behält immer seinen Wert, und unsere hohe Frau kann es besser brauchen, als wir armen Leute.«

Katharina dankte tief gerührt, empfing die Vase und entließ ihn mit dem Geschenk eines kleinen Kreuzes, denn Geld besaß sie nicht. Heinrich ließ ihr keine Apanage auszahlen, ebenso wenig das Heiratsgut, welches sie ihm zugebracht hatte. Der Kaiser von Deutschland bestritt die bescheidene Haushaltung seiner Tante.

Nachdem der Landmann sich entfernt hatte, nahm Katharina wieder die reiche Stickerei auf, welche sie zu einer Altardecke bestimmt hatte.

Plötzlich blickte sie fragend von der Arbeit auf, denn ein unterdrücktes Schluchzen traf ihr Ohr. Nun erst schien sie den traurigen Ausdruck in aller Mienen zu bemerken. Bang bewegt forschte sie nach der Ursache. »Ist meine Tochter gestorben?« fragte sie weiter.

»Nein, Hoheit«, erwiderte eine der Damen, »so viel wir wissen, hat sie sich erholt.«

»Ehrwürdiger Vater!«, rief Katharina ihrem Beichtvater Abell zu, der eben eintrat, »um der Liebe Gottes willen, sagt mir, was ist vorgefallen?«

»Waffnet Euch mit Mut und Ergebung, den Schlag zu ertragen, der Eure irdischen Hoffnungen getroffen hat, meine erlauchte Tochter«, sagte Abell mit tiefem Schmerz.

»Ich bin gefasst, gefasst auf alles«, sagte Katharina, »ich beuge mich dem Willen des Himmels und des Königs.«

»Cranmer, als neuer Erzbischof von Canterbury, hat in sklavischer Unterwürfigkeit in den Willen des Königs es gewagt, dem Ausspruch des Papstes entgegen, Eure Ehe als nichtig vor Gott

und den Menschen zu erklären.<sup>8</sup>

»Gott verzeihe ihm die Sünde«, sagte Katharina nach einer langen Pause, »aber keine Macht auf Erden kann den Bund aufheben, den die Kirche gesegnet hat.«

»Das ist noch nicht alles, Hoheit, für Euer noch liebendes Herz habe ich eine schmerzlichere Nachricht«, sagte Abell.

Bei diesen Worten brachen sämtliche Frauen und Mädchen in ein lautes Schluchzen aus. Katharina faltete flehend die Hände und stammelt kaum hörbar: »Redet!«

»Der König hat soeben verkündigen lassen, dass ...« Er stockte, denn das Antlitz Katharinas war bleich wie das einer Toten geworden, aber sie bewegte schwach die Hand zum Weiterreden.

»Der König hat verkündigen lassen, dass er sich vor einigen Wochen schon im Geheimen ...« Hier hielt er wieder inne. »... mit Anne Boleyn vermählt und diese hinfort als seine königliche Gemahlin anerkannt haben will.«

»Die Königin stirbt!« schrie eine ihrer Frauen und stürzte auf den Sessel zu, wo die unglückliche Frau bewusstlos zurückgesunken war. Man trug sie in ihr Schlafgemach.

Wochen vergingen, ehe sie sich von dem furchtbaren Schlag erholte und aus ihrer tiefen Religiosität Ergebung schöpfte. Kaum war sie imstande, das Bett zu verlassen, als man ihr berichtete, dass Lord Mountjoy als Abgesandter des Königs seit mehreren Tagen ungeduldig im Palast auf eine Zusammenkunft mit ihr harre.

»Er soll nicht länger warten«, sagte Katharina. »Der König soll mich stets bereitfinden, seine Wünsche zu vernehmen, wie es einer christlichen Ehefrau geziemt. Gebt mir Euren Arm, Vater

---

<sup>8</sup> Datiert aus Dunstable vom 23. Mai 1533

Abell, und führt mich in das Empfangszimmer. Ruft aber alle meine Diener herbei, damit sie ebenfalls vernehmen, was mir entboten wird, denn sie teilen getreulich meinen Schmerz, wie einst meine Freuden.«

Man bettete sie auf ein Ruhebett und ihr Kammerherr führte Lord Mountjoy herein.

Dieser Edelmann war früher der Page Katharinas gewesen, nun aber einer der eifrigsten Huldiger ihrer Rivalin. Mit stolz erhobenem Haupt und kecker Miene betrat er das Gemach, aber eine plötzliche Veränderung ging in seinem ganzen Wesen vor, als er die unglückliche Frau gewahrte, welche bleich, aber mit ihrer stillen, würdevollen Haltung ihn empfing.

»Ist Euer Auftrag mündlich oder schriftlich, Lord Mountjoy?«, fragte sie, als er sich vor ihr verbeugte und eine Pergamentrolle emporhob. »Dann sagt zuerst, was Euch mündlich geboten wurde.«

»Seine Majestät haben befohlen, Euch kund zu tun, dass seine Scheidung ausgesprochen worden ...«

»Und er sich wieder vermählt hat« sagte Katharina. »Wir wissen es.«

»Und dass nunmehr Eure Hoheit ...« Er hielt einen Augenblick verlegen inne. »... von jetzt an den Titel *Königin von England* abzulegen und hierfür sich des Titels *verwitwete Kronprinzessin* zu bedienen haben.<sup>9</sup> Ferner sollen Eure Hoheit diese hier aufgesetzten Artikel unterschreiben.«

»Lord Mountjoy«, unterbrach ihn Katharina stolz, »ich bin nicht mehr die verwitwete Kronprinzessin, denn dieser Titel erlosch mit meiner zweiten Vermählung, sondern die Königin

---

<sup>9</sup> Bekanntlich war Katharina vor ihrer Vermählung mit Heinrich die Witwe des Kronprinzen Arthur.

von England und die getreue Gemahlin meines Königs. Ich bin gekrönt und gesalbt worden mit dem heiligen Öl und habe meinem Gatten Kinder geboren. Zwanzig Jahre lang bin ich sein ehelich Gemahl gewesen. Mein Gewissen verbietet mir, mich als das Kebsweib oder die Geliebte des Königs zu brandmarken. So lange ich atme, werde ich den Titel als Königin verteidigen und tragen.«

»Seine Majestät bieten Eurer Hoheit eine namhafte Zugabe zu Eurem Einkommen und einen königlichen Hof.«

»Erspart Euch weitere Worte, Mylord«, sagte Katharina. »Ihr habt meine Antwort vernommen.«

»Wenn Ihr um Euretwillen auch dem Unwillen Seiner Majestät trotzen wollt«, entgegnete Mountjoy, »so bedenkt, Hoheit, das Wohl Eurer Tochter. Ihre künftige Stellung und ihre Wohlfahrt hängen von des Königs väterlicher Liebe oder Ungnade ab.«

Katharina erbehte. Es war dies das erste Mal, dass ihre Feinde das unschuldige Kind zu gefährden drohten.

»Erhört die Wünsche Seiner Majestät«, bat Mountjoy, sich vor ihr niederwerfend, »um unserer teuren Prinzessin willen, entsagt dem leeren Titel, der Euch nur fernere Leiden bringen wird.«

»Mylord«, erwiderte Katharina sanft, »meine Tochter gehört dem König. Gefällt es ihm, sie von mir zu trennen, so trete ich sie dem Vater in Demut ab. Aber wollte ich das Band der heiligen Ehe aus Furcht vor dem Zorn des Königs leugnen, würde ich dem Heil meiner Seele schaden. Wir sollen nur *den* fürchten, der Leib und Seele verderben kann.«

»Mein Auftrag lautet ferner«, sagte Mountjoy, »dass ich der Umgebung Eurer Hoheit den Eid abnehmen soll, dass sie Euch hinfort nur als *Prinzessin von Wales* anredet, sintemal nach dem

erzbischöflichen Beschluss Ihr noch als die Witwe des Prinzen Arthur zu betrachten seid und ...«

»Still!«, rief Katharina mit fester Stimme, indem sie sich von ihrem Ruhebett erhob, »kein Wort weiter, Mylord! Meldet dem König, dass ich bis zu meiner Todesstunde meine Würde als Königin bewahren und als sein getreues Weib für ihn Gottes Vergebung erflehen wolle. Sagt ihm, ich sei nicht seine Untertanin. Ich verwerfe die Macht seines Parlaments über mich. Wenn jemand in meinem Gefolge es wagt, diesen Eid zu leisten, so entlasse ich ihn aus meinen Diensten.«

Bei diesen Worten drängten sich die Damen um sie, und die Männer riefen laut und feierlich: »Nein, Hoheit, wir erkennen, so lange Ihr uns behalten wollt, keine andere als Königin von England an!«

»Ihr habt es vernommen, Mylord«, sagte Katharina. »Nun gebt mir Eure Artikel.«

Sie nahm das Papier, durchlas es ernst, nahm dann die Feder zur Hand und sagte, in dem sie dem Wort die Tat hinzufügte: »Ich streiche weg die Anrede verwitwete Prinzessin von Wales. Im Übrigen werde ich die Artikel ins Spanische und Lateinische übersetzen, um sie dem Kaiser und dem Papst zu übersenden.«

Sie winkte mit der Hand. Die Deputation, welche wohl wusste, dass Katharina die einzige Person im Königreich war, welche es wagen durfte, Heinrich gegenüber eine Meinung zu hegen, verließ den Palast und kehrte zum König zurück.

Wider ihre Erwartung vernahm er die Antwort in finsterner Ruhe.

»Ich dachte es mir«, sagte er dann zu sich selbst. »Wenn sie anders gehandelt hätte, wäre sie nicht das Weib, das ich noch hochachte, obwohl ich es nicht mehr liebe.«

Katharina aber blickte zu ihrem Beichtvater auf und fragte de-

mütig: »Habe ich unrecht gehabt, mein Vater?«

»Ihr habt Euch benommen, wie es Eurer hohen Stellung geziemt, meine Tochter«, war die Antwort; »feierlich gelobe ich hier im Angesicht aller, dass ich nie Eure Sache verlassen noch Herz oder Knie vor dem schlechten Weib beugen werde, das Euch diese Kränkung zugefügt hat.«

Einer nach dem anderen beugte nun das Knie vor der Herrin, küsste die magere weiße Hand und gelobte ihr unverbrüchliche Treue.

»Auch wenn man Euch zwingen will?«, fragte Katharina.

»Auch dann, Hoheit.«

»Lieber will ich den Kerker des edlen Forrest teilen, lieber gleich ihm mich von der Folter zerreißen lassen«, sagte Abell, »ehe ich dieser Jesabel huldige oder den König als Oberhaupt der Kirche anerkenne.«

»Auch wir!«, riefen sämtliche Anwesende.

»Horch! Was ist das?«, rief der erste Kammerherr aus, indem er ans Fenster eilte. »Ein großer Haufen Landleute, mit Äxten und Piken bewaffnet, sie umringen den Palast!«

»Öffnet das Fenster, Sir«, gebot Katharina, »und fragt nach ihrem Begehre.«

Nicht so bald war dies geschehen, als ein lauter, stürmischer Ruf aus Hunderten von Kehlen erscholl: »Wo ist die Königin? Man darf sie uns nicht entführen. Nieder mit den Schergen des königlichen Kebsweibes!«

»Meine guten Freunde «

»Nichts da! Zeigt uns die Königin!«, ertönte es wieder. »Man hat sie gefangen genommen! Wir wollen sie befreien!«, riefen einige.

»Ja, befreien!«, wiederholten die Übrigen. »Lasst uns hinein oder wir brechen die Tür auf!«

»Majestät müssen sich zeigen, sie beruhigen«, sagte Abell, welcher wohl wusste, wie diese Demonstration in London aufgenommen werden würde.

Katharina nahm den Arm Lady Wilmingtons und trat auf den kleinen steinernen Altan. Aber vergebens suchte sie gehört zu werden, denn ein lautes Jubelgeschrei begrüßte ihre Erscheinung.

»Es lebe unsere Königin! Nieder mit der ketzerischen Jesabel! Es lebe der Papst!«

»Ihr seht«, rief nun Vater Abell mit kräftiger Stimme, »dass wir die geliebte Frau noch in unserer Mitte besitzen. Sie dankt Euch für Eure Liebe, aber bittet Euch, ruhig in Eure Häuser zurückzukehren und für sie zu beten.«

»Das tun wir schon«, rief ein kräftiger, rußiger Schmied, indem er mit nervigem Arm seinen Hammer schwang, »aber wir wollen mehr tun, wir wollen für die Königin kämpfen und sie im Triumph nach London führen!«

»Ja, ja, wir führen sie nach London!«, riefen seine Kameraden. »Lasst uns stark werden!«, war das Echo, indem sie abzogen.

»Majestät«, meldete der Herzog von Norfolk dem König einige Zeit nach dieser Begebenheit, »das halbe Land ist in Aufruhr. Zahllose Scharen von Landvolk rotten sich überall zusammen und fordern laut, dass Katharina wieder in ihre Rechte eingesetzt werde.«

»Dahinter stecken die Geistlichen, die aufrührerischen Klöster!«, rief Heinrich »Aber beim Himmel, wir wollen die Trotzköpfe beugen oder sie abhauen! Sendet Bewaffnete aus, Herzog von Suffolk, übt strenge Gerechtigkeit an allen, die sich nicht unterwerfen, knüpft die Rädelsführer ohne Gnade am nächsten Türpfosten auf, zum warnenden Exempel!«

»Und die Klöster?«

»Reißt sie nieder bis zum Grundstein oder brennt sie nieder, wenn es nicht anders geht«, sagte Heinrich. »Bemächtigt Euch der Schätze darin, Gold und Geräte, bringt alles zu uns. Aber die Mönche und Nonnen sollen bei Leibesstrafe England verlassen. Mögen sie bei ihrem geliebten Herrn, dem Papst, Schutz und Obdach suchen, hingehen, wohin sie wollen, oder sich in Bälde meinem Zepter unterwerfen!«

»Die erbittertsten unter den rebellischen Priestern sind die vom Karthäuser-Orden«, sagte Lord Norfolk. »Sie reden öffentlich von den Leiden des Papstes, von der Sünde des Königs und wiegeln das Volk auf der Kanzel und im Geheimen gegen die geistliche Souveränität Eurer Majestät auf.«

»Wo?«, fragte Heinrich.

»In London selbst, Majestät.«

»In unserer unmittelbaren Nähe?« tobte Heinrich. »Das ist zu viel! Mylord, lasst die Gebäude dieser Rebellen umschließen, die Tore sprengen, und wenn sich Euer Verdacht bestätigt, nehmt die Prioren sämtlich in Gefangenschaft.«

»Die Prioren, Majestät«, sagte Norfolk zaudernd, »dürfen wir nicht richten.«

»Nicht richten, nicht richten? Weil die Schurken die Tonsur auf dem falschen Haupt tragen? Gottes Tod, ich will ihnen eine Lehre geben, dass auch die Mitglieder der heiligen Kirche der Strafe verfallen, wenn sie es sich beigehen lassen, mein Volk gegen mich aufzuwiegeln! Es bleibt dabei, Mylord, nach Tyburn<sup>10</sup> sollen sie und wie alle enden, die mir widerstehen!«

»Es wäre doch gut«, fiel Norfolk wieder begütigend ein, wenn sie wenigstens zum Schein vor ein Gericht gebracht würden, um ihr Urteil zu hören.«

---

<sup>10</sup> Hochgericht

»Gut. Aber ich sage Euch, sie müssen sterben! Nach der Märtyrerkrone trachten sie schon lange. Ich will ihnen den Weg zum Himmel zeigen, aber über das Schafott!«

Heinrichs Befehle wurden nur zu pünktlich vollzogen. Die vier Prioren standen vor Gericht, als Verräter angeklagt. So gern das Parlament und sogar das Volk die Verminderung der Klöster wünschte, erschreckte sie dennoch die Verurteilung dieser hochstehenden Männer, deren Strafe nur dem Papst zustand.

Unter den Richtern herrschte keine geringe Unentschlossenheit, bis Cromwell sich erhob, in einer heftigen Rede sie zu ihrer Pflicht aufrief und im Falle der Widersetzlichkeit mit dem Zorn des Königs bedrohte.

Diese Drohung wirkte. Der Papst war fern, Heinrich nahe, und keiner trug ein Verlangen, dessen Rache oder Zorn auf sein Haupt zu laden. Das Todesurteil wurde über die Priester ausgesprochen.

Man ließ den Unglücklichen keine Zeit zur Gnade übrig, sondern brachte sie, jeden mit einem Strick um den Hals, barfuß zum Richtplatz hin. Es waren, außer den vier Oberen, noch drei Ordensbrüder.

Eine unabsehbare Menschenmenge folgte dem traurigen Zug, aber mehr aus Neugierde, um einen Geistlichen hängen zu sehen, als aus Mitleiden. Die Verbrecher sangen mit lauter Stimme auf dem ganzen Wege Lobgesänge und beteten für den Papst und die heilige Kirche. Sie waren stolz in ihrem Märtyrertum, frohlockten in ihrem Tode.

Dreihundert Klöster waren seit Kurzem aufgehoben und dreißigtausend Pfund Goldes und Silbers in die königlichen Kassen geflossen. Unerbittlich drohte jedem das gleiche Ende, welcher es wagte, sich dem Willen des Königs entgegenzustellen. Von Katharinas sanftem Geist und edler Seele nicht mehr bewacht

und geleitet, waren die Dämonen der Grausamkeit und der Tyrannei mit furchtbarer Gewalt in Heinrich Herr geworden. Von seinem Hof, seiner nächsten Umgebung, sogar vom Volk nicht geliebt, wurde er nun für alle ein Gegenstand der Furcht, Anne selbst nicht ausgenommen, obwohl ihre Stimme und ihre Schmeicheleien noch ein Lächeln auf seine Lippen zu zaubern wussten. Sie war die einzige Stimme im Königreich, welche sich hätte ungestraft zu Gunsten der unzähligen Opfer von Heinrich Willkür erheben dürfen, aber sie schwieg, selbst auf die dringenden Bitten Cranmers und ihrer Freundin Juliane Berner. Nur einmal wagte sie es, als Vermittlerin einzutreten, und zwar, als das Kloster der Berner ebenfalls auf der Aufhebungsliste erschien.

Heinrich verlachte Annes ängstliche Bitten, als die einer weichherzigen Schwärmerin. Als er aber gewahr wurde, wie angelegentlich sie es wünschte, gab er ihr endlich nach – weder aus Liebe zu ihr selbst jedoch noch aus Gerechtigkeitssinn gegen die fromme Priorin, sondern aus Selbstsucht, um das Leben des gehofften und nun erwarteten Thronerben nicht zu gefährden. Anne dankte ihm in den herzlichsten Worten, aber nie wieder ließ sie sich dazu bewegen, den Willen ihres gefürchteten Herrn als Reformator zu durchkreuzen.

Heinrich hatte sein Wort gehalten. Er hing weder dem Erzketzer noch dem Papst an, obwohl er anfangs die Protestanten begünstigte. Er selbst war das Haupt der englischen Kirche, die nach seinen Ansichten gebildet, nach seinem System gemodelt worden war. Das Glaubensbekenntnis der neuen Kirche verwarf die Gewalt des Papstes, behielt jedoch aus dem Katholizismus die Beichte, das Abendmahl in einerlei Gestalt, das Ordensgelübde und schließlich noch den Zölibat bei.

Was auch Annes Bekenntnis in Wahrheit sein mochte, sie

rechtfertigte entweder nach ihrer Vermählung das Urteil Campeggios hinsichtlich ihres oberflächlichen Sinnes oder, was wahrscheinlicher ist, sie fand aus weisen Gründen für gut, dem System des Königs zu huldigen.

Sie befand sich nun auf dem Gipfelpunkt ihres irdischen Glückes, denn sie genoss alle Rechte einer königlichen Gemahlin und machte den Gemahl zu ihrem Sklaven durch ihre Mutterhoffnungen.

Dennoch war Anne nicht glücklich. Furcht und Misstrauen, Angst und Schrecken vor ihrem Gemahl erfüllten oft ihr Herz. Wie konnte sie auch einem so blutdürstigen Tyrannen vertrauen! Musste sie sich nicht manchmal innerlich gestehen: *Behüte Gott, dass einmal sein Zorn dich träfe!*

Henry Wyatt hatte sie, seinem Wort gemäß, verlassen, sobald ihre Ehe bekannt gemacht wurde. Statt seiner gewann die verhasste Lady Rochfort wiederum festen Fuß im Palast und den Gemächern Annes. Die Unglückliche wusste es nicht, aber Rom hatte Lady Rochfort sich zur heimlichen Verbündeten erwählt und leider auch gewonnen. Ihr Auftrag von dort war, unter jeder Bedingung und durch jedes Mittel Annes Mutterhoffnungen zu zerstören.

Nicht nur Hass und Rachsucht reichten der bösen Frau zu diesem Plan die Hände, auch die Liebe zu der unglücklichen Prinzessin Marie und Katharina. Denn auch die verdorbene Seele besitzt einen Lichtpunkt, und dieser war bei Lady Rochfort ihre Treue gegen Katharina.

So ängstlich auch Heinrich seine Gemahlin in dieser verhängnisvollen Zeit vor allen Schreckensszenen bewahrte und von jeder Unruhe zu entfernen strebte, es gelang ihm dennoch nicht vollständig. Namentlich machte die folgende grauenhafte Episode auf Annes Gemüt einen starken Eindruck, der fast Lady

Rochforts Wünsche erfüllt hätte:

Kurz nach der Hinrichtung der vier Prioren wanderten elf Wiedertäufer denselben Weg. Einige starben in Tyburn den Tod des Stranges, andere den des Feuers in Smithfield.<sup>11</sup> Die Armen hatten sich, getäuscht durch Heinrichs erstes Auftreten, verleiten lassen, aus ihrem blutbefleckten Vaterland Holland in England ein Asyl zu suchen. Aber sie weigerten sich, an die persönliche Gegenwart Christi am Abendmahl zu glauben und wurden als Ketzer verdammt. Unter denen, welche in Smithfield den langsamen Tod in den Flammen starben, befand sich ein neunzehnjähriger Metzgersohn und ein hochschwangeres Weib. Sie schritten beide auf den Holzstoß zu. Der Metzger bestieg ihn zuerst und wurde darauf festgebunden, aber als das arme Weib ein Gleiches tun sollte, stieß sie plötzlich einen Schrei aus und sank zu Boden. Die Aufregung hatte die Stunde der Geburt beschleunigt. Angesichts der Menge und der Kriegsknechte erschien ein kleines lebendes Kind.

»Mein Gott!«, rief Anne aus, als sie diese Erzählung hörte, welche Lady Rochfort in scheinbar unterdrücktem Flüstern, doch laut genug, dass Anne alles vernehmen konnte, in deren Schlafgemach vortrug. »Was ist aus dem armen Kind geworden?«

»Gewiss hat man ihm die Mutter gelassen«, sagte ein mitleidiges Fräulein.

»O freilich«, sagte Lady Rochfort mit bitterer Ironie auf den stolzen Lippen, »man hat sie beisammen gelassen. Das heißt nämlich: Als das Volk laut um Gnade schrie, hob ein Kriegsknecht das Weib auf und trug es halb bewusstlos auf den Stoß. Da es nicht stehen konnte, band man es liegend auf die Balken.«

---

<sup>11</sup> Ein offener Platz damals in der Mitte von London

»Aber das Kind, das Kind!«, rief Anne.

»Nun, der Soldaten einer meinte, es sei schade, dass man es verwaisen lasse, hob das Würmchen auf und schleuderte es in die hell auflodernden Flammen.«<sup>12</sup>

»Mir wird schwach!«, sagte Anne, in die Arme Mary Gaynsfords sinkend.

»Mylady, wie konntet Ihr solche entsetzliche Dinge sagen!«, rief diese aus.

Lady Rochfort zuckte geringschätzig die Achseln.

»Ich habe das Schlimmste nicht gesagt«, antwortete sie ebenfalls halb leise, »dass eine Stimme im Volk laut schrie, man solle die königliche Buhlerin samt ihrem Balg ebenfalls auf den Scheiterhaufen bringen. Das war doch zu arg, nicht wahr? Darauf schrien alle wie aus einer Kehle: *Es lebe Katharina, unsere Königin! Es lebe die Prinzessin Marie von England!*«

Anne hatte nur zu deutlich jedes Wort vernommen, obwohl sie sich die Miene gab, als hörte sie nichts. Eine eisige Kälte trat auf ihre Stirn, eine Grabeshand presste sich auf ihr heftig klopfendes Herz. Gottes Fluch schallte ihr aus den Worten in die Ohren. Eine unselige Vorahnung ihres eigenen Schicksals überfiel sie und beraubte sie der Besinnung.

Sie hatte sich kaum erholt, als Cranmer ihr gemeldet wurde.

## 7.

### *Cranmers Gattin in London Ihre Gefahr und glückliche Flucht*

---

<sup>12</sup> Faktisch

Das Herz des edlen Cranmer trauerte mehr als andere über die täglichen Gräueltaten. Er starb fast bei der Nachricht von der soeben erzählten Schandtate. Krampfhaft hatte er beide Hände zusammengepresst und mit einem ergreifenden, tieferschütterten Blick nach oben, ausgerufen: »Warum, warum musste dies alles so kommen? Alles so ganz anders werden, als wir vermuteten? Mein Gott, lass meine trüben Augen klar deine unerforschlichen Wege in dieser Finsternis erkennen. Das große Opfer meiner Freiheit habe ich deinem Werk gebracht. Weder irdische Hoheit noch Reichtum, mein eigenes Herz legte ich deinem Dienst zu Füßen. Wie wenig vermag ich dafür zu wirken. Nicht einmal diesen Gräueltaten vermag ich Einhalt zu tun und sie, die mir verbündet bleiben wollte in dem erhabenen Streben, Anne beugt sich sklavisch der Torheit ihres Gatten und schwelgt in Festen und Genuss. Doch nein, ich tue ihr wohl unrecht, sie darf nicht anders, auch ihr Reich ist bedroht, wenn sie dem Tyrannen keinen Sohn schenkt. Aber ich will noch einmal den Versuch bei ihr machen, ob ich sie nicht bewege, einen kühnen Schritt zu wagen.«

Lambethhouse, die Wohnung des Erzbischofs von Canterbury, lag damals noch außerhalb der Grenzen der Stadt und bildete mit den umliegenden Häuschen ein kleines unabhängiges Gut. Cranmer verbrachte hier die Stunden, welche sein Amt und Heinrichs Willkür ihm freiließen – ganz allein, obwohl alles den unglücklichen überredeten Mann an sein Joch erinnerte, an das Opfer, welches er, im frommen Sinne, dem Werk Gottes gebracht, indem er sich zum Erzbischof hatte ernennen lassen.

Wir dürfen wohl sagen »ernennen lassen«, denn Cranmer hatte sich nicht nur in der ganzen Sache passiv gehalten, auch zuletzt, als es trauriger Ernst wurde, sich dagegen gewehrt. Er berief sich auf den Papst und erklärte dem König kühn, dass er

nur dessen Sanktion anerkennen und von ihm das Pallium erhalten wolle.

Heinrich fühlte, dass sein Freund und Rat nur in den Augen des Landes und des Adels seine Würde behaupten könne, wenn der Papst sie gutheiße. Wider alles Erwarten kam er selbst darum beim römischen Stuhl ein. Dieser, froh eine Gelegenheit zu haben, sich dem gefährlichen König versöhnlich zu zeigen, ernannte Cranmer, trotz seiner bekannten Ketzerei, zu dem hohen Posten.

Aber auch da noch würde Cranmer standhaft um Helenes willen geblieben sein, die hohe Ehre ausgeschlagen haben, wenn Anne, welche seine Vertraute geworden war, ihn nicht mit der Versicherung zu gewinnen gewusst hätte, dass Heinrich den Zölibat der Priester aufzuheben beabsichtige. Anne glaubte ihrer Sache so gewiss zu sein, dass sie in Cranmer drang, Helene heimlich nach England kommen zu lassen und hier die Stunde ihrer Anerkennung abzuwarten.

Das liebende, treue Weib hatte ihm den furchtbaren Schritt verziehen. Sie floh aus dem väterlichen Haus in Begleitung einer treuen Dienerin und betrat nach einer mühseligen Reise den englischen Boden.

Als die Witwe eines entflohenen Protestanten lebte sie einige Monate unangefochten in der Nähe ihres Gatten nicht als ein vorwurfsvoller, sondern als ein milder Genius der Liebe. Sie war seine einzige Freude auf Erden. Die nächtlichen Stunden, welche er verstohlen in ihrer holden Gegenwart verbringen durfte, waren die einzigen und spärlichen Lichtpunkte seines Lebens.

Anne empfing den so achtbaren Mann mit einem wehmütigen, matten Lächeln. Auf ihren Befehl zogen sich die Hofdamen zurück und ließen sie allein.

»Das sind entsetzliche Dinge«, fing Anne an, indem sie sich in ihrem Sessel aufrichtete. »O, Herr Erzbischof, Gott wolle mir dies vergossene Blut nicht zurechnen! Ich bin daran nicht schuld!«

»Nicht direkt, aber indirekt dennoch, hohe Frau«, sprach Cranmer feierlich. »Ich weiß, Euer Herz hatte dieses Ende weder geahnt noch weniger gewollt, aber die Folgen der Schuld sind oft schwerer als die Schuld selbst, welche wir begangen haben.«

»Gott sei mir gnädig, wenn meine Ehe eine Schuld ist!«, rief Anne schmerzlich bewegt aus. »Er wolle die Strafe auf mein eigenes Haupt wälzen und mein unschuldiges Kind verschonen.«

»Vielleicht vermöchtet Ihr doch dem Unheil eine Grenze zu setzen«, bemerkte Cranmer.

»Ihr täuscht Euch, Ehrwürden. Ich darf nicht nur mit dem König nicht über derartige Sachen reden, sondern es ist mir verboten, auch nur davon Kenntnis zu haben. Der König fürchtet, es könnte mir ... oder nein ... dem Kind schaden. Es ist umsonst, Bischof, dass Ihr Euch dem König widersetzt. Man kann Steine in den Gießbach oder in den reißenden Strom werfen, aber seine brausende Macht nicht dämmen, noch aufhalten! Wartet in Geduld eine Zeit lang ab. Glaubt mir, für jetzt gefährdet Ihr nur Euer eigenes Leben. So sehr der König Euch liebt, er würde Euch ohne Gnade in den Tower verweisen, wenn Ihr ihm trotzt.«

»Wäre nur mein Leben dabei gefährdet«, sagte Cranmer, »ich würde es froh der guten Sache opfern und mit aller Kraft, die mir zu Gebote steht, diesem falschen Reformgeist entgegentreten.«

»Gott kann aus dem Schlimmsten Gutes hervorgehen lassen«, sagte Anne. »Der König will nicht nur durch Strenge den Sieg

behalten, sondern auch durch geistige Waffen. Die Übersetzung der Evangelien, in Zürich begonnen, die angelegten Schulen für das Volk unter Eurer Leitung, das alles wird vereint wirken, um etwas Großes, Herrliches erstehen zu lassen.«

»Gott gebe, dass Ihr recht habt, hohe Frau«, erwiderte Cranmer, durch ihren Mut auf kurze Zeit gehoben. »Noch ist die Gegenwart so trübe, dass kein Blick hindurchdringt.«

»Leider ja, Ehrwürden, und eben aus diesem Grund rief ich Euch zu mir. Der König hat kürzlich, im Vertrauen gegen mich, einige Worte fallen lassen, die Euch galten, Ehrwürden.«

»Wie, hohe Gebieterin?«

»Euch, aber zunächst dem lieben Wesen, das Euch lieber als Euer Leben ist, Helene.«

»Wieso? Was meinte er?«, fragte Cranmer aufgeregt.

»Deutlich sprach er gar nichts, aber dennoch sollte und konnte ich die Bedeutung seiner Worte verstehen. Wir redeten von der Widersetzlichkeit der Priester und von der notwendigen Staatsklugheit, vor der Hand den Zölibat beizubehalten. Ich wagte die Bemerkung hinzuwerfen, dass Euch dieser Entschluss betrüben werde, weil die Priesterehe zu Euren Lieblingsplänen gehörte.«

»Mein Gott! Der König weiß doch nicht ...«

»Ich fürchte doch«, erwiderte Anne, »aber nicht durch mich. Seine Majestät sagten nur mit starker Betonung: Meldet gelegentlich dem Erzbischof, dass ich niemand verschonen werde, noch darf, der meine Gesetze übertritt. Er hat viele Feinde, es wird ihn nicht an einem Ankläger fehlen, und einmal der Schuld überwiesen, dürfte ich ihn meines Ansehens wegen nicht die Strafe schenken, so lieb er mir auch ist!«

»Kein Zweifel, ich bin verraten!«, rief Cranmer.

»Aber Seine Majestät wollte Euch Zeit geben, dass Ihr Helene

außer Landes flüchtet. Zaudert nicht, Ehrwürden. Der Schlag kann Euch unerwartet treffen, Euch und sie zugleich zermalmen.«

»Aber nun sie reisen zu lassen, in ihrem Zustand!«, sagte Cranmer bange.

»Es ist hart, Ehrwürden, aber besser, sie fällt in die Hände eines gnädigen Gottes, als in die der Schmerzen! Denkt an den Tod jenes armen Kindes auf Smithfield, an das Ende der Mutter? Helene kann sehr leicht Antwerpen erreichen und dort in einem der Klöster ausruhen. Sie kann als Eure Nichte oder als eine von hier Verbannte dort auftreten.«

»Ihr seid gut«, sagte Cranmer, Annes Hand küssend. »Ich werde Euren Rat befolgen und Helene in Sicherheit bringen. Habt meinen innigsten Dank dafür und die Wünsche, dass der Himmel Euch den Sohn schenken möge.«

»Ich wage kaum dies zu hoffen«, sagte Anne wehmütig. »Es wäre ein zu großes Glück für mich. Betet für mich, Ehrwürden, ich bedarf Eurer Fürbitte; denn ist das Kind eine Tochter – o Cranmer! Mir bangt vor meiner eigenen Zukunft und vor der des Kindes!«

»Das Kind wird ein neues Band der Vereinigung zwischen Euch und dem König sein«, sprach Cranmer bewegt. »Es wird zu einem leuchtenden Stern unter Eurer Leitung werden.«

»Noch lebt Katharina«, entgegnete Anne düster, »und solange sie finster zwischen mir und meinen Rechten steht, ihre Tochter die Erbprinzessin von England heißt, hat mein Kind kein freudiges Los.«

»Der König kann das Gesetz der Erbfolge ändern«, warf Cranmer zögernd ein. »Es steht nur bei ihm, auch eine Tochter von Euch dem Thron zu weihen.«

»Ha!«, rief Anne lebhaft aus, »das könnte geschehen! Ihr flößt

mir neues Leben ein, Ehrwürden! Aber werdet Ihr mir dazu helfen?«

»Ich trage kein Bedenken, dies zu versprechen«, entgegnete Cranmer, »denn Mary ist blind dem Papsttum ergeben. Der Tag, der sie auf Englands Thron sieht, sieht mich im Tower und alles in den Staub geworfen, was König Heinrich und wir begonnen haben. Euer Kind, Mylady Anne ...«

»Soll Protestant werden, die Feindschaft gegen das römische Joch zieht sie von der Mutter mit ihrem ersten Atemzug ein. Gibt mir der Himmel keinen Sohn, in meiner Tochter will ich dem Land eine echte Königin von Geist und Willenskraft erziehen! Anne Boleyns Kind soll einst in der Geschichte von sich reden machen und ihr Geburtsrecht sich unter den Königen erwerben. Aber wir vergessen Eure Sache, Ehrwürden. Ich meine, noch heute Nacht sollte Helene jedenfalls ihre jetzige Wohnung verlassen, denn es ist klar, scharfe Augen haben sie entdeckt. Vielleicht wäre es das Sicherste, Ihr bringt sie nach Greenwich. Dort kann sie ein Kauffahrteischiff nach Holland abwarten. Geht, Ehrwürden, ich hätte es Euch schon gestern melden sollen, allein die Jagd ließ es mich vergessen. Eilt um Gottes willen zu ihr und bringt ihr mit diesem Kreuzchen mein Lebewohl.«

Cranmer nahm bestürzt das Juwel und verabschiedete sich von seiner Gönnerin. Er begab sich zu seiner Stadtwohnung, vertauschte schnell seine Hofkleidung gegen einen einfacheren Reiseanzug, rief nach seinem Pferd und eilte, von seinem vertrauten deutschen Kammerdiener begleitet, nach Lambeth.

Anstatt, wie gewöhnlich, hier bei Anbruch der Nacht die Geliebte aufzusuchen, schrieb er ihr hastig einige Worte auf einem Stückchen Papier, worin er sie flehentlich bat, sich sofort mit ihrer Dienerin, in einen kurzen Reitermantel gehüllt, durch Johann zu ihm in den Palast führen zu lassen. Zugleich erhielt Jo-

hann den strengen Befehl, alle Gegenstände zu entfernen, welche auf die Anwesenheit einer Dame hätten schließen lassen. Der treue Diener selbst sollte das teure Weib und ihre Zofe als Beschützer bis Antwerpen begleiten.

Der Auftrag ward schnell ausgeführt. Schon nach wenigen Stunden schlichen die beiden Flüchtlinge zwischen Hecken und Gestrüpp auf einem einsamen Pfad bis zum erzbischöflichen Garten. Vorsichtig folgten sie dem Diener, der sie durch eine kleine, niedrige Seitenpforte in einen schmalen Gang und zu einer Wendeltreppe führte, welche man leise bestieg, im Halbdunkel den Weg ertappend.

Endlich gelangte man an die stattliche Reihe der geistlichen Gemächer, wo Johann Helene in eines derselben einzutreten bat, während er den Herrn rufe.

Es war ein schmerzlicher, herzerreißender Anblick, wie die junge Gattin, bald Mutter, sich in die Arme ihres Gatten stürzte und laut schluchzte. Anfangs vermochte Cranmer nicht, sie mit Worten aufzurichten. Er hielt die leichte, bebende Gestalt fest an seine Brust gedrückt und weinte über sein ihm wieder ent-rissenes Liebesglück. Aber bald gelang es ihm, sich zu fassen und Helene die Notwendigkeit einer kurzen Trennung darzu-tun. Immer und immer erneute er in ihr und in sich die Hoff-nung, dass die Stunde nicht fern sei, wo er entweder England entfliehen könne oder öffentlich seine Ehe bekennen dürfe.

»Nur noch eine kurze Weile Geduld, mein geliebtes Herz«, flüsterte er ihr zu, »Geduld um unseres teuren Kindes willen. Du willst doch das Leben desselben nicht den Henkern preisgeben und vielleicht uns beide dem gleichen Los opfern?«

»Nein, nein, Thomas«, erwiderte Helene schauernd. »Ich sehe wohl, dass ich fortmuss. Ach! Schon lange hätte ich aus diesem argen Land entfliehen mögen, wenn du nicht darin zu-

rückbliebest. Aber warum willst du nicht mit mir nach Deutschland gehen, Lieber? Mein Vater und die treuen Brüder, die Genossen, lassen uns nicht darben, und du wirst glücklicher sein in der ärmsten deutschen Hütte als hier, der Liebling eines Königs, der Primas von England!«

»Ja, gewiss«, seufzte Cranmer. »Wenn du weg bist, o, welches ein trauriges Leben, welche Einöde für mich, Helene! Ach, ich darf jetzt nicht mit dir gehen; aber bald! Man erwartet täglich die Geburt des Thronerben. Der König hat mir den strengsten Befehl erteilt, mich nicht mehr vom Schloss zu entfernen, seines Rufes gewärtig zu sein. Ist erst dies vorbei ...«

»Du sprichst immer so zuversichtlich von dem Erben«, sagte Helene lächelnd. »Wenn es nun eine kleine Dame wäre, die erschiene?«

»Das wolle Gott nicht«, sagte Cranmer bestürzt. »Der König ertrüge die Enttäuschung nicht. Er hat es sich so fest in den Kopf gesetzt, dass es ein Knabe sein muss, dass er auch bereits feierlich die Befehle zu der öffentlichen Bekanntmachung erteilt und Formulare an den Adel hat ausfertigen lassen.<sup>13</sup>

Hier unterbrach der Eintritt Johanns die trauliche Unterhaltung der Liebenden, während deren die Dienerin draußen dem vorgesetzten Wein und kalten Braten zusprach, den Ersterer herauf besorgt hatte. »Ehrwürden«, sprach er leise zu Cranmer, »es sind verkleidete, verdächtige Individuen hier im Schloss und in der Nähe der kleinen Wohnung gesehen worden. Einer hat nach dem Namen der fremden Ketzerin gefragt, welche der Erzbischof unter seinen Schutz genommen habe. Ich glaube, es wäre gut, wenn wir sofort zu Fuß den Palast verließen und erst auf der Landstraße zu unseren Pferden gelangten?«

---

<sup>13</sup> Faktisch

»Horch!«, rief Cranmer aufspringend, »hörst du nicht Pferdetritte?«

»Gewiss«, sagte Johann, indem er ein Fenster öffnete und auf die Landstraße blickte, die halb vom Mond beleuchtet war. Sie kommen von London, Ehrwürden.«

»Vielleicht, um dich zu Lady Anne zu berufen«, sagte Helene.

»Nein, mein Kind, dazu schickt man mir keine berittenen Soldaten.«

»Oder Bewaffnete, hoher Herr!«, rief Johann. »Seht die Spitzen der Lanzen und Piken!«

»Es gilt dir, mein armes Liebchen, dir und mir«, sagte Cranmer. »Das ist ein neuer Liebesdienst meines Feindes, des Kardinal Gardiner.«

»Gott sei gedankt, dass Ihr nicht mehr in der Wohnung drüben seid, gnädige Dame«, sagte der Diener. »Löschen wir rasch die Kerzen aus, Ehrwürden, bis auf jene kleine Lampe, die wir verdecken. Wenn die Leute vom Kardinal abgesandt sind, kennen sie das Lokal und würden über ein Licht in diesem entfernten Zimmer stutzig werden. Ah! Sie beeilen sich, sie fürchten entdeckt zu werden! Nur zu geritten, meine Herren! Das Nest ist ausgeflogen!«

»Was sehe ich? Sie halten an, sie steigen ab und binden die Pferde an die Bäume des Weges«, sagte Cranmer.

»Da bleibt uns kein Zweifel mehr über den Zweck ihrer Sendung, Ehrwürden. Die Bluthunde wollen unerwartet die Frau überfallen und aufheben, ehe Ihr geweckt werdet! Sie ahnen nicht, dass wir vom kleinen Turm herab ihre List beobachten.«

»Aber sie werden hierherkommen, uns überfallen!«, rief Helene weinend aus.

»Hierher? Mein liebes Kind, ohne einen handgreiflichen Beweis meiner Schuld dürften die Schergen es nicht wagen, mich

anzugreifen. Nein, hier seid Ihr sicher. Ich kann Euch in diesem Gebäude verbergen.«

»Vergebt mir, Ehrwürden«, sagte Johann, »aber ich möchte das Gegenteil behaupten. Nur solange man die Flucht nicht entdeckt, sind die Wege für uns sicher. Nachher werden die Spione das Schloss auf Schritt und Tritt bewachen, dass an kein Entkommen zu denken ist.«

»Ich will fort, gleich fort!«, rief Helene, »nach London zuerst, zu des Vaters Freund, dem Goldschmied! Er wird uns weiter befördern!«

»Das ist auch meine Meinung«, sagte Johann. »Und nun müssen wir kühn zu Werke gehen. Ich kann mich auf meinen Reitknecht verlassen, Ehrwürden, der ist selbst ein Ketzer. Er wird uns ein paar frische Pferde aus dem Stall schaffen, auf denen wir in zwei Stunden in London sind.«

»Die Reiter werden Euch verfolgen«, rief Cranmer.

»Man muss sie daher durch List aufhalten«, sagte Johann. »Macht, sobald wir an Eurem Fenster vorbei sind, im Schloss Alarm, sendet nach den Reitern, erkundigt Euch nach deren Zweck und entbietet sie zu Euch, um Rede zu stehen. «

»Der Gedanke ist klug«, sagte Cranmer. »Dadurch gewinnt Ihr Zeit. Geh, bestelle den Reitknecht.«

»Erst müssen die Frauen sicher aus dem Park auf die Landstraße gekommen sein«, sagte Johann, »damit auch dieser nicht wisse, dass sie aus dem Palast käme. Er soll uns nachkommen, Ehrwürden. Nun rasch die Mäntel wieder umgehängt! Den Pack trage ich hinunter. Kommt, edle Frau«, redete er Helene an, welche sich fest und bitterlich weinend Cranmer anschmiegte.

»So wahr Euch Euer und sein Leben lieb ist, eilet! Schwach, zitternd? Ah, dann muss ich Euch anstatt des Bündels tragen!

Verzeiht mir, edle Frau!«

Dabei machte er sanft, aber rasch die Arme Helenes von Crammers Nacken los und trug sie, halb bewusstlos, zum Zimmer hinaus, wieder die Wendeltreppe hinunter, durch einen langen Gang und endlich in den Park, wo er sie niedersetzte.

»Gottlob, soweit gelang es!« sagte Johann, »aber nun weiter, teure Frau. Bedenkt, jede Minute ist Goldes wert! Ihr könnt den Weg nicht verfehlen, bis zur Landstraße durch die Allee. Ich hole indessen die Pferde und komme Euch nach. Man hört dort die Hufe nicht, denn wir sind eine gute Strecke vom Schloss.«

Helene raffte alle Kraft zusammen, stützte ihre wankende Gestalt auf den Arm der Dienerin und schritt mit dieser lautlos durch den langen Garten.

Sie erreichten ohne Anstoß das Ziel. Hier warteten sie mit ängstlich klopfendem Herzen auf das Erscheinen Johanns.

Endlich, endlich – die Minuten däuchten ihnen Stunden zu sein – erschien er. Mit kräftigem Arm hob er Helene auf eines der Rosse, half der Dienerin mit dem Pack auf das zweite und sprang dann selbst hinter Helene auf, welche wieder ohnmächtig zu werden drohte.

»Erlaubt, dass ich Euch festhalte, edle Frau«, sagte der junge Mann. »Wir müssen im scharfen Galopp reiten.«

»O, lass mich noch einmal zurück zu ihm«, bat Helene, »lass mich bei ihm sterben!«

»Jesus Maria, was ist das?« rief plötzlich die Dienerin aus. »Seht nur das Licht!«

»Es ist gerade auf der Stelle, wo mein liebes Häuschen steht«, sagte Helene bestürzt.

»Ja, ja, edle Frau, und das Feuer beweist, dass Eure Flucht bereits entdeckt ist. Die Schergen haben die Hütte angezündet, um das umherliegende Gebüsch zu beleuchten.«

»Vorwärts, Alte!«, rief er seinem Renner zu, ihm die Sporen eindruckend. »Fort, Juno, du trägst eine edle Bürde!«

Zwei Stunden später ritt eine Schar bewaffneter Kriegersleute denselben Weg wie unsere Flüchtlinge, aber sie schienen minder große Eile zu haben, denn sie ließen entweder die Köpfe auf die Brust sinken oder behielten doch nur mühsam eine soldatische Haltung bei.

Es waren die königlichen Knechte, allerdings von König Heinrich dorthin gesandt. Aber der Befehl wurde erst von diesem unterschrieben, als er Anne die Warnung gegeben hatte. Diese verschwieg es, dass sie vierundzwanzig Stunden lang den Auftrag vergessen hatte. Somit wäre fast die unglückliche junge Gattin dennoch in die Hände des giftigen Kardinals geraten, der nach dem Fang wie ein Bluthund nach der Beute trachtete. Cranmers glänzende Laufbahn sollte dadurch für immer gestört werden, so hoffte der ränkesüchtige Papist und rieb sich frohlockend die Hände.

»Ich wusste wohl, dass es eine schändliche Lüge gegen den Mann sei«, rief Heinrich vergnügt aus, als man ihm die vergeblichen Nachforschungen meldete. »Ich habe es Euch immer gesagt, Cranmer trügt mich nicht. Daher rate ich künftig jedem, dem sein Kopf lieb ist, dass er mir den Mann in Ruhe lässt! Wollte Gott, alle meine Räte glichen ihm an Redlichkeit, Bescheidenheit und an Talent!«

## 8.

### *Die Geburt Elisabeths*

Horch, die Kanonen donnern endlich vom hohen Wall West-

minsters und vom Tower! Die Stunden, die Tage vielmehr, denn drei Tage lang dauerte der schwere Kampf, waren vorüber! Ein Kind ist wieder dem Thron geboren! In diesen drei Tagen mussten fortwährend, auf Befehl des Königs, Messen und Gebete für das Leben seiner Gemahlin in dem alten Kloster von Grey Friars gehalten werden. Die reiche Abtei war durch einen bedeckten Gang mit dem Schloss Greenwich an der Themse verbunden. Die Bruderschaft, obwohl strenge Papisten, verhielt sich äußerlich ruhig, ja sogar lenksam, da der Prior des Klosters durch seine Ernennung sich Anne persönlich verpflichtet fühlte.

Anne lag im schönen alten Staatsgemach des Palastes, welches nach seinen kostbaren Gobelin-Tapeten das Jungfrauengemach hieß. Die grotesken Gestalten der zehn weisen und törichten Jungfrauen gaben die Veranlassung zu dieser Benennung.

Heinrich, welcher bereits mehrere Sendschreiben im Voraus mit der Ankündigung eines Prinzen ausgefüllt hatte, sprang bei der Nachricht von seinem Sessel auf und eilte zum Gemach.

»Nicht wahr, ich habe einen Sohn?«, rief er, sobald er über die Schwelle trat.

Die Frauen blieben stumm und Lady Norfolk wagte es nicht, das Kind auf ihren Armen dem getäuschten Vater hinzureichen.

Da erhob Anne selbst, obwohl matt und schwach, das Haupt und sagte mit ihrer gewohnten Geistesgegenwart: »Nein, diesmal ist es eine Tochter, Sire. Aber lasst Euch das keinen Kummer bereiten, denn diese Kleine wird Eurem Haus mehr Ehre machen als zehn Söhne. Sie wird als ein besonderes Lieblingskind der Heiligen Jungfrau erstarken, an deren Fest sie heute

geboren ist.«<sup>14</sup>

Der Unmut verschwand plötzlich von Heinrichs Stirn bei diesen Worten. Er beugte sich zu seiner Gemahlin nieder und küsste dann die kleine Tochter auf dem Arm Lady Norfolks.

Darauf verließ er das Gemach, kehrte in sein Kabinett zurück und gebot seinem Sekretär Gardiner, in den Zirkularen zu dem Wort Prinz die Endsilben *essin* hinzuzufügen und den Befehl zu erteilen, dass nach drei Tagen das Kind mit allen Ehrenbezeugungen eines Thronerben unter dem Namen *Elisabeth* getauft würde.

Gardiner erschrak und blickte den König bestürzt an.

»Habt Ihr mich nicht verstanden, Mann«, rief Heinrich. »Gottes Tod, ich dünkte doch, dass ich deutlich geredet hätte. Alle Kinder, welche aus dieser Ehe entspringen mögen, zählen wir zu unserer direkten Nachfolge, sowohl Mädchen als auch Knaben. Solange mir Lady Anne keinen Erben geschenkt hat, ist diese Tochter Elisabeth als präsumtive Thronerbin anzuerkennen.«

»Aber dieses Recht besitzt schon die Prinzessin Mary«, sagte Gardiner, der in seinem Eifer für die angebetete Katharina Heinrichs Zorn übersah.

»Die Prinzessin hat durch meine Trennung von der königlichen Witwe selbstverständlich die Ansprüche hierauf verloren. Das Kind einer ungültigen Ehe ist als unehelich geboren anzusehen.«

»Majestät«, bat Gardiner, vor dem König niederfallend, »übt Gnade und Barmherzigkeit, an den Armen, die nichts verschuldet haben.

Wenn Ihr auch die Mutter verstoßen habt, erbarmt Euch der

---

<sup>14</sup> Geschichtlich

holden Tochter, nicht nur um Gottes willen, sondern um der Achtung aller Gutdenkenden und Frommen.«

»Es wagt es niemand, sich meinem Willen zu widersetzen!«, rief Heinrich betroffen aus.

»Vielleicht jetzt nicht, Majestät«, antwortete der Oberstaatssekretär, »aber wenn die traurige Stunde für England schlägt, wo Ihr durch den Tod abgerufen werdet, dann erhebt sich ganz England und Rom an der Spitze für Marys Recht.«

»Gottes Tod, Mann!«, rief Heinrich, »wozu hätte ich denn geheiratet, wenn nicht, um einen männlichen Erben zu erhalten.«

»Ja, Majestät, wenn Ihr diesen besitzt, muss natürlich die Tochter zurückstehen, aber im Augenblick besitzt Mary als die Ältere das Vorrecht des Titels.«

»Gut, gut«, sagte Heinrich, indem er sich von ihm abwendete, »wir wollen uns die Sache noch überlegen und mit der Lady Anne selbst reden.«

*Dann ist Mary verloren, dachte Gardiner, indem er mit zorniger Miene nach der üblichen Verbeugung das Gemach verließ. Dies verfluchte Weib wird kein Mittel unversucht lassen, um das unglückliche Mädchen vollends in den Staub zu treten! Aber wehe ihr, wenn sie es wagt. Die Rache Roms schleicht ihr auf dem Fuße nach! Noch eine Tochter anstatt des Sohnes! Ha, ha! Dann bleibt sie auch nicht auf dem Thron von England!*

Die Prinzessin Mary, welche bisher in Huntingdon mit einer eigenen Haushaltung als königliche Erbprinzessin gelebt hatte, wurde nicht wenig durch die eigenhändige Einladung Heinrichs überrascht, bei der Taufe zu erscheinen, um Patenstelle bei der jungen Schwester zu vertreten.

Ungewiss und bangend befragte sie brieflich ihre Mutter um Rat. Diese redete ihr zu, in allem, was recht sei, dem Willen des Vaters sich zu fügen, und Mary gehorchte.

Beim Tauffest war Marys Haltung fest und würdevoll, aber in dem bleichen zarten Antlitz sprach sich ein Ausdruck herben Kummers aus, der die Anwesenden sichtlich ergriff. Trotz der scheinbar bei dieser Gelegenheit geäußerten Freude wurden dennoch viele Stimmen laut, welche sie bedauerten.

Anne bemerkte diese Stimmung und heimliche Teilnahme für das Kind ihrer Rivalin und drang in den König, durch eine Parlamentsakte ihre Tochter als Erbin einzusetzen.

Heinrich erschrak über den Vorschlag und schien wenig Willens, durch eine solche Handlung abermals den Zorn der Nation auf sich zu ziehen, oder, was er noch mehr fürchtete, die Rache des Kaisers.

Er wollte auch die Möglichkeit »eines Knaben« abwarten.

Allein Anne ließ in ihren Bitten nicht nach, sie drohte mit einer Trennung von ihm, falls er ihren Kindern nicht die königlichen Rechte bewillige.

Heinrich ließ verdrießlich seine Tochter zu sich berufen, welche noch im Schloss geblieben war. Ihr bescheidenes, leidendes, aber geistvolles Wesen hatte des Vaters alte Liebe wieder stark in ihm belebt und zum ersten Mal eine Regung heimlichen Unmutes gegen Anne er weckt, die dieses Opfer von ihm verlangte. Indessen waren die Reize der Zauberin noch zu frisch, als dass Heinrich ihnen widerstehen konnte.

»Ihr habt nach mir verlangt, Majestät«, sagte Mary, indem sie sich vor dem strengen Mann auf die Knie niederließ.

»Ja, meine Tochter«, antwortete Heinrich sichtlich zögernd. »Wir wollten mit dir über einen Punkt reden, der vor deiner Abreise zu deinem Schloss festgestellt werden muss.«

»Ich bin zu jeder Zeit erbötig, mich Eurem Willen zu fügen, Majestät«, erwiderte Mary demütig. »So hat meine Mutter mich von Kindheit auf gelehrt.«

»Ich weiß es, meine Liebe, und bezweifle nicht, dass du unseren Wünschen entgegenkommen wirst. Die Ehe deiner Mutter ist, wie du weißt, als eine ungültige erklärt worden. Es folgt daraus von selbst, dass ...« Hier stockte der König. Es fehlte ihm sichtlich an Mut, weiter zu reden. Der Tyrann, welcher Kaiser und Papst getrotzt hatte, errötete vor dem sanften Blick, den stummen Vorwürfen seines Kindes.

Anne, in deren Gemach diese Unterhaltung stattfand, kam ihm rasch zu Hilfe.

»... die Kinder der zweiten Ehe die direkten Nachfolger des Königs sind«, ergänzte sie mit scharfem Ton. »Ihr werdet daher dem Titel der Thronerbin von England entsagen, Lady Mary, und denselben auf Eure jüngere Schwester übertragen.«

Über Marys feines Gesicht ergoss sich bei diesen Worten eine glühende Röte der Scham. Sie stand mit stolzer Würde von ihren Knien auf und sagte fest, aber bescheiden: »Freiwillig werde ich niemals mich meines Erstgeburtsrechts entäußern. Das Kind will ich aus Liebe zu meinem erhabenen Vater »Schwester« nennen, aber nichts mehr. Ich würde dadurch die Ehre meiner Eltern beschimpfen, nicht nur die meine, denn es hieße zugestehen, dass diese in einem sittenlosen Verband, nicht in heiliger Ehe gelebt hätten.«<sup>15</sup>

Heinrich blickte mit sichtlichem Wohlgefallen auf seine Tochter. Er hätte sie verachtet, wenn sie aus Furcht in diesem Begehren nachgegeben hätte.

*Sie ist die würdige Tochter meiner edlen Katharina*, dachte er.

Anne aber wurde leichenblass vor Zorn. »So wird man Euch dazu zwingen«, rief sie aus.

»Ich muss mich der Gewalt beugen«, entgegnete Mary ruhig

---

<sup>15</sup> Marys eigene Worte

und wehmütig, »aber nie wird meine Hand eine Verzichtleistung auf meine Geburtsvorrechte unterzeichnen. O mein königlicher, teurer Vater«, fügte sie aufgeregt hinzu, sich ihm wiederum zu Füßen werfend, »Ihr werdet, Ihr könnt das furchtbare Opfer nicht von mir verlangen, Ihr werdet mich nicht verstoßen.«

»Nein«, erwiderte Heinrich sanft, ihr die Hand zum Kuss reichend, »verstoßen werden wir dich nicht, du bleibst mein anerkanntes Kind, aber nur in der Thronfolge soll Elisabeth dir vorgehen, im Falle ich ohne männliche Erben sterbe.«

»Ich täte Euch gern den Willen, Majestät«, sagte Mary, »denn mein Herz hängt nicht an dem Besitz eines Thrones. Aber solange meine arme Mutter lebt, darf ich um ihretwillen mich nicht freiwillig als uneheliche Geburt brandmarken.«

»Man sieht, Ihr habt trefflich die rebellischen Lehren Eures Anbeters Sir Reginald Pole benutzt, Lady Mary«, warf Anne spöttisch ein.

»Es sind die Lehren der Ehre, Lady Anne«, entgegnete Mary fest. »Diese verdanke ich meiner allgemein geachteten, hochgeehrten Mutter! Die Ehre ist das letzte, aber auch das teuerste Gut, welches meine Feinde mir nicht nehmen können.«

»Unter den Feinden bin ich wohl zu verstehen?« sagte Anne scharf und giftig. »Nun, es ist mir lieb, einmal offen Eure Ansicht über mich zu vernehmen. Wir werden Sorge tragen, dass Ihr in Zukunft etwas mehr unter Aufsicht gestellt, Lady Mary, und den Einflüsterungen Lady Salisburys<sup>16</sup> entzogen werdet.«

Mary antwortete nicht. Ihr Blick hing bittend an dem des Vaters.

---

<sup>16</sup> Eine Verwandte Poles, welche später auf dem Schafott starb, so wie auch Poles Bruder

»Ziehe dich jetzt zurück«, sagte dieser, »und erwarte unseren Befehl auf deinem Schloss. Aber ich gebe dir die Mahnung mit, dass du jegliche verbrecherische Korrespondenz mit dem Rebellen Pole abbrichst. Er muss nicht glauben, weil er zum Kardinal erhoben worden war, dass er mir ungestraft drohen dürfe. Ist er auch fern, so hat er auf englischem Boden Geißeln zurückgelassen, die für seine Frechheit büßen werden. Geh, meine Tochter!«

Kurze Zeit nach dieser Unterhaltung erschien eine königliche Deputation bei der Prinzessin Mary und teilte dieser mit, dass sie Kraft einer gerichtlichen Akte ihres Erstgeburtsrechts als Prinzessin von Wales verlustig erklärt worden sei. Auch sollte sie sofort das Gut Huntington der jungen Prinzessin Elisabeth zur Wohnung einräumen.

»So darf ich wohl zu meiner unglücklichen Mutter?«, fragte Mary, nachdem sie sich von diesem neuen Schlag erholt hatte.

»Wir bedauern, Hoheit«, war die Antwort, »denn wir haben Befehl, Euch mit uns nach London zu nehmen, wo Ihr fortan leben sollt.«

»Was? Die Tochter unserer edlen Königin soll unter demselben Dach mit ihr ... der ...«

»Liebe Lady Salisbury«, bat Mary erschrocken, »schweigt um Gottes willen. Überlassen wir uns und unser Schicksal der Barmherzigkeit Gottes.«

»Meine Herren«, fügte sie mit stiller Würde hinzu, »ich gehorche dem Willen meines Vaters, wiewohl mit schwerem Herzen. Wollet bei uns bis morgen verbleiben, dann werde ich Euch begleiten. Noch eins aber! Darf meine edle Salisbury mit mir ziehen?«

Die Herren senkten traurig und schweigend das Haupt.

»Ah! Die Ketzlerin fürchtet meinen Einfluss, meine Gering-

schätzung!«, rief Lady Salisbury aus. »Mag sie es. Ich habe nie meine wahre Ansicht verborgen.«

Mary wurde somit der königlichen Haushaltung eingereiht und dazu verurteilt, täglich in der Nähe der verhassten Stiefmutter zu sein und deren spöttisches, geringschätziges Benehmen zu dulden.

Es schien Anne eine geheime Wollust zu gewähren, den edlen Stolz des herrlichen Mädchens zu beugen, es zu beleidigen. Die Mutter blieb ihrer Macht entrückt, aber an der Tochter konnte sie die Rache ausüben. Kein Mittel war zu niedrig, kein Wort zu scharf, um Mary zu kränken.

Die Korrespondenz zwischen Mutter und Kind, jegliche Verbindung zwischen der edlen Salisbury und ihrem Zögling, kurz, jeder Verkehr mit der Außenwelt wurde ihr entzogen.

Bitter müssen die Kränkungen gewesen sein, deren Anne sich gegen die Prinzessin zu Schulden kommen ließ, da sie dieselben in ihrer Todesstunde bereute.

War der Unwille des größeren Theils der Nation gegen Anne nie erloschen, er wurde durch diese Behandlung ihrer geliebten Prinzessin auch laut. Anne verfehlte, geblendet durch ihren Hass, vollkommen ihren Zweck. Das Volk nimmt bekanntlich, zumal das englische, stets Partei für den Unterdrückten. Marys lebenswürdiges Wesen, das schon im Glück alle Herzen für sich eingenommen hatte, erregte durch ihre Leiden noch mächtiger die Sympathie der Nation. Die Stiefmutter konnte alle äußeren Zeichen der Ehrfurcht vor ihr verbieten, sie vermochte es nicht, dieselbe der vielen stillen Beweise einer Liebe zu berauben, welche das Herz des jungen Mädchens erheiterten. Ungeachtet der zahllosen Spione, welche jeden ihrer Schritte beobachteten, besaß sie dennoch treue, warme Freunde, welche mit Gefahr ihres Lebens eine Korrespondenz mit der Mutter ver-

mittelten. Unter den treuen Anhängern Marys bewährte sich Gardiner. Obwohl er sich aus wohlberechneter Klugheit der kirchlichen Obergewalt Heinrichs scheinbar fügte, blieb er dennoch dem Papst treu und dessen geheimer Verbündeter. Ruhig, aber mit seltener Energie verfolgte er seinen Weg, unbekümmert um die Hindernisse, die sich ihm durch die neue Kirche, namentlich durch Cranmer, entgegenstellten. Sein späterer Erfolg lohnte ihm diese seine Anhänglichkeit an Mary.

Am römischen Hof war unterdessen eine Veränderung eingetreten: Papst Clemens war mit Tod abgegangen, und Paul IV. als sein Nachfolger im Amt erwählt worden.

## 9.

### *Hinrichtung des Kanzlers Mohr und des Bischofs Fisher Prinzessin Mary und Jane Seymour*

Zwei edle Männer sollten dem neuen Glaubenssystem Heinrichs geopfert werden, zwei der edelsten Häupter in England dem Henkerbeil verfallen!

Es waren der 80-jährige Bischof Fisher und der treue, unerschütterliche Anwalt Katharinas und ihrer Tochter, der Kanzler Sir Thomas More. Beide hatten es gewagt, Heinrichs Recht auf die geistliche Obergewalt zu bestreiten und dem Papst treu zu bleiben.

Als dem König das vom Parlament ausgefertigte Urteil zur Unterschrift überbracht wurde, zuckte er heftig zusammen und legte das Papier auf den Tisch. Die Deputation aber bat fußfällig um Gnade für die hohen Verurteilten. Bischof Fisher war ebenso hoch geachtet um seiner Tugend und Frömmigkeit, seines

reinen Wandels willen, wie Sir Thomas Mohr als Gelehrter und Diplomat.

»Der Bischof ist alt«, sagte Gardiner, »der Tod wird ihn bald abrufen, Majestät, und zudem besitzt er im hohen Grade die Liebe des Heiligen Vaters, der um seine Begnadigung bittet und den Bischof im Tower den Kardinalshut übersandt hat.«

»Den Hut mag der Papst senden«, sagte Heinrich spöttisch, »aber der Kopf dazu wird fehlen. Und More ist ein eigensinniger, halsstarrer Mann. Wir haben lange mit ihm Geduld gehabt, ihm Zeit zur Überlegung gegönnt.<sup>17</sup> Ich darf keine Ausnahme mit ihm machen.«

»More ist das Haupt aller Opposition im Lande, Majestät«, sagte Anne, welche im Kabinett mit Stickerei beschäftigt saß. »Ihr könnt erst Ruhe erwarten, wenn der Schlange der Kopf zertritten ist. Mitleid wäre in diesem Fall nicht am Platz, wo Eure Majestät bisher so fest geblieben ist. Mores Freilassung wäre eine stille Unterwerfung Eurer Gewalt unter die des Papstes.«

»Da sei Gott vor!«, sagte Heinrich, durch ihre Worte gereizt. »Er falle denn, wie alle unsere Feinde vor und nach ihm!« Er ergriff rasch die hingehaltene Feder und unterschrieb das Bluturteil.

»Majestät, der Kanzler bittet um die Gnade, die seinen noch einmal zu sehen«, sagte Cromwell mit ernster, betrübter Miene.

»Unter soll gewährt werden, und alles, was er sonst verlangt.«

»Sein Leichnam ...«

»Soll der Familie zum ehrlichen Begräbnis ausgeliefert werden«, sagte Heinrich und wandte sich rasch von ihm ab.

Der 80-jährige Bischof Fisher sollte seinem Freund und Lebensgefährten More zum Schafott vorangehen.

---

<sup>17</sup> In der Tat saßen beide seit einem Jahr im Tower.

Am Morgen seiner Hinrichtung ließ er sich in den vollen bischöflichen Anzug kleiden und warf über seinen reichen Talar die schwere Goldkette, welche er einst von Katharina empfangen hatte. »Es ist ja heute mein Geburtstag«, sagte der ehrwürdige Greis zu den erstaunten Beamten, als sie ihn abholen wollten. »Mein Ehrentag, denn ich gehe zum Himmel ein.«

Es zeigte sich jedoch, dass Fisher körperlich zu schwach war, um den peinlichen Weg zu Fuß zu machen.

»Ei, da müsst Ihr mir noch die Ehre erweisen, mich hinzutragen«, sagte der Bischof lächelnd. »Es wird mir Sündigem eine größere Liebe erwiesen als meinem lieben Heiland, der sein Kreuz selbst schleppen musste.«

Man setzte ihn in einen Sessel. Männer hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn zu dem nahe gelegenen Towerhill (Schlosshügel), eine Erhöhung außerhalb der Ringmauer der Festung, und auf das Gerüst.

Da erhob sich der Greis, hielt vor der atemlos versammelten und unabsehbaren Menge das Neue Testament empor und beschwor bei diesem seinen Glauben, welcher die Kirche und den Papst rechtfertige.

»Selig sind, die da bis zum Ende beharren, ihnen ist die ewige Krone vorbehalten«, so schloss er seine Rede.

Er warf selbst sein Obergewand vom Hals zurück, hob die langen schneeweißen Haare zum Abschneiden in die Höhe und legte dann lächelnd, ohne ein Zucken, das Haupt auf den Block.

Ein lauter Aufschrei der Entrüstung, ein dumpfes Stöhnen und Weinen unter dem Volk - dann stürzte es sich wie ein verwundeter Tiger auf das Gerüst, um, ungeachtet der Soldaten, Tücher in das warme Blut zu tauchen und die abgeschnittenen weißen Haare als kostbare Reliquien unter sich zu teilen.

»Es lebe der Papst! Es lebe die Königin Katharina und unsere

Prinzessin Mary!«, erscholl es drohend aus tausend und aber-tausend Kehlen, in dem sich die Menge langsam vor den Waf-fen der Soldaten zerstreute.

Kurze Zeit – und es erneuerte sich die Szene, denn der Kanzler More betrat seinerseits das das Blutgerüst. Auch er starb mit der Versicherung seiner Treue und Ergebenheit gegen den Papst, aber zugleich mit dem bedeutungsvollen Wunsch, dass der Himmel nicht dereinst seinen Tod an seinen Mördern räche. Er nannte keine Person, aber das Volk verstand ihn, denn man hat-te erfahren, dass er in seinem Kerker für Anne gebetet und die-ser mit prophetischen Geist ein herbes Schicksal vorausgesagt hatte. Abermals erhob sich der Ruf: »Es lebe Katharina! Es lebe der Papst!«

\*

Heinrich befand sich bei Anne bei einem lebhaften Kartenspiel, als ein Edelmann in seiner Nähe die vollzogene Hinrichtung er-wähnte. Der König warf die Karten auf den Tisch und schleu-derete seiner munteren Gattin einen vorwurfsvollen Blick mit den Worten zu: »An diesem Mord seid Ihr schuld!« Er verließ hastig das Gemach.<sup>18</sup>

Eine Leichenblässe bedeckte Annes eben noch so strahlendes Gesicht. Es war das erste Mal, dass von seinen Lippen sie ein Vorwurf traf.

Sie hatte auch bald die wichtigeren Grund, den Tod Mores zu bereuen Papst Paul, wütend über den Tod seiner treuen Anhä-nger, und von dem hoch erzürnten Kaiser dazu aufgefordert, welcher More persönlich sehr zugetan gewesen war, gab Be-

---

<sup>18</sup> Geschichtlich

fehl, die lange zurückgehaltene, längst ausgefertigte Interdiktsbulle über Heinrich und seine Buhlerin zu veröffentlichen.

Es war im königlichen Schloss still geworden. Mitternacht war eben vorüber, als es leise an die Tür des kleinen Zimmers klopfte, auf welches die ehemalige Thronerbin von England durch ihre Stiefmutter beschränkt worden war. Mary war noch auf und wach, sie las noch vor dem Schlafengehen in einem ihrer katholischen Gebetbücher.

Auf Marys Antwort »Herein!« schlüpfte eine kräftige, graziöse Gestalt ins Zimmer und sank zu den Füßen der Prinzessin nieder.

»Ihr seid es, Jane Seymour?«, fragte Marie erstaunt. »Ihr habt Euch zu mir gewagt, Ihr, der Liebling meiner Stiefmutter?«

»Ich bin Lady Anne dankbar, Hoheit, für ihre große Güte gegen mich. Aber als sie mich bei meiner Rückkehr nach England zu ihrer Ehrendame ernannte, willigte ich nur auf die dringenden Bitten meines Vaters und meiner Brüder ein, nicht aus eigenem Antrieb.«

»Wie, ich dachte, Ihr wäret schon in Frankreich Freundinnen gewesen?«

»Wir befanden uns zugleich im Dienst der edlen Königin Claude«, sagte Jane Seymour, »allein Annes gefallsüchtiges Wesen, ihre Koketterie sagte mir nicht zu. Auch widerstrebt es meinem Gefühl, ihr als Königin zu gehorchen. Meine ganze Seele ist der edlen Katharina und Euch ergeben, Hoheit! Glaub mir, so war ich an die Heilige Jungfrau glaube, so ehrlich meine ich es mit Euch.<sup>19</sup>

---

<sup>19</sup> Diese Freundschaft bewahrte Jane Seymour auch als dritte Gemahlin des Königs Heinrich für die Prinzessin Mary, welche Letztere auch durch sie in ihre Rechte wieder eingesetzt wurde.

»Ich will es glauben, Lady Jane«, versetzte Mary, »um meiner edlen Mutter willen werdet Ihr an mir nicht zur Verräterin werden. Aber ich billige auch Eure Unaufrichtigkeit gegen Lady Anne nicht«, setzte sie hinzu.

»Ich begehe an dieser keinen Verrat, in dem ich Euch liebe, Hoheit«, antwortete Jan mit offenen, freien Blicken. »Anne verlangt nur gehorsam von ihrer Umgebung. Liebe würde sie auch nicht verlangen, außer von einigen betörten Schmeichlern oder falschen Höflingen.«

»ich weiß, sie gibt manchen Anstoß durch ihre Heftigkeit und ihren Übermut«, sagte Mary.

»Sie hat mehr Feinde um sich als Freunde, Hoheit. Ich beneide sie nicht um ihre Stellung. Mir ist es immer, als stände sie auf einem Vulkan, der plötzlich ausbrechen und sie verschlingen könnte.«

»Man muss ihr viel zugute halten, ihrer jetzigen Lage halber«, sagte Mary. »Wenn sie erst dem König einen Erben gegeben hat, dann wird sie vielleicht ruhiger und nachsichtiger gegen mich werden.«

»Ich wollte Euch eine Nachricht mitteilen, Hoheit, welche, nach dem Befehl des Königs, nicht besprochen werden darf, eine Nachricht von Rom.«

»Von Rom, von Reginald?«

»Nein«, erwiderte Jane, lächelnd über den entschlüpften Namen des heiß Geliebten. »Vom neuen Papst. Seine Heiligkeit hat den König und Lady Anne in den Bann getan!«

»Barmherziger Himmel, meine arme Mutter!«, rief Mary. »Wie wird sie darüber um den Vater sich betrüben!«

»Sie sollte sich freuen, Hoheit! Es kann dadurch eine Wendung Eures Geschicks eintreten.«

»Meine hohe Mutter denkt wie ihr Kind, Lady Seymour«, ver-

setzte Mary sanft. »Die Rache ist des Herrn! Aber es kann nicht fehlen, dass die Bulle bekannt werde.«

er König erfuhr es, ehe der päpstliche Nuntius von Frankreich absegelte. Befehl ist gegeben, denselben bei seiner Landung in England abzufangen und das Pergament ihm zu entreißen.«

»Die Priester werden es schon wissen.«

»Ist wohl wahrscheinlich«, antwortete Jane. »Aber diesen ist bei Todesstrafe verboten, die Bulle dem Volk bekannt zu machen, weder auf den Kanzeln noch in den Beichtstühlen.«

»Ah, darum hat Lady Anne seit drei Tagen ihr Gemach nicht verlassen«, sagte Mary sinnend. »Ich begreife es. Es muss ihr sehr wehtun«, fügte sie mitleidig hinzu.

»Ihr seid ein guter, lieber Engel!«, rief Lady Jane mit lebhafter Wärme aus. »Aber Gott wird Eure Sanftmut, Eure Geduld belohnen, Hoheit! Auch für Euch wird noch der Tag der Gerechtigkeit kommen. Hofft nur!«

»Ich wünsche nichts, als mit meiner Mutter vereint leben und sterben zu dürfen«, sagte Mary in Tränen ausbrechend. »Jede andere Qual und Demütigung es gering gegen diese Trennung! Warum uns Armen nicht den Trost können, miteinander zu leiden? Und jetzt, wo sie so elend, so krank ist, ihrer Tochter so nahe und dennoch so fern! Ich meine oft, ich könne es nicht ertragen, Lady Jane, ich fühle mich versucht, mit List diesen Mauern zu entfliehen, zu ihr zu eilen! Oh, sagt mir, wäre es nicht möglich?«

»Möglich allerdings, Hoheit«, war die Antwort. »Ich selbst helfe Euch dazu mit Leib und Leben.«

»Trotz des Zorns des Königs?«

»Oh, diese würde mich wohl sanft treffen!«, rief Jan mit einem koketten, aber gutmütigen Lächeln.

»Lady Jane«, sagte Mary ernst, »nehmt Euch in Acht. Erregt

den Argwohn meiner Stiefmutter nicht gegen Euch.«

»Ihr tut mir unrecht, Hoheit«, beteuerte Jane. »Ich habe mit seiner Majestät gar keine Beziehungen, als meine dienstlichen.«

»Wie kommt es denn, dass man sich am Hof allerlei zu-  
raunt?«, fragte Mary.

»Ei, das geschieht, weil einige boshafte Zungen Lady Anne är-  
gern oder ihr Kummer verursachen wollen, damit - damit das  
Kind zu Grunde gehe!«

»Schrecklich, abscheulich!«, rief Mary aus. »Wer tut das?«

»Vornehmlich Annes Schwägerin, Lady Rochefort, dann Gar-  
diner, der Freund Eurer edlen Mutter, und ihr eigener Oheim  
Lord Norfolk.«

»Lord Norfolk, der Anne alles verdankt?«

»So ist es hoch, Hoheit! Anne ist unvorsichtig, und in ihren  
Übermut glaubt sie, niemand Achtung schuldig zu sein. Sie hat  
diesen stolzen Mann schon mehrmals angesichts Cromwells be-  
leidigt. Er trachtet nur nach der Gelegenheit, sich an ihr zu rä-  
chen - wenn nicht mehr!«

»Mehr? Was meint ihr damit?«

»Ei nun«, sagte Jane zögert, »der Lord behauptet, eine solche  
Ehe, die noch bei Lebzeiten der ersten Gemahlin geschlossen  
wurde, sei nicht sehr fest geknüpft. Sie könnte wieder gelöst  
werden.«

»So weit werden Sie es nicht reiben«, rief Mary aus, »und hat  
Anne einen Sohn, ist ihre Macht von Neuem befestigt.«

»Ja, wenn, Hoheit! Gott kann richten!«

»Aber wir kamen von unserem ersten Kapitel ab«, sagte Mary.  
»Wodurch sind die Stichstelle reden über Euch und den König  
entstanden?«

»Auf eine sehr einfache Art, Hoheit. Wir befanden uns vor ei-  
nigen Wochen auf der Jagd, denn Ihr wisst, Lady Anne gibt den

Bitten der Ärzte kein Gehör, die ihr Stille und Ruhe gebieten.«

»Leider! Mein Vater ist sehr in Sorgen darüber«, entgegnete Mary.

»Nun, wir wurden ziemlich in die Enge getrieben, da ein Eber auf uns zustürzte, mein Pferd scheute und einen Satz machte, der mich gegen einen Baum schleuderte und den Schleier zerriß. Seine Majestät sprengten mir zur Hilfe herbei und hoben mich vom Pferd. Dabei waren mir die goldenen Nadeln entfallen, welche mein Haar zusammenhielten, sodass diese sehr wirr um die Schultern flogen und aussahen wie die zornigen Borsten des Ebers.«

»Oder vielmehr wie ein Schleier von lichtigem Gold«, sagte Mary bewundernd. »Sie sind in der Tat wunderschön, eure Haare, Lady Jane.«

»Nun, es hatte mir noch niemand etwas davon gesagt«, entgegnete Jane, »denn einem armen Fräulein flattert man nicht. Aber jetzt bin ich stolz auf sie, da Eure Hoheit und Seine Majestät sie loben.«

»Mein Vater?«, fragte Mary erstaunt.

»Ja, Hoheit. Seine Majestät fasste den ganzen Wulst da in seine kräftige Faust und wickelte ihn sich dreimal um seinen Arm. Das gebe eine prächtige Kette, sagte er, die kein Ritter sprengen würde!«

»Vernahm Lady Anne diese Bemerkung?«, fragte Mary.

»Gewiss, Hoheit, sie hielt ja zu Pferde neben uns.«

»Bemerket Ihr keine Bewegung an ihr?«

»Ich nicht, Hoheit. Allein man behauptet, sie habe dabei die Farbe gewechselt und sei einer Ohnmacht nahe gewesen. Aber warum fragt Ihr?«

»Ach, es war nur ein unbestimmter Gedanke, der mich durchzuckte«, versetzte Mary. »Ich habe gehört, dass sie einen Wider-

willen gegen blonde Haare habe, und dass man ihr geweissagt hatte, solche würden ihr einen großen Kummer bereiten.«

»Von mir wird das schwerlich geschehen«, meinte Jane, indem sie aufstand und sich von der Prinzessin verabschiedete.

»Also Freundin, Lady Jane!«, sagte Mary liebevoll.

»Solange ich lebe, Hoheit. Gott gebe, dass es einst in meiner Macht stehen möge, Euch meine Liebe zu beweisen.«

## 10.

*Das Interdikt  
Heinrichs Waffe dagegen in den Evangelien  
Annes und Cranmers Vision*

Jane Seymour hatte der Prinzessin die volle Wahrheit mitgeteilt. Das Interdikt war über das Königspaar ausgesprochen worden.

Die Nachricht fand, wie wir bereits wissen, den König keineswegs unvorbereitet. Als ein weiser Feldherr hatte er schon lange an Cranmer und den Minister Cromwell seine Befehle für den Fall erteilt, dass der Papst seine Drohungen zur Ausführung bringen werde.

Kaum hatte daher das päpstliche Schiff bei Dover angelegt, als Heinrichs Spione dasselbe betraten und sich dem erstaunten Legaten vorstellten.

»Wir bitten Eure Eminenz um die Übergabe des päpstlichen Briefes, den Ihr dem König überbringt«, sagte Lord Ainsly mit einer höflichen Kniebeugung.

»Die Depesche, welche ich im Namen seiner Heiligkeit zu überbringen habe, lautet nicht privatim an Seine Majestät«, antwortete übermütig der päpstliche Bote, »sondern an das ganze

englische Volk!«

»Umso mehr wünschen Seine Majestät, dass diese Briefe ihm zuerst übersandt werden«, war die Antwort in einem festen Ton. »Das Papier, dessen Inhalt uns bekannt ist, soll nicht auf englischen Boden gebracht werden.«

»Soll nicht! Ihr habt vergessen, Mylord, dass der König der Diener des Papstes ist, wenn auch der erste! Er ist dem Statthalter Christi untergeordnet! Entfernt Euch und lasst mich landen!«

»Ihr vergesst, dass Ihr Euch auf britischem Boden befindet!«, sagte Lord Ainsly lächelnd. »Hier regiert Seine Majestät König Heinrich der Achte, als Erster in seinem Reich. Aus Achtung vor dem Papst lässt er Euch die Wahl, freiwillig das Papier uns zu übergeben oder sofort zu jenem Gebäude ...« Er wies zum Schloss. »... als Staatsgefangener abgeführt zu werden. Entschließt Euch rasch!«

»Und wenn ich seinen Willen tue?«, fragte der Legat, welchem keineswegs nach einer Gefangennahme gelüstete, so wenig wie seinem Gefolge.

»Dann können Ehrwürden sofort wieder in See stechen und nach Frankreich zurückkehren. Zu landen wird Euch die Erlaubnis verweigert.«

Der Legat blickte entsetzt und unentschlossen seinen Sekretär an.

Dieser aber sagte mit betrübter, unterwürfiger Miene zu seinem Oberen: »Wir müssen der rohen Gewalt weichen, Hochwürden. Die demütigen Diener der heiligen Kirche sind zu schwach, um gegen die Werkzeuge der satanischen Macht der Finsternis zu kämpfen.«

»Ihr habt recht, mein Vater«, antwortete der Legat. Dann, sich gegen Lord Ainsly und dessen Gefolge wendend, sagte er zor-

nig: »Das Papier übergeben wir Euch hiermit, aber glaubet nicht, dass Ihr deswegen triumphieren dürfet, und dass die Stimme des Heiligen Vaters durch die Ketzereien erstickt werden kann. Schon wissen es andere treue Diener im Reich, dass König Heinrich samt seinen Dienern in den Bann getan und verflucht ist.«

Ein Ausruf jähen Schreckens entfuhr den französischen Matrosen bei diesen Worten. Sie hatten sich sofort bei der Ankunft der Engländer um den Legaten gereiht. Einige der Andächtigsten sanken sich bekreuzigend auf die Knie.

»Ja!«, rief der Legat, dies wahrnehmend, mit lauter Stimme aus, indem er seine rechte Hand gegen die Stadt streckte, »verflucht ist dieses schöne Reich um der Sünden seines Königswillen! Verflucht die Anstifterin alles Bösen, die ketzerische Buhlerin! Verflucht seien ihre jetzigen Kinder in alle Ewigkeit, so wie jedes, dass noch ferner aus dieser Verbindung entspringt! Verflucht sei die Luft, welche die Sünderin atmet, verflucht ihre Seele, wenn der Tod sie in ungeweihtes Grab gebettet! Verflucht ...«

»Ehrwürden«, unterbrach Ainsly heftig den zornigen Mann, »gebt Euch keine Mühe weiter, strengt nicht umsonst Eure heiligen Lungen an. Ihr redet hier zu tauben Ohren und Seelen. Ich bin Protestant und alle meine Begleiter stehen dem König mit Leib und Seele bei. Nicht wahr, meine wackeren Freunde?«

Ein lauter, begeisterter Ruf »Vivat König Heinrich! Nieder mit dem Papsttum!« war die Antwort.

Der Legat ballte wütend seine Fäuste, trat dann zu seinem Sekretär, nahm diesem eine dicke Pergamentrolle ab und händigte sie Lord Ainsly ein.

»Ich übergebe, kraft meines heiligen Amtes, dem Gesandten des Königs meinen Brief«, sagte er zornig. »Möge der Himmel

selbst diese Beleidigung des heiligen Statthalters Christi an den Frevlern rächen!«

Lord Ainsly empfing das kostbare Schreiben, erklärte dem Legaten, dass einige seines Gefolges im Schiff bleiben und ihn sicher nach Frankreich zurückbegleiten sollten, und verließ das Schiff. Am Ufer standen die schnellsten, edelsten Renner, auf denen die kühnen Abgesandten Heinrichs mit der Interdiktbulle nach London jagten!

Die davoneilenden treuen Diener sahen nicht, wie unter dem Schutz der dichten Nacht ein einzelner tief verummter Mann einen kleinen Fischernachen beim Schiff anlegte und Ersterer vom Kapitän selbst an Bord gebracht wurde.

»Ehrwürden befinden sich noch wach«, flüsterte der Kapitän und führte den heimlichen Gast zu seiner eigenen Kajüte.

Es war Gardiner, der Staatssekretär des Königs, welcher ohne Wissen seines Herrn den päpstlichen Boten aufsuchte.

»Ach, Gardiner, Ihr kommt zu spät«, rief ihm der Letztere entgegen, als er eintrat. »Wir mussten der Gewalt weichen, das Papier aushändigen und dürfen ...«

»Nicht einmal landen«, ergänzte Gardiner, mühsam ein Lächeln verwindend. »Nun, nun, ich denke, die unfreiwillige Quarantäne bis morgen wird Euch nicht unerträglich fallen«, sagte er, munter auf die Weinflaschen blickend, die auf dem Tisch standen!

»Was sollen wir sonst machen«, entgegnete der Legat, »unser treuer rechtgläubiger Schiffsherr hält es für seine Pflicht, uns, den Dienern der Kirche, Ehre anzutun. Setzt Euch zu uns und lasst uns reden. Wie steht es an dem verfluchten Ketzernhofe, Gardiner?«

»Schlecht, Hochwürden«, lautete die verdrießliche Antwort. »Die Königin Katharina soll dem Tod nahe sein.«

»Nun, das wäre eine natürliche Lösung dieser unheilvollen Frage«, sagte der Legat kühl.

Gardiner zog zornig die Augenbrauen zusammen. »Ja, aber Mary weiß nichts davon, und man verweigert der sterbenden Mutter den letzten Trost, ihre Tochter zu sehen.«

»Seine Heiligkeit der Papst ...«

»Dessen Wort gilt hier nichts mehr!«, sagte Gardiner mürrisch. »Habt Ihr doch gesehen, wie man mit dem Interdikt umgeht, mit einer Waffe, welche ehemals das kühnste Herz erstarren machte.«

»Es wird dennoch bekannt gemacht werden. Den Geistlichen ist befohlen worden, es öffentlich von den Kanzeln zu verkünden und heimlich Abschriften, die wir ihnen lieferten, anschlagen zu lassen.«

»Bah! Glaubt Ihr, dafür sei nicht auch gesorgt, Pater? Meint Ihr, die Herren Geistlichen hätten alle Lust, als Märtyrer auf Tyburn wie die Priore zu sterben?«

»Wie?«, rief der Legat entsetzt aus.

»Ja, dieses Schicksal stände ihnen bevor«, antwortete Gardiner, »wenn sie es wagten, Euren Befehlen zu gehorchen! Cranmer, dieser verfluchte böse Geist Englands, hat einen Hirtenbrief an sämtliche Geistliche erlassen und jedem gedroht, der die Sache erwähne!«

»Aber das Volk wird doch damit bekannt gemacht werden.«

»Ohne Zweifel! Dafür habe ich gesorgt. Verlasst Euch auf mich, Hochwürden. Ich schlafe nicht, sondern wache für das Heil unserer erhabenen Kirche. Langsam, aber sicher, wie der kleine blinde Maulwurf, werde ich das hohle Gebäude der Ketzerei untergraben! Dann bedarf es nur eines Stoßes meines kräftigen Ruders und es fällt zusammen!«

»Wie wird der König sich dem Papst gegenüber benehmen?«,

fragte der Legat, weiter.

Gardiner zuckte die Achseln. »Anfangs vermutlich tüchtig stürmen und toben, wie immer, es sei denn, dass Anne ihn beschwichtige, was sie nun noch zu tun vermag.«

»Jetzt noch?«, fragte neugierig der Legat.

»Nun, wird sich zeigen, Hochwürden! Das ist mein Geheimnis! Nur so viel könnt Ihr dem Heiligen Vater melden, dass die Maschine gute Wirkung tue, welche wir an das Gebäude gerückt haben. Mit einem Worte: Der König hat Feuer gefangen! Ist verliebt! Und wir, versteht Ihr, fachen die Flamme an.«

»Ah! Anne wäre nicht mehr Ein und Alles bei dem Wüterich?«

»Jetzt noch, weil sie ihm Hoffnung zu einem Thronerben gibt! Aber dieser ist noch nicht vorhanden und soll es niemals sein! Das Kind dieses Weibes soll nie zwischen unsere Mary und den Thron treten.«

»Ihr habt Absolution für alles, wozu die Not Euch drängen möchte«, fiel der Legat mit schlauem Blick ein. »Ich bringe Euch von den berühmten Tropfen der Medicis mit – wisst Ihr davon aber sicheren Gebrauch zu machen?«

»Gebt, gebt, Hochwürden«, rief Gardiner hastig aus. »Wer weiß, wo sie uns zugutekommen werden. Also einer Schwangeren?«

Der Legat nickte mit dem Haupte. »Ja, ein, zwei Tropfen genügen, um eine Frühgeburt zu bewirken oder die Leibesfrucht samt der Mutter zu töten.« Er öffnete bei diesen Worten seinen Talar und löste eine dünne Kette von seinem Hals, an der ein kleines Fläschchen hing.

»Seid aber vorsichtig«, mahnte er, indem er dasselbe Gardiner überreichte, »wir in Rom dürfen nicht genannt werden.«

»Das versteht sich«, lautete sie Antwort. »Wenn aber jetzt der Ketzlerin ein Unglück geschehe, dürften wir kecklich dasselbe

für eine Wirkung des Interdikts ausgeben! Das Volk würde es auch glauben, so sehr Cranmer daran arbeitet, das Papsttum in dessen Augen zu verhöhnen.«

»Gibt es kein Mittel, auch ihm auf den Leib zu rücken?«

»Jetzt nicht, noch ist er uns zu stark«, sagte Gardiner. Aber Heinrich ist nicht unsterblich, und an dem Tag, wo Mary den Thron besteigt, wandert Cranmer in den Tower oder zum Schaffot. Doch ich muss wieder fort, nach London zurück, Hochwürden. Der König wird morgen nach mir verlangen.«

Er schied und der Legat kehrte ebenfalls unterrichteter Sache nach Frankreich und Rom zurück.

Unter dem Volk verbreitete sich trotz Heinrichs und Cranmers Verboten die Nachricht vom Interdikt. Aber die protestantischen Anhänger hielten kräftige Reden an dasselbe und suchten ihm die letzte Spur von Schrecken vor diesem päpstlichen Geschoss zu benehmen.

In der Tat verhielt sich das Volk ruhig, keine Demonstration wurde laut, als man zum allgemeinen Erstaunen bemerkte, wie alle Kirchen wie gewöhnlich offenblieben, die Priester schwiegen, der König mit dem Hof sich unterhielt und kein Zeichen eines himmlischen Zornes über das verfluchte Land hereinbrach!

Auch starb Anne nicht, noch wurde sie von ihrem Gemahl verstoßen. Im Gegenteil verkündigte der König eines Tages mit strahlender Miene, dass der Himmel sichtlich seinen Bund mit der Geliebten geweiht habe, indem diese zum zweiten Mal gesegneten Leibes sei.

Heinrich hatte in Basel die Evangelien und einen Teil der Heiligen Schrift in der englischen Sprache drucken lassen, welche Anne ihm in der Ursprache in die Hände gespielt und diese ge-

meinschaftlich mit Heinrich gelesen hatte.<sup>20</sup>

»Das Buch ist herrlich, die Geschichte des Herrn erhaben und ergreifend!«, hatte er ausgerufen. »Warum hat Rom es solange der Welt verborgen und verboten?«

Anne lächelte schelmisch. »Eure Majestät, der Grund davon liegt nahe, weil darin nicht vom Papst geredet wird, vielmehr versichert unser Heiland, sein Reich sei nicht von dieser Welt; und dass seine Diener in der Demut bleiben sollen, der Obrigkeit untertan.«

Heinrich sprang bewegt auf. »Wahr, Liebchen! Vom Papst oder dem Stellvertreter Christi steht in der Bibel kein Wort!«

»Folglich ebenso wenig, dass die Kirche oder die Geistlichen über die weltliche Macht erhaben seien«, fügte Anne hinzu. »Diese Lehre entstand im Gehirn eines herrschsüchtigen Bischofs.«

»Nein, nein, kein Wort! Ach, wenn man diese Wahrheit nur dem unwissenden Volk beibringen könnte!«

»Das wäre leicht«, sagte Anne, »indem man das Buch übersetzte und es im Land vorlesen ließe!«

»Gottes Tod, mein Schätzchen, Du hast recht!«, hatte Heinrich ausgerufen. »Gedruckt soll es werden, und das Volk soll lesen und schreiben lernen. Das muss Cranmer einrichten, und wir wollen sehen, ob mein braves englisches Volk sich nicht mit Gewalt von den Priesterketten losreißt.«

»Wenn sein König ihm mit festem Beispiel vorangeht«, antwortete Anne.

Und er hat es getan. Heinrich war hart geblieben, und nun, zwei Tage nachdem von der Bulle des Interdikts in England verlautet war, rückte er mit der geistlichen Waffe dem Papst-

---

<sup>20</sup> Faktisch

tum entgegen.

Das war seine einzige Waffe, aber eine unwiderstehliche. Einzelne Abdrucke wurden den Priestern übersandt und ihnen bei schwerer Strafe befohlen, dieselben am Sonntag in der Kirche vorzulesen. Mochten sich auch manche Pfarrer wehren, es half ihnen nichts. Jubelnd bemächtigten sich die eingewanderten Protestanten und die aufgeklärten Geistlichen, welche Cranmer anhingen, der Blätter. Das Volk horchte, anfangs mit bebendem, klopfendem Herzen, der verbotenen Lektüre; aber bald erheiterten sich die Mienen, ein helles Licht, von dem Stern der Wahrheit ausgehend, leuchtete durch die finstere Nacht. Mächtig schlugen die einfachen, aber rührenden Worte der Evangelisten an die Herzen, und mit der Liebe zum Herrn und der Bewunderung seines Wortes sank die abergläubische Verehrung des Papsttums, das in einem so grellen Kontrast zu demselben steht.

Später, als die ganze Bibel nach Annes Tod gedruckt worden war, wurde die Lust und Liebe zu derselben so mächtig, dass man das Buch mit Macht vor dem Raub sichern musste.

Da die Anzahl der Exemplare eine beschränkte war, erhielten nur die Kathedralen eins. Dasselbe wurde mit einer dicken Kette an einer Säule in der Kirche befestigt, und so wurde sonntags daraus vorgelesen. Nach dem Gottesdienst wurde es dann in die Sakristei getragen und verschlossen. So groß die Gefahr sein mochte, welche dem heiligen Buch sowohl von Feinden als auch von Freunden drohte, es wäre nicht so leicht gewesen, dasselbe zu entwenden, denn es war in starkes Eisen gebunden und mit einem großen Hängeschloss verwahrt. Abgesehen davon, dass die kleinsten Buchstaben des alten Druckes so umfangreich waren, als nun unsere größeren, so winde der Inhalt eines jeden Kapitels durch Bilder sinnreich, aber oft sehr gro-

tesk dargestellt. Durch diesen Umstand erlangte die Bibel eine Schwere, welche, um sie zu heben, die ganze Kraft eines starken Mannes erforderte.<sup>21</sup>

Anne erfuhr bald die unerwartet günstige Aufnahme ihrer Lieblingsschrift, denn obwohl sie sich aus Furcht vor dem Gemahl seinen Ansichten sichtbar fügte, war sie doch im Herzen echt protestantisch gesinnt. Mit einem wehmütigen Lächeln vernahm sie Cranmers Bericht hierüber sowie seine beredten Lobsprüche an dem großen Werk der Reformation.

»Es ist ein kleines Sandkorn Gutes«, sagte sie mit sanfter, demütiger Stimme. »Möge es manches andere vor Gott zudecken! Möge es Wolseys Fluch von mir ablenken, ehrwürdiger Vater!«

»Wie möget Ihr so düstere Worte reden, hohe Frau«, sagte Cranmer, »wie jetzt von Fluch sprechen, wenn der Himmel Euch segnet, Euch neue, frohe Hoffnung verliehen hat.«

»Ihr habt recht, Herr, ich sollte mich freuen, aber seht, es will mir da vom Herzen eine schwere Last nicht hinweg, ein Vorgefühl bitteren Wehs, das meiner wartet!«

»Das sind Träume, hohe Frau. Träume sind Schäume«, fiel Cranmer heiter ein. »Euer Gemahl betet Euch an. Der Himmel segnet den Bund in Euren Kindern, und Eure Feinde müssen sich vor Euch beugen.«

»Katharine lebt noch; so lange wird England mich nicht als rechtmäßige Fürstin anerkennen. Selbst die Thronfolge eines Sohnes von mir könnte einst bestritten werden.«

»Katharine wird auch nicht lange mehr im Wege sein«, sagte

---

<sup>21</sup> In Stratford on Avon, dem Geburtsort Shakespeares, befindet sich noch in der Sakristei ein solches Exemplar aus jener Zeit, welches ich selbst 1859 sah.

Die Verfasserin

Cranmer ernst. »Aus sicherer Quelle weiß ich, dass ihre Lebens-tage gezählt sind. Aber dem König müssen wir die Nachricht noch vorenthalten. Einstweilen, hohe Frau, betet inbrünstig zu Gott, dass er Euch beschützen möge und diesem Land einen Sohn verleihen wolle, der kräftiglich das angefangene Werk seines Vaters fortführe. Dann wird England groß werden, größer als alle Nationen auf Erden!«

»Wir wollen es hoffen«, sagte Anne schwermütig.

»Vielleicht erlebt Ihr es, Cranmer – ich nicht mehr. Ihr sagt, Träume seien Schäume, Hochwürden, aber können sie nicht manchmal von Gott kommen?«

Cranmer wurde ernst und nachdenklich. »Am Anfang, sagt uns die Schrift, verkehrte der Himmel mit den Menschen durch Träume oder Gesichte. Ob er es noch tut, wer will das beweisen?«

»Seht, ich bin abergläubisch«, sagte Anne, »ich hänge noch einem bangen Traum nach, den ich vor einigen Wochen hatte. Ich saß neben meinem Gemahl in einer Rosenlaube, sein Arm umschlang mich zärtlich, seine Lippen ruhten auf den meinen. Da empfand ich plötzlich einen feinen Stich mitten durchs Herz, ich schrie auf und blickte um mich. Zu meinen Füßen, zwischen uns, hatte sich eine bunte, schöne Schlange emporgeringelt, die mich giftig ansah und ihren Geifer auf mich spritzte. Ich schrie, man solle das Ungeheuer umbringen. Mein Gemahl aber legte die Arme um dasselbe und liebteste es, wie er es vorhin mit mir getan hatte.«

»Täuschung!«, sagte Cranmer.

»Keine Täuschung«, sagte Anne düster. »Die Schlange verwandelte sich unter seinem Kuss. Ich sah einen schönen Weiberkopf auf dem bunten Leib entstehen, und dieser Kopf hatte lange blonde Haare. Ich wollte fliehen, aber meine Füße wur-

zelten fest am Boden. Da nahm der König die langen Haare der Schlange und warf sie mir wie einen Strick um den Hals, dass ich erwachte.«

»Das ist ein grauenhaftes Bild!«, sagte Cranmer, unwillkürlich schauernd. »War der Schlangenkopf Euch bekannt?«

»Ja«, antwortete Anne, »ich glaube wenigstens ... es war ... Jane Seymour!«

»Meine teure Gebieterin«, sagte Cranmer entsetzt. »Um der Liebe Christi willen, verbannt diesen schrecklichen Argwohn!«

»Argwohn!«, wiederholte Anne bitterlich. »Ja, wenn es nur Argwohn wäre! Nein, es ist Ernst, Erzbischof. Jane Seymour hat mir die Liebe meines Gatten geraubt, und ihre feile Sippschaft, der niederträchtige Gardiner, feuert sie zu der Gefallsucht an. Ich sehe alles, ich bin nicht blind, obwohl ich aus Stolz mir das Ansehen gebe, nichts zu sehen.«

»Gesetzten Falls, es wäre so«, nahm Cranmer das Wort, »so müsst Ihr diese Laune, diese Schwäche Eures Gemahls in weiblicher Demut ertragen. Es wird vorübergehen, wenn Ihr Euch ihm in der gleichen Liebe wie bisher widmet. Nehmt ein Beispiel an Eurer hohen Vorgängerin. Sie hat noch mehr gelitten als Ihr.«

»Ich weiß es, ich weiß es. Die Arme! Fast könnte ich sie bedauern. Aber ich kann mich nicht zu ihrer Größe emporschwingen, Herr Erzbischof. Ich bin heftig, und es kränkt mich, dass ich diesen Lohn ernten soll für meine vieljährige Treue. Da gibt es denn oft im Geheimen böse Worte zwischen uns, und ich fühle es, wenn ich ihm keinen Sohn gebe, verliere ich seine Liebe ganz.«

»Da sei Gott für!« antwortete Cranmer. »Vielleicht kann man die Seymour entfernen, wenigstens bis nach der Geburt Eures Kindes.«

Aber Anne schüttelte das Haupt. »Er lässt sie nicht fort; ich muss sie um mich dulden! Doch wir wollen nicht mehr hierüber reden, Hochwürden«, fügte sie rasch hinzu, mühsam ein Lächeln erzwingend. »Sagt mir, welche Nachrichten Ihr von Helene habt.«

»Sie ist jetzt zu ihrem Vater gereist«, sagte Cranmer traurig. »Ihr wisst ja, dass sie in Antwerpen krank und von einem toten Kind entbunden wurde. Erst auf die dringenden Bitten ihres Vaters, und nachdem sie sah, dass sie vergeblich auf mich harrte, ist sie heimgekehrt.«

»Armes junges Weib!«, sagte Anne. »Doch du hast einen Trost vor mir voraus, wenn dein Herz bricht, so stirbt es nicht allein.«

»Nein«, sagte Cranmer mit dumpfer, matter Stimme, während sein Haupt auf die Brust sank. »Nein, Gott ist mein Zeuge, ich habe sie rein geliebt und ihr Bild durch das einer anderen nicht getrübt. Musste ich ihr auf Erden entsagen, so geschah es um Gottes Liebe, weil ich ihm mein Herz und meine Kräfte widmen zu müssen glaubte.«

»Ihr erntet einen schönen Lohn für Euer Opfer«, sagte Anne mit freudigem Blick. »Euch blüht das Paradies, wo auch sie Euch ewiglich vereint wird.«

»Ich bleibe auf dem Posten, den mir der Herr angewiesen hat«, antwortete Cranmer, »selbst wenn mein Weg auf dem Holzstoß endete.«

»Cranmer!«, rief Anne erschrocken aus. »Was redet Ihr?«

»Wie Ihr vorhin, edle Frau. Ich habe auch ein Gesicht gehabt, einen Traum. Da stand ich auf dem Holzstoß. Eine feine Frauengestalt im königlichen Staat neben Gardiner, der einen Kardinalsmantel trug, legte ein Stück Holz auf den Stoß und fachte die Flamme an.«

»Jesus Maria! Wie sah das Weib aus?«

»Klein und zierlich, bleich und leidend, wie sie jetzt ist, aber älter. Es war die Prinzessin Mary, Katharinas Kind!«

»Heiliger Gott!«, stöhnte Anne und barg das Gesicht in ihren beiden Händen.

»Ihr seht, edle Frau«, fuhr Cranmer fort, »ich kenne mein Schicksal, wenn Ihr dem Thron keinen Erben schenkt. Mary wird mir nie Eure Ehe verzeihen; und wollte sie es, meine und Eure Feinde ließen es nicht zu. Rom arbeitet an meinem Untergang, wie an dem Euren. Aber seid unverzagt; sie mögen uns beide in den Staub werfen, den durch uns ausgestreuten Samen des evangelischen Wortes werden sie nie ersticken können. Fürchten wir jene nicht, welche nur den Leib töten, aber unsere Seelen nicht beugen können!«

Anne richtete sich getröstet auf und reichte dem Erzbischof ihre Hand dar.

»Ich bin Eure Verbündete, Eure Freundin, hoher Herr, auch wenn wir einen Weg – zum Tod wandeln müssten.«

»Nein, Ihr müsst leben, leben auch für mich«, bat Cranmer. »Verbergt Euren gerechten Unwillen, wie schwer es Euch ankomme, meine edle Freundin, und vor allen Dingen seid vorsichtiger, als Ihr es bisher gewesen seid. Gebt dem Leumund keinen willkommenen Vorwand zur Anklage.«

»Wieso?«, fragte Anne erstaunt.

»Hütet Euch vor Lady Rochefort. Sie ist ein böses, giftiges Weib«, erwiderte Cranmer, »und die Verbündete Roms, Gardiners Kreatur.«

»Worin könnte sie mir schaden?«, fragte Anne arglos.

»Seht Ihr nicht, dass sie plötzlich die Freundin Jane Seymours geworden ist und dieser beständig folgt?«, sagte Cranmer. »Es ist eine bekannte Sache, dass sie den König für Jane zu gewinnen sucht.«

»Ah, das war es also!«, sagte Anne, wie aus einem Traum erwachend, »daher die Freundschaft! Habt Dank, mein Freund, für den gütigen Wink! Ihr sollt in Zukunft besser mit mir zufrieden sein.«

Cranmer küsste die Hand der geliebten Herrin und empfahl sich, nicht ohne eine geheime Besorgnis um ihr Schicksal in seiner Brust.

## 11.

*Das Waldfest  
Jane Seymour als Titania  
Heinrichs Liebeserklärung  
Lady Willoughby*

Es war Elisabeths erster Namenstag. Die kleine Thronprinzessin war bald nach ihrer Taufe auf das schöne Gut Huntington gesandt worden, wo eine sehr gesunde, reine Luft wehte und ihr dort ein förmlicher Hofstaat beigegeben worden.

Anne hatte sich anfangs zwar schwer dem Willen des Königs in eine Trennung von ihrem Kind gefügt. Die innere Leere ihrer Seele, die geheimen Vorwürfe ihres Gewissens waren wohl teilweise durch die Sorge um das kleine Wesen gemildert worden. In Ermangelung derselben suchte Anne durch Zerstreung und Putzsucht, noch mehr aber durch ihre unbegrenzte Gefallsucht sich die Mußestunden zu verkürzen. Leidenschaftlich betrieb sie auch das Studium der Musik. Der König hatte ihr einen der ersten Künstler seiner Zeit zum Lehrer gegeben. Anne spielte auf dem Vinzinal, einem Instrument, halb Orgel, halb Klavier, mit meisterhafter Fertigkeit. Ebenso schön blies sie eine kleine Flöte und verstand sie, ungeachtet der Gefahren für ein schönes

Gesicht, mit großer Anmut zu behandeln.

Ihr Lehrer war Smeaton, ein, abgesehen von seinen musikalischen Kenntnissen, höchst gewöhnlicher Mensch. Da er indessen eine so große Rolle in dem späteren tragischen Ende dieser unglücklichen Frau spielte, müssen wir seiner schon jetzt erwähnen, wo er mit glühendem Blick vor Anne steht, welche ihr kleines Töchterchen liebkost.

Elisabeth nämlich war bereits verlobt; eine jugendliche Braut zwar, da sie kaum lallen konnte, allein Annes rastloser Ehrgeiz hatte zwischen dieser und dem dritten Sohne ihres warmen Verehrers, Franz I. von Frankreich, eine Verlobung herbeigeführt, worüber niemand erstaunte, da Franz Elisabeths Pate war. Dieses doppelte Ehrenfest sollte heute aufs Feierlichste allen kundgetan werden, und zwar durch ein großes Fest indem schönen Schloss Wolseys, Hamptoncourt, wozu der große, an die Anlagen grenzende Park mit bunten Lampen beleuchtet werden und die Hofleute im Kostüm von Waldgöttern und Göttinnen, jedoch mit Masken, erscheinen sollten. Um Mitternacht sollte ein Tanz das Fest beschließen und die junge Heldin des Tages wenigstens teilweise demselben beiwohnen.

Mit großer Stattlichkeit und vielen Zeremonien hatte man die Thronerbin, wie sie jetzt überall am Hof genannt wurde, nach London gebracht und den Hofleuten vorgestellt.

Gern hätte die arme Prinzessin Mary sich von diesem Fest zurückgezogen. Sie wagte es auch, ihren Vater darum zu bitten; allein Anne wusste wiederum Heinrichs Sinn gegen die Tochter zu verhärten. Dieser bestand auf ihr Erscheinen, indem er ihr die schärfsten Vorwürfe wegen ihres Stolzes und ihres Mangels an Liebe für die kleine Schwester machte.

Mary schwieg. Mit freundlicher Miene in Gottes Willen ergeben, brachte sie am Morgen dem Festkind ein goldenes Riech-

fläschchen in der damaligen Form eines Apfels, den die vornehmen Frauen am Gürtel trugen.

Das junge Mädchen hätte ein so wertvolles Geschenk nicht kaufen können, denn sie besaß kaum Geld zu den allernotwendigsten Kleidungsstücken. Der Apfel war ein Geschenk des Kaisers.

Unter den vielen Versammelten befand sich auch Wyatt, den Heinrich hatte einladen lassen. In seiner Eigenschaft als Hofpoet und Freund seiner Gemahlin sollte er die festlichen Aufzüge leiten und anordnen.

Es ist stets ein Rätsel geblieben, dass Wyatt, der als ein Verehrer Annes bekannt war und daraus nie ein Geheimnis machte, selbst dem König gegenüber nicht, niemals den Argwohn des Letzteren gegen sich erweckte.

Auch heute stand er nicht weit von dem hohen Thronessel, in dem Anne mit dem Kind auf den Knien saß, und neben ihm ein junger Mann in eleganter Kleidung und mit weiblich zarten Zügen, dessen gelbe Gesichtsfarbe und schwarzes, lockiges Haar ihn als einen Südländer von Geburt bezeichneten. Seine Hände waren ausgezeichnet fein und blendend weiß, eine Schönheit, welche er ebenso gut wie Napoleon I. durch eine männliche Koketterie zur Schau zu tragen verstand.

In der Rechten hielt er eine Rolle Papier, mit der er im Sprechen lebhaft gestikuliert, während sein träumerisches, weiches Auge auf einer der Damen zu ruhen schien.

»Also jene große, volle Gestalt, mit den reichen blonden Flechten, das wäre sie?«, fragte Wyatt den neben ihm Stehenden nach einer Weile.

»Das ist Jane Seymour«, antwortete Smeaton, »wie man behaupten will, der neue Liebesstern Seiner Majestät. Wie gefällt sie Euch?«

»Nicht übel«, war die Antwort, »obwohl das Gesicht ohne Geist ist und ihr Körper massiv und schwerfällig.«

»Ha! Und eine solche Person sollte die Königin ausstechen«, sagte Smeaton verächtlich, »eine solche göttliche Erscheinung wie Lady Anne!«

»Aber Lady Anne hat sich sehr verändert, seitdem ich sie ein halbes Jahr lang nicht gesehen habe.

Sie ist um vieles gealtert, und ohne die geistvollen herrlichen Augen kaum mehr schön zu nennen.«

»Nein, nein, sagt das nicht, Sir«, sagte Smeaton, und seine Augen leuchteten. »Lady Anne bleibt, was sie gewesen ist, das holdseligste, reizendste Geschöpf auf Erden, meine Göttin, meine Muse. Um einen Blick aus jenen dunkeln Sternen ließe ich mich auf die Folter spannen, um das Glück, ihre zarte Hand berühren zu dürfen, möchte ich ...«

»Still, Mann«, sagte Wyatt ängstlich, »bewacht Eure Reden; sie schaden der Königin und werden von ihren Feinden missdeutet. Wenn Ihr den Zorn des Königs reizt ...«

»Ich trotze ihm, und gehe mit Jubel in den Tower«, sagte Smeaton begeistert, »denn ich trage bei mir auf der Brust ein Kleinod, ein Juwel von unschätzbarem Wert, das ich von meiner Königin empfangen habe.«

»Von ihr? Anne gäbe Euch Geschenke?«

»Als eine Ausnahme, Sir«, erwiderte Smeaton mit sichtbarer Eitelkeit, »meine heiße Liebe musste endlich das kälteste Herz erweichen. Ich lag zu ihren Füßen, ich meinte zu sterben, da gab sie mir eine Bandschleife von ihrem Busen zum Pfand ihrer Freundschaft.«

Wyatts Augenbrauen zogen sich finster zusammen, ein scharfes Wort schien ihm auf den Lippen zu schweben, da rief ihn Anne zu sich heran.

»Wir wollen einen Gang auf die Terrasse tun«, sagte sie, indem sie ihr Töchterchen einer Dame übergab. »Es ist so heiß im Zimmer. Ah! Da kommt Seine Majestät, und wie ich sehe, bringt er uns heitere Botschaft.«

»So ist es!«, rief Heinrich vergnügt aus und küsste seine Gattin zärtlich. »Wir haben eine Überraschung für Euch im Hintergrund. Es wird eine herrliche milde Nacht geben, trefflich zu einem ländlichen Fest geeignet. Eure Anordnungen, Sir Wyatt, sind vortrefflich gelungen und machen Euch Ehre. Wir werden selbst unsere Waldkönigin in ihre Zauberhütte führen.«

Hier drückte Anne beide Hände plötzlich an ihre Brust und taumelte einige Schritte zurück.

Heinrich schlang besorgt seine Arme um sie und rief laut nach frischem Wasser und starken Essenzen.

»Es ist schon wieder vorüber, mein teurer Gemahl«, sagte Anne, nach einigen Minuten sich emporrichtend, »es war eine Schwäche, die mich oft anwandelt; aber sie mahnt mich daran, dass ich der Ruhe bedarf, Majestät. Aus weisen Gründen möchte ich Euch bitten, mich diese Nacht den Pflichten der Gastfreundschaft zu überheben. Ich fühle mich zu matt und leidend zu meiner Rolle.«

Ein unbestimmtes Gemurmel erhob sich bei Annes Erklärung im Saal. Ob aus Unzufriedenheit oder herzlichem Bedauern? Wyatt wusste es nicht, aber er sah, wie Jane Seymour die Augen zur Erde schlug und Lady Rochefort spöttisch lächelnd ihren Gatten anblickte, der seine Schwester besorgt beobachtete. Lord Norris, der Lieblingskammerherr des Königs und Rocheforts Freund, berührte leicht des letzteren Arm.

»Da steckt wieder etwas anderes dahinter!«, flüsterte er dem Vicomte ins Ohr. »Lady Anne war bis vor einigen Minuten munter und ausgelassen.«

»Will mir auch nicht gefallen«, meinte Rocheford düster, »überhaupt ist nicht alles so, wie es sein sollte.« Er schwieg, denn König Heinrich sagte nun zu seiner Gemahlin: »Ach, Liebchen, das wäre mir sehr leid, denn ein Waldfest ohne Königin hat keinen Reiz.«

»Die Gesellschaft soll durch mich nichts einbüßen«, entgegnete Anne sanft, »noch weniger mein teurer Herr und Gemahl sich in dem frohen Kreis vereinsamt fühlen. Ich schlage vor, anstatt meiner eine muntere, beliebte Dame zur Königin zu ernennen.«

»Der Gedanke ist nicht übel«, sagte Heinrich, »aber die Wahl ist schwierig.«

»Der Apfel des Paris«, sagte Wyatt schalkhaft. »Daher wollen wir die Freundschaft zu unserer Hilfe herbeirufen«, sagte Anne, »ihr verleihen wir unsere königlichen Rechte auf einige Stunden.«

»Wen meinst du?«, fragte Heinrich unruhig.

»Meine Jugendfreundin, Jane Seymour«, antwortete Anne unbefangen. »Ich darf mir schmeicheln, dass Euch diese Dame genehm sein wird und Ihr vor derselben gern das Knie beugt. Tretet näher, Jane, auf dass wir Euch in Eure neue Würde selbst einweihen!«

Jane gehorchte, doch in sichtlicher Verlegenheit. Waren es die überraschten Blicke der Hofleute oder Heinrichs fröhliche Miene, welche plötzlich die Farbe aus ihrem Gesicht verscheuchte?

Anne machte ihren eigenen schönen Kranz von Efeu und Blumen vom Haupt los und drückte ihn anmutsvoll auf die langen wallenden goldblonden Locken der vor ihr knienden Hofdame.

Schwerlich ahnten die Anwesenden, dass in kurzer Zeit diese Szene sich auf einem mit Blut befleckten Boden wiederholen und Anne in Wahrheit ihre Krone zugunsten Janes ablegen würde.

Wyatt aber rief, in Annes Sinn eingehend, mit poetischer Begeisterung: »Es lebe Titania, die blonde Waldgöttin!«

Heinrich und die Hofleute stimmten in den Ruf ein.

»Ihr wäret somit feierlich anerkannt, Titania«, sagte Anne huldreich. »Geht und erfüllet zur Zufriedenheit Eurer neuen Untertanen die königlichen Pflichten der Gastfreundschaft.«

»Punkt zehn Uhr werde der Park erleuchtet«, fügte Heinrich hinzu. »Es hat sich dann alles einzufinden. Damit eine größere Heiterkeit herrschen kann, befehlen wir Masken zu tragen. Um Mitternacht, beim Trompetenschall, findet man sich zum Ball wieder ein.«

Er winkte mit der Hand, worauf sich alle, mit Ausnahme von Wyatt, entfernten.

»Seid Ihr heute einmal wieder mit uns zufrieden, mein teurer Gemahl«, sagte Anne mit liebevollem Blick.

»Da du durchaus nicht am Fest erscheinen willst oder kannst«, erwiderte Heinrich, »ist nach dir Jane Seymour die passendste Dame. Lieber wäre es mir gewesen, wenn du selbst die Rolle übernommen hättest.«

»Ich kann nicht, Hoheit! Meine Kräfte sind erschöpft; wenn ich es erzwänge ...«

»Behüte der Himmel!«, rief Heinrich erschrocken aus. »Ich bilige und lobe deine Vorsicht, holdes Liebchen. Zehntausend Feste wiegen das Leben eines Thronerben nicht auf! Widme dich der Ruhe, süßer Engel. Ich werde dann bald den Wald verlassen und dir in deiner Einsamkeit Gesellschaft leisten. Welche von den Damen bleibt bei dir? «

»Mary Gaynsford, denke ich«, war die Antwort. »Nun erlaubt, dass ich mich zurückziehe, Majestät.«

»Tue das«, erwiderte Heinrich, umfasste sie und küsste sie herzlich. »Auch wir wollen uns zurückziehen, da wir Anord-

nungen auf die Nacht zu treffen haben. Addio, cara mia.«

Bei diesen Worten verließ er den Saal. Anne aber legte ihre zitternde Hand auf Wyatts Arm und flüsterte diesem zu: »Erwarte mich Schlag elf Uhr im Park unter den drei Eichen an der Mauer der Themse!«

»Anne, was hast du vor?«

»Still!«, sagte sie mit einem wild aufleuchtenden Glanz ihrer dunklen Augen, »ich will mir Gewissheit schaffen, Gewissheit, ob ich geliebt oder verworfen bin.«

Ehe Wyatt antworten konnte, war sie verschwunden.

*Mich durchbebt es unheimlich, dachte dieser, wie der Ausbruch des Vulkans bei blauem Himmel! Unglückliche Anne, wenn schon jetzt, nach so kurzem Triumph, die Rachegeister Katharinas im Anzug wären? Was wird dein Schicksal sein, wenn du deinem Gatten keinen Sohn schenkst? Er wäre imstande, so wahr ich lebe, eine dritte Frau zu nehmen. Diese Seymour ist anziehend, eine kräftige, herrliche Gestalt und von einer Ruhe und Willensträgheit, welche unbedingte Ergebung in Heinrichs Launen verspricht. Diese Ruhe ist Annes jetziger gereizter Stimmung und Heftigkeit gegenüber doppelt gefährlich. Ich muss auf beide Acht geben und Anne warnen. Die Geburt eines Sohnes bindet Heinrich zeitlebens an sie. Die Zerstörung dieser Hoffnung könnte das gelockerte Band zwischen beiden vollends zerreißen. Was sie wohl im Park vorhat, da sie doch den Wunsch nach Ruhe vorgegeben? Wahrscheinlich hofft sie, Heinrich der Untreue überführen zu können. In der Tat, es ist nicht unmöglich, dass der König die Gelegenheit benutzt? Nun, umso besser, wenn er siegt, dann ist Anne gerettet, eine Geliebte fesselt Heinrich nicht auf lange Zeit. Aber er wird wütend werden, wenn er sich entdeckt sieht. Kein Mann verzeiht es, wenn seine Gattin ihn im Unrecht ertappt. Ich wollte, ich hätte Anne von dem unseligen Entschluss abbringen können. Mir ahnt nichts Gutes davon. Und dieser Einfall, Jane, ihre Rivalin, zur Königin zu*

*wählen! Welchen Zweck hatte sie dabei vor Augen?*

So dachte Wyatt, unruhig im Saal auf und ab schreitend. Lady Rochefort hätte ihm eine genügende Antwort erteilen können, wenn er sich an sie um Auskunft gewendet hätte. Sie würde ihm vielleicht gesagt haben, was wir bereits ahnen, dass sie der unglücklichen Frau verraten hatte, Heinrich habe Jane ein Rendezvous im Park gegeben, indem sie hinzusetzte: »Da könnt Ihr gleich auf der Stelle sehen, ob ich verleumde oder die Wahrheit rede.«

Wohl mahnte in Anne eine innere Stimme, von dem Plan abzustehen, aber die Leidenschaft übertäubte die Vernunft. Sie beschloss, die Liebenden zu überraschen.

*Es wird gelingen, dachte Lady Rochefort triumphierend, der Kummer, die Bestürzung sie danieder werfen und des Kindes Leben mit dem ihren vernichten! Dann sind wir beider los und ledig!*

Um zehn Uhr erschien Jane Seymour bei der Hofdame. Sie war in einen langen braunen Mantel nach dem Kostüm der Waldgötter gehüllt. Eine Kapuze bedeckte die Fülle der Lockenpracht.

»Ah, willkommen!«, rief Lady Rochefort ihr zu und griff dann selbst nach einem ähnlichen Anzug, de. sie sich umwarf. »Schon fürchtete ich, es habe Euch gereut, Schönste. Der König darf nicht warten, es ist bereits später als bestimmt war.«

»Ich wollte gar nicht kommen«, sagte Jane mürrisch, indem sie mit Lady Rochefort zum Schloss hinausschritt. »Es reut mich, ich schäme mich, Lady Annes Güte und Vertrauen ...«

»Seid Ihr närrisch«, sagte Lady Rochefort. »Die Güte war lauter Verstellung, sie wollte das Herz des Königs durch ihren Edelmut gewinnen!«

»Ich mache ihr sein Herz nicht streitig«, entgegnete Jane fest. »Ich liebe den König nicht, auch wenn er nicht bereits zwei Wei-

ber hätte. Ich lasse es mir nicht ausreden, dass Anne durch mich leidet, weil sie ihren Gatten untreu glaubt.«

»Sie hat kein Recht, ihm zu zürnen«, sagte Lady Rochefort, »sie treibt es um kein Haar besser mit ihren Verehrern oder Buhlen. Was gilt es, in diesem Augenblick entschädigt sie sich durch eine süße Gesellschaft für die verlorene Liebe eines ungetreuen Gemahls.«

»Gesellschaft?«, sagte Jane erstaunt. »Nicht doch, Ihr irrt Euch, sie wollte zu Bett gehen!«

Lady Rochefort lachte spöttisch und teuflisch! »Auch möglich, dann wird einer der Erwählten, Lord Norris, Smeaton, Lord Rochefort oder sonst jemand den freiwilligen Kammerdiener dabei machen.«

»Pfui, Lady Rochefort!«, sagte Jane mit Abscheu, »wie könnt Ihr so schlecht von der tugendsamen Frau reden und noch dazu Euren eigenen Gemahl anklagen, ihren Bruder.«

»Was tut es!«, war die kalte, finstere Antwort, »eine Schwester ist auch ein Weib, in die man sich verlieben kann. Nun, ich kann schweigen zu dem, was mich nichts angeht, aber merkt wohl auf meine Worte, Jane: Gehen erst, und vielleicht bald, dem König die Augen auf und sieht er klar, dann Gnade ihr und ihren Buhlen! Doch wir sind an Ort und Stelle, Der kleine Pfad rechts, längs der Mauer, führt uns zu den sogenannten drei Eichen. Im Pavillon treffen wir den König.«

»Ach! Mir ist bange«, sagte Jane, »ich kehre wieder um.«

»Narrheiten«, sagte Lady Rochefort und packte das Mädchen am Arm. »Warum fürchtet Ihr einen so gütigen, lieben Mann, der Euch gewogen ist. Bedenkt, diese gute Gelegenheit bietet sich Euch so bald nicht wieder. Fasst Mut und tragt Eure Bitte herzhaft vor. Er wird Euch nichts abschlagen.«

»Wenn man uns beisammen träfe?«

»Dafür ist gesorgt. Seine Majestät besitzen einen Schlüssel, ich den anderen, somit kann niemand ohne meine Erlaubnis in den Pavillon eintreten.«

»Aber Ihr bleibt doch bei mir?«, fragte Jane ängstlich, »Ihr habt es mir fest versprochen, ich fürchte mich vor ihm, und vor dem Vater, wenn es bekannt würde.«

»Still! Wir könnten von Lustwandelnden überrascht werden«, flüsterte Lady Rochefort, »nun schnell ins Gebüsch, durch die kleine hintere Pforte treten wir ein.«

»Dort kommen Leute, ein Liebespaar«, sagte Jane erschrocken.

»Hinein mit Euch! Rasch, ich schließe sogleich ab, dann sind wir ganz sicher.«

Jane gehorchte und trat in das Häuschen, das aus zwei Stübchen bestand.

Im ersten Raum war es dunkel. Durch die Verbindungstür fiel in das andere Zimmer ein starker Lichtglanz. Jane trat in dieses ein. Sie wurde nicht gewahr, dass Lady Rochefort die Ausgangstür nur anlehnte. Ebenso wenig vernahm sie die leisen Schritte des Paares, welches sie soeben durch ihre Gegenwart erschreckt hatte, noch die geflüsterten Worte Lady Rocheforts: »Haltet Euch still, um Gottes willen! Verratet mich und Euch nicht, bedenkt den Zorn des Königs, Lady Anne.«

Anne legte einen Finger auf ihre Lippen, Wyatt aber fasste sie bei der Hand und wollte sie zurückführen.

»Nein«, flüsterte Anne entschieden. »Horch! Man spricht im Nebenzimmer.«

»Der König ist bereits dort«, sagte Lady Rochefort, »Ihr dürft schon näher treten, sie werden Euch nicht hören. Liebende sind taub, wie Ihr wisst, und so gut wie blind.«

Anne schlich leise an die halb offene Tür, blickte ins Gemach

und vernahm die folgenden Worte, die Jane ängstlich ausstieß:  
»Majestät, lasst mich los! Ich bin nicht deshalb hergekommen,  
sondern bei Euch für die meinen und für Eure edle Tochter zu  
bitten!«

»Für meine Tochter? Was verlangt sie von mir?«

»Sie selbst verlangt nichts, Majestät, sie ist eine zu ergebene  
Seele, aber ich bitte Euch um eine einzige, vielleicht letzte  
Gunst. Wollt der Tochter gestatten, zu der kranken Mutter zu  
eilen.«

»Krank? Wer sagt, dass Katharina krank sei?«

»Jedermann, Sire, die edle Frau wandelt dem Grab zu. Oh, sie  
wird Euch segnen, Majestät, segnen noch auf dem Totenbett,  
wenn Ihr die Tochter zu ihr sendet.«

»Wenn es wirklich so schlimm um Katharina stände«, sagte  
Heinrich, »dann könnte es vielleicht sein, das heißt, wenn man  
Anne bewegen könnte, darein zu willigen.«

»Majestät sind der Herr«, sagte Jane, »die Gattin fügt sich dem  
Willen ihres Gemahls!«

»Aber Anne nicht; sie ist leidenschaftlich, herrschsüchtig und  
gereizt. Nun darf ich ihr auch ohnedies nicht widersprechen, sie  
könnte mir eine Szene machen, die dem Kind das Leben kostete.  
Nachher, nachher werden wir sehen, was sich tun lässt.«

»Nachher!«, sagte Jane traurig. »Sire, nach dem Tod kommt  
die Reue zu spät.«

»Eine schöne Bittstellerin!«, sagte Heinrich mit weicher Stim-  
me. »Hätte Katharina früher mir einen solchen Anwalt gesandt,  
bei unserer Lieben Frau! Wir hätten ihr keine abschlägige Ant-  
wort erteilt.«

Annes Herz schlug heftig, ihre Augen glühten unheimlich, als  
Heinrich das Mädchen rasch umschlang und leidenschaftlich  
küste.

»Ihr könnt nicht fort«, sagte er. »An diesen goldenen Ketten halte ich Titania fest.« Er fasste die langen wallenden Locken in beide Hände und wickelte dieselben um seinen Arm.

»Lady Annes Haare sind länger und schöner als die meinen«, sagte Jane.

»Aber die blonden gefallen mir besser, auch die Frauen mit solchen Haaren. Sie sind sanfter und weiblicher als die Brünetten.«

»Horcht!«, sagte Jane erschrocken. »Hört Ihr nichts, Sire? Mir war es, als seufze jemand in unserer Nähe.«

»Nichts, nur Eure aufgeregte Fantasie, schöne Jane. Fürchtet Euch nicht, ich bin Euer Schutz und Schirm!«

»Möglich, dass ich mich irrte«, sagte Jane, »aber ich will fort. Majestät, eine ehrsame Jungfrau sollte sich nicht allein mit einem Mann hier zu dieser Stunde treffen. Auch wäre ich nimmer erschienen, wenn nicht Lady Rochefort mir versprochen hätte, mich nicht zu verlassen. Gehen wir in den Park, Majestät! Ich bitte Euch demütig um unserer beider Ehre und um Annes Willen, die mir heute Nacht vertraut.«

»Ihr seid ein edles, liebes Wesen«, sagte Heinrich, von ihrer Zurückhaltung entzückt. »Ich will Euch nicht länger mit Gewalt zurückhalten, wenn Ihr mir versprechen wollt, mich zu lieben und manchmal mich hier zu treffen. Den Schlüssel gebe ich Euch zum heimlichen Gebrauch.«

»Majestät, ich darf Euren Wunsch nicht erfüllen«, sagte Jane. »Bedenkt Eure Gemahlin!«

»Sie wird es nie erfahren«, war die Antwort, »und so wahr ich lebe, Eure Ehre soll mir heilig sein wie die der Madonna!«

»Dann, Majestät, will ich es versprechen. Aber wenn ...«

»Kein wenn, kein aber!«, rief Heinrich aus. »Und damit Ihr stündlich an mich erinnert werden möget, an meine glühende

Liebe und Treue, tragt dieses Bild von mir auf Eurem edlen Herzen!«

»Und Lady Anne?«

»Ah, ja, vor ihr muss unsere Liebe natürlich ein Geheimnis bleiben. Es könnte, wie gesagt, dem Kind schaden. Ist erst diese Krisis vorüber ...«

»Mit dem Sohn wird das Glück in Eurem Bund neu erblühen«, sagte Jane heiter.

»Ja ... wenn ... ich hoffe es, sonst weiß ich nicht, was geschieht, Jane! Euch kann und will ich jetzt nicht mehr entsagen.«

»Wieder«, sagte Jane bebend, »wieder dieser geisterhafte Ton!« Zitternd und bebend schmiegte sie sich an die stattliche Gestalt des Königs, welcher sie zärtlich liebte.

»Führt mich fort«, bat Anne flüsternd, »ich sterbe!«

Wyatt fasste sie rasch in die Arme und trug sie in den Wald hinaus.

Lady Rochefort trat sofort zu dem Liebespaare ein. Sie lächelte vergnügt, als sie Jane in den Armen des Königs sah.

»Sie ist erschrocken«, sagte Heinrich bestürzt, »sie glaubte durchaus, Gespenster zu hören. Weiber sind immer abergläubisch.«

»Dieses Mal hat sie sich nicht getäuscht«, sagte Lady Rochefort, »eine Eule hatte sich oben festgenistet und flog durch die offene Tür in das dunkle Nebenzimmer. Ihr habt wohl das Geräusch vernommen und wie ich das Untier hinaustreiben wollte?«

»Es ist gut«, sagte Jane, sich sanft aus der Umarmung losmachend und nach der Maske greifend. »Wir wollen jetzt gehen, Lady Rochefort.«

»Ich auch«, sagte Heinrich und band sich auch seine Maske wieder vor. »Wir machen noch einen Gang durch den schönen

Park, Liebchen.«

»Ich rate Eurer Majestät, durch die andere Tür hinauszugehen und nicht den geraden Weg ins Schloss einzuschlagen«, sagte Lady Roche fort.

»Ihr habt recht«, sagte Heinrich, nahm Jane bei der Hand und verließ mit ihr den Pavillon.

Lady Rochefort schloss sorgfältig zu, blickte sich nach den Liebenden um, deren hohe Gestalten noch sichtbar waren, rieb sich dann vergnügt die Hände und schlug die Richtung zum Schloss ein.

*Das gibt etwas für Gardiner, dachte sie, und wir wollen die Folgen davon bald bei dem übermütigen Dämchen Anne sehen! Wenn sie keinen lebenden Knaben zur Welt bringt, ist sie verloren! Rein verloren! Was gilt es, der König lässt sich von ihr scheiden wie von Katharina und heiratet Jane – Jane, meinen Liebling!*

Sie war noch nicht sehr weit gegangen, als sie gegen eine Dame anstieß, welche allein und ohne Schleier mit hastigem, sicherem Schritt daherkam.

Lady Rochefort blickte zornig auf, aber das Wort erstarb auf ihren Lippen, als sie die Störende erkannte.

»Lady Willoughby! Und zu dieser Stunde hier?«, rief sie betroffen aus.

»Ja, ich bin es, Lady Rochefort. Ich weiß, dass Ihr, obwohl eine nahe Verwandte von Lady Anne, dennoch an der edlen Königin ...«

»Lassen wir das«, unterbrach sie die Rochefort kurz. »Das ist eine sehr bekannte Tatsache, allein Ihr seid nicht da, um mir dies zu sagen, Lady Elvira.«

»Nein, nein! Ich suche den König, ich muss ihn sprechen.«

»Den König? Er wird sich in seiner Unterhaltung schwerlich stören lassen. Ich verließ ihn soeben mit einer schönen Dame.«

»Ah! Also sie ist nicht bei ihm?«, fragte Lady Willoughby freudig überrascht.

»Nein, sie ist auf ihrem Zimmer geblieben, wenn Ihr von Lady Anne redet«, antwortete Lady Rochefort. »Es geht bei uns am Hofe freisinnig her, seitdem unsere edle Königin hat weichen müssen. Die Eheleute amüsieren sich jedes nach seiner Fassung.«

»Desto besser, so darf ich endlich hoffen, bis zum König vorzudringen und meine heiße Bitte vorzutragen. Wisst Ihr die traurige Nachricht schon?«

»Welche?«, fragte die Rochefort ängstlich.

»Dass Katharina schwerkrank darnieder liegt, ohne Hoffnung.«

»Ist das so rasch eingetreten? Nein, wir wissen davon gar nichts, auch der König kann es nicht vernommen haben.«

»Die edle Märtyrin ist schon lange sehr leidend gewesen, aber das Interdikt gab ihrem liebenden Herzen den letzten Schlag, denn unbegreiflicherweise liebt sie den treulosen Gemahl immer noch.«

»Sie wird gerächt werden«, sagte die Rochefort mit finsterner Energie. »Sagt das der hohen Frau zum Trost. Annes Herrschaft wird nicht so lange währen wie die ihre.«

»Wir haben schon dunkle Gerüchte vernommen«, sagte Lady Willoughby gespannt, »von einer heimlichen Liebe des Königs. Doch haben wir es bezweifelt.«

»Dann habt Ihr unrecht gehabt«, sagte die Rochefort, »denn soeben in dieser Stunde widmet er sich ihr und liebkost sie unter dem Schutz der Nacht. Ich selbst ... ich ... Annes Schwägerin, habe dieses erste Rendezvous veranstaltet.«

»So wäre es Euch wohl möglich, mich auf einen Weg zu führen, wo ich dem König unverhofft begegnen könnte? Die Seymour wird mir mein Gesuch nicht schwer machen, denke ich,

man sagt, sie liebe die Prinzessin Mary.«

»Ja, und aufrichtig, obwohl sie Annes Freundin war. Aber was sucht Ihr beim König?«

»Ach, die Erlaubnis, zu meiner geliebten Herrin eilen zu dürfen und sie bis zu ihrem Ende zu pflegen. Ich habe zweimal schriftlich um die Gnade nachgesucht, aber meine Briefe sind unbeantwortet geblieben.«

»Cromwell oder Anne werden sie unterschlagen haben. Aber Ihr habt einen günstigen Moment gewählt. Wenn wir den König treffen, hoffe ich, dass Ihr getröstet von dannen ziehen werdet. Lasst sehen, welchen Weg mögen sie eingeschlagen haben? Ah, ich denke zu den Teichen, unten am Garten. Kommt, Mylady, wenn Ihr nicht müde seid?«

»Müde bin ich«, sagte die treue Gefährtin Katharinas, »allein, mein Leben gehört der Herrin. Geht nur voran, liebe Gräfin. Gott gebe, dass es mir gelingt!«

»Lehnt Euch an mich«, sagte die Rochefort. »Ich führe Euch sicher, denn ich kenne den Weg gut. Mich wundert nur, wie Ihr Einlass bekommen habt.«

»Ich stieg in der Herberge ab und vernahm dort, dass heute Nacht ein Fest im Freien gegeben werde. Da fiel es mir ein, dass ich mich als einer der Gäste beim Torwärter melden könnte. Es geschah, man ließ mich samt dem Diener in den inneren Hof reiten, wo ich abstieg und auf meine Erkundigung hin gleich in den Garten ging. Es war gewiss eine gnädige Fürsorge Gottes, dass ich Euch begegnen musste.«

»Seht, dort sind wir am Ziel! Nun gebt wohl Acht! Damit wir das Paar nicht verfehlen, müssen wir uns trennen, und jede in einer entgegengesetzten Richtung um den See gehen.«

»Woran erkenne ich den König?«

»Er trägt an seinem braunen Mantel einen Stern auf der

Brust«, sagte die Rochefort, »aber still, seht Ihr nicht dort jemand zwischen den Gesträuchen wandeln.«

»Ja, und jetzt treten sie heraus auf den freien Sandweg und setzen sich am See.«

»Sie sind es!«, flüsterte Lady Rochefort vergnügt. »Ich irre mich nicht. Vorwärts, liebe Lady! Gott sei mit Euren Worten!«

»Geht mit mir«, bat Lady Willoughby.

»Nein, nein, geht nur, fürchtet Euch nicht, bittet die Seymour um ihre Fürsprache.«

»In Gottes Namen denn!«, sagte die Lady, drückte ihrer Beschützerin die Hand und wollte sie verlassen.

»Noch eins: Nachher sucht mich im Schloss auf, Mylady, und ruht Euch bei mir aus.«

»Dank, tausend Dank!«, war die Antwort, worauf sie schieden.

Lady Willoughby eilte, obwohl mit klopfendem Herzen, auf das Paar zu, welches auf eine Moosbank sich niedergelassen hatte. Es wandte der Ankommenden den Rücken. Da es sich hier völlig sicher fühlte, so hatte der König seine Maske abgenommen und den linken Arm traulich um Janes schlanke Taille gelegt.

Plötzlich trat Lady Willoughby vor und sank mit dem Ausrufe »Mein gnädigster Herr!« vor Heinrich nieder.

Jane erschrak und stieß einen leisen Schrei aus.

Der König aber sagte mit finsterer Stirn: »Lady Willoughby, warum drängt Ihr Euch auf diese Art in unsere Gegenwart?«

»Verzeiht mir, gnädigster Herr! Ich wusste nichts von dem Fest, bis ich hierher kam. Ich bin einen weiten Weg geritten, um meines Königs Antlitz zu sehen und meine Bitte ihm persönlich vorzutragen.«

»Warum schrieht Ihr mir nicht?«

»Ich tat es zweimal, aber es kam keine Antwort, Sire. Und dennoch wusste ich, dass die Briefe sicher in London ankamen.«

»Ha, das ist sonderbar! Was wünschtet Ihr von uns, Mylady Willoughby?«, fragte Heinrich schon in einem sanfteren Tone. »Redet! Euer Gesuch ist Euch im Voraus zugesagt, um der Liebe und Achtung willen, welche wir für die edle Katharina empfinden.«

»Majestät«, erwiderte Lady Willoughby schüchtern, »meine Bitte betrifft Katharina, sie ist schwer, ja sogar tödlich erkrankt!«

»O mein Gott!«, rief Jane ergriffen aus.

»Wie, und wir wussten es nicht!«, rief Heinrich zornig aus. »Beim Himmel, wir werden morgen unserem Herrn Kanzler eine Rede halten, die ihm nicht gefallen wird!«

»Sie fürchten sich alle vor Anne, Majestät«, warf Jane sanft hier ein. »Vielleicht wollten die meisten Eure Majestät nicht betrüben.«

»Ich bitte um die Gnade, zu meiner Herrin eilen zu dürfen, Majestät, um ihr die Augen zuzudrücken. O, habt Erbarmen mit der Frau, die Euch so treu geliebt hat und es noch tut! Seid barmherzig, mein König, wenn Ihr jemals Gnade im Himmel zu finden hofft.«

»Ich würde Euch gern gewähren lassen«, sagte Heinrich unschlüssig und sichtlich bewegt, aber meine Ehre steht auf dem Spiel. Die Römischen werden sogleich in diesem Beweis meiner Liebe nur eine Nachgiebigkeit ihnen gegenüber sehen.«

»Fürchtet die Menschen nicht, Sire! Folgt der Stimme Eures Gewissens, Eures Herzens! Lasst mich zu ihr und gebt mir die Tochter mit. Katharinas Herz bricht aus Gram um ihren Verlust!«

»Mein teurer, gnädiger Monarch«, sagte Jane Seymour und schmiegte sich bittend an die breite Brust Heinrichs, »erhört

meine erste Bitte, gewährt der edlen Frau den Wunsch.«

»Wie, Schätzchen, du trittst zu meinen Feinden über?«, sagte Heinrich lächelnd.

»Katharina liebt Euch, Sire, und darum wird sie mir stets teuer bleiben«, war die Antwort.

»Ich kann es nicht erlauben«, sagte Heinrich verdrießlich. »Es würde Aufsehen erregen. «

»Dazu bedarf es keines Kabinettsbefehls«, sagte Jane schmeichelnd, »nur der Versicherung unter der Hand, dass Ihr dem Besuch nichts in den Weg legen wollt. Das braucht Lady Anne nicht einmal zu erfahren.«

»Seht die Politikerin«, sagte Heinrich freundlich. »Gut, Lady Willoughby, wenn Ihr es möglich machen könnt, Einlass zu ihr ohne eine schriftliche Erlaubnis von mir zu erhalten, so mag es geschehen. Hinsichtlich meiner Tochter aber muss ich noch warten, bis ich mich vom nahen Ende Katharinas überzeugt haben werde. Der Gouverneur Sir Edmund Bedingfield wird mir gewiss die Kunde überbringen oder übersenden. «

»Ich will es wagen, Majestät. Nichts soll mich mehr abhalten, da ich nun Eure Herzensgesinnung kenne. «

»Man wird Euch nicht einlassen«, sagte Jane ängstlich, nicht ohne die Handschrift.

»Dennoch will ich es, im Vertrauen auf Gott, unternehmen«, versetzte die edle Frau. »Er verlässt ein redliches Herz nicht.«

»Majestät, habt Ihr keinen lieben Gruß der edlen Frau zu übersenden?«, fragte Jane schüchtern. »Nur ein kleines Wörtchen, dass Ihr der Treuen freundlich gedenkt? Nicht Menschenwillkür hat Euch getrennt, sondern Gottes Wille, mein König, und die Stimme Eures Gewissens. Aber damit ist des Opfers genug gewesen. Es kann keine Sünde sein, die edle Frau noch zu lieben. Und wir wissen doch, dass Katharina Eure erste, innigste

Liebe gewesen ist«, fügte sie schelmisch zärtlich hinzu.

»Du hast recht«, antwortete, Heinrich, indem er ihre schöne, weiße Hand küsste. »Ich habe sie nicht nur geliebt, sondern vergöttert. Wollte Gott, Anne dächte so christlich und versöhnlich wie du, meine sanfte Jane. Dann wäre auch wohl Katharina glücklicher.«

»Katharina wird Euch segnen, Majestät, vergeben hat sie schon lange. Doch nun erlaubt, dass ich mich zurückziehe, damit ich den Gartenverlasse, ehe der Hof aus dem Wald kommt«, sagte Lady Willoughby.

»Wollt Ihr denn diese Nacht schon weiter?«, fragte Jane ängstlich.

»Nein, ich fühle mich dazu zu schwach, auch wünschte ich einen Brief von der Prinzessin an ihre Mutter mitzunehmen, und den werde ich erst morgen früh empfangen können. Lady Rochefort hat mir ein sicheres Asyl in ihren Gemächern für die Nacht zugesagt. Morgen breche ich bei Anbruch des Tages auf.«

»Ah! Die Trompete gibt das Signal zur Heimkehr«, sagte Heinrich. »Eilt, Lady, und bringet der hohen Kranken meinen Gruß und meine brüderliche Liebe! Doch wartet, es wäre möglich, man verweigerte Euch den Eingang ins Schloss. Nehmt diesen Siegelring, der Gouverneur kennt ihn. Zeigt ihn im Geheimen demselben vor, wenn er sich weigert. Doch nur im Notfall macht davon Gebrauch, denn ich dürfte hinsichtlich der Gerechtigkeit keine Ausnahme mit Euch machen, Lady Willoughby.«

»Dank, tausend Dank!«, sagte Lady Willoughby überrascht, küsste nochmals die Hand des Königs und verließ das Paar.

»Auch wir wollen nun unser stilles Plätzchen verlassen«, sagte Heinrich aufstehend. »Es wäre nicht ratsam, dass neugierige Augen uns beisammen fänden, Liebchen. Es waren zwei schöne

Stunden für mich in Eurer Nähe, Jane!«

»Auch für mich, Majestät«, erwiderte das Mädchen, »denn ich habe nun fast alle törichte Furcht vor Euch verloren.«

»Wie, Ihr fürchtetet mich?«

»Ei, wie konnte das anders sein, Majestät. Ihr seid so himmelhoch mit Eurem großen Geist über mich dummes Weiblein erhaben. Schüchtert Ihr doch den Heiligen Vater wie ein Schulkind ein, sagt man, wie viel mehr denn mich!«

»Also tadelst du mich nicht, dass ich dem Papst den Zügel angelegt habe?«

»Tadeln, Majestät? Ich Euch tadeln? O, wie sollte mir ein solcher Übermut kommen, selbst wenn ich Euch nicht so hoch verehrte, ja fast anbetete! Nein, Euer Wille wird mir stets Gesetz sein, Euer Glaube auch der meine!«

Heinrich umarmte sie und küsste sie zärtlich auf die schönen vollen Lippen. Jane aber entwand sich ihm sanft und eilte in die nächste Allee hinein, wo sie rasch ihre Maske vorband.

Auch Heinrich verließ seinen Platz, schlug aber den entgegengesetzten Weg ein. Sein Schritt war langsamer und schwerfälliger als der Janes, obwohl noch elastisch und männlich kühn. Unwillkürlich verglich er Jane mit Anne und dachte dann weiter zurück an die edle Katharina, an das Ideal seiner jungen Liebe, den Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit.

»Warum trennte ich mich von ihr?«, fragte er sich hier in tiefer, einsamer Stille, »warum? Weil ich einen Sohn zu besitzen wünsche, der einst meinen Namen führen und das angefangene mühsame Werk der Reformation vollenden soll! Wenn Anne ihn mir nicht gibt, was dann? Ich muss Verzicht leisten für immer, solange sie lebt, denn ich dürfte der Welt das Schauspiel einer dritten Ehe nicht geben, hätte auch keinen Vorwand, diese aufzulösen!«

## 12.

### *Katharinas Tod*

Die letzten zwei Jahre der herben Kränkungen, Entsagungen und getäuschten Hoffnungen hatten den ohnehin so schwächlichen Körper der verstoßenen Katharina vollends gebrochen. Getrennt von ihrer geliebten Tochter und von dem immer noch zärtlich geliebten Gemahl, der aus blindem Zorn oder Fanatismus ihre liebsten Freunde einem schmachvollen Tod übergeben hatte, losgerissen von allen äußerlichen, weltlichen Banden, ruhte die edle Gestalt auf dem Todeslager. Nicht einmal der Trost eines geliebten Beichtvaters war der frommen Katholikin geblieben, denn Abell, der gelehrte, gottesfürchtige Priester, und Pater Forrest schmachten beide in elenden Kerkern des Towers. Ihr Verbrechen bestand in ihrer Liebe zur Königin und zum Papst. Sie weigerten sich, Heinrichs Obergewalt über die Kirche anzuerkennen. Anstatt ihrer war ein alter, schwacher, unwissender Priester zu dem hohen Posten ernannt worden. Von diesem glaubte Heinrich nichts befürchten zu müssen, aber einen blinden Gehorsam zu erwarten.

Katharina war nicht mehr in dem schönen Bugden, in dem Ort ihrer Wahl. Dort war sie zu, sehr vom Volk geliebt, um Annes Eifersucht nicht abermals zu erregen.

Man hatte sie nach Kimboltoncastle gebracht, zwar frei dem Namen nach, aber in der Tat als eine Staatsgefangene. Sir Edmund Bedingfield war der Schlossverwalter, zugleich aber der Gefangenwärter der hohen Frau, obwohl er sich als ein edler, christlicher Mann bewies, dessen Herz beim Anblick der trau-

ernden Mutter oft blutete, der aber auch seine Pflicht als Heinrichs Untertan gewissenhaft erfüllte. Kein Verkehr mit der Außenwelt wurde der Königin gestattet, keine Korrespondenz zwischen ihr und den ausländischen Freunden. Ihre Haushaltung war ebenfalls eng zusammengeschmolzen. Sie bestand nur aus drei spanischen Jungfrauen, ihrem Arzt, ihrem Apotheker und dem Priester.

Neben ihrer Handarbeit bildeten die Religionsübungen Katharinas Unterhaltung. In der kleinen kahlen Kapelle kniete sie täglich stundenlang, betete und weinte oft laut. Das Mutterherz jammerte um das Kind ihrer Liebe, die Gattin bat hier den Himmel, dass er dem sündigen Gemahl vergeben wolle.

Aber die Zeit war gekommen, wo sie nicht mehr auf dem harten Stein vor dem Altar knien, nicht mehr das hölzerne, elende Bett verlassen konnte, auf dem sie seit langen Monaten zur Selbstkreuzigung ruhte.

Es war bereits Abend. Eine unheimliche Stille herrschte in dem großen Gemach, dessen Mauern aller Zierathen entbehrten. Katharina lag still mit geschlossenen Augen da, in ihren Händen ein schönes Kruzifix, das sie von Zeit zu Zeit andächtig an ihre Lippen presste.

Ihr zu Häupten saß eine der Spanierinnen, ein feines Tuch haltend, das sie oft auf die Stirn der Leidenden legte, denn es war mit wohlriechendem Wasser befeuchtet.

Die Königin unterbrach selbst die tiefe Stille, indem sie mit matter Stimme fragte: »Ist Sir Edmund noch nicht zurück?«

Die Dame war verlegen, aber antwortete bejahend.

»Warum kommt er denn nicht zu mir?«, fragte sie leicht gereizt. »Er muss doch wissen, wie ich mich nach Nachrichten von meiner Tochter sehne. Ruft ihn, Elma.«

Man gehorchte. Gleich darauf erschien die hohe, kräftige Ge-

stalt des Gouverneurs vor dem Lager.

»Habt Ihr meinen Brief übergeben können?«, fragte sie ängstlich. »Habt Ihr den König selbst gesprochen?«

»Ja, Majestät«, antwortete achtungsvoll Sir Edmund, »ich wurde sofort vorgelassen und übergab das Schreiben.«

»Und die Antwort? Mein Kind, meine Tochter – wird sie kommen, Sir Edmund? Darf ich in ihren lieben Armen meinen Geist aushauchen?«

»Ich fürchte leider nicht, edle Frau, wenigstens jetzt nicht. Aber gebt die Hoffnung nicht auf. Immer wird die Trennung nicht währen.«

»Nein«, sagte Katharina mit einem verklären Blick nach oben, »denn es gibt ein Land des Lichts und der ewigen Liebe, wohin ich ziehe. Und dort sehen wir uns wieder. Aber ach, mein Gott, dass mein Gemahl mir diese letzte Bitte abzuschlagen vermag!«

»Es war wohl minder die Schuld Seiner Majestät«, sagte Sir Edmund, »denn er zerfloss in Tränen, als er Euren Brief gelesen hatte, und gab mir bereits Befehl, zur Prinzessin zu gehen. Da trat Lady Anne ins Gemach und ...«

»Ich hatte nichts mehr zu hoffen«, sagte Katharina.

»So ist es, edle Frau.«

»Ah! Fluch dem bösen Weib!«, rief eine der Dienerinnen heftig aus.

»Die Heilige Jungfrau möge einst ihr Antlitz vor der Sünderin verhüllen«, rief Lisbetta Ammonia, eine zweite Dame.

Aber Katharina erhob sanft die Hand und sprach: »Still, Mädchen! Ihr wisst nicht, was Ihr sagt. Wir dürfen dem nicht fluchen, der sich Gottes Zorn zugezogen hat. Nein, betet, betet für sie, denn ein herbes Los wird ihr zuteil!«

»Eure Worte könnten sich als prophetische bewähren, hohe Frau«, sprach Sir Edmund sichtlich ergriffen, »denn ich habe al-

lerlei am Hofe flüstern hören – und seltsame Dinge.«

»Worin bestanden sie, Sir Edmund?«

»Man will wissen, des Königs Liebe für Lady Anne sei bereits in der Abnahme und er dulde ihre Herrschaft nur noch in der Hoffnung eines Thronerben.«

»Worauf gründet sich diese Vermutung?«

»Auf seine sichtliche lebhaftige Bewunderung für der Letzteren Ehrendame, Jane Seymour.«

»Jane Seymour, eine Freundin der Boleyn?«

fragte Katharina erstaunt, »die Tochter Sir John Seymours von Wolfshall?«

»Dieselbe, Majestät. Das Mädchen ist schön, obwohl nicht mehr jung, sie soll der Schwester Annes gleichen, der blonden Mary.«

»Arme Anne!«, sagte Katharina mitleidig. »Undank schmerzt so tief!«

»Sie soll sich sehr verständig in ihr Los fügen«, fuhr Sir Edmund fort, »obwohl sie kein Mittel unversucht lässt, um die Rivalin vom Hof zu entfernen. Es würde ihr wohl auch gelingen, wenn Jane nicht in Lady Rochefort eine kräftige Beschützerin hätte.«

»Lady Rochefort ist eine schlechte Frau«, sagte Lisbetta »aber sie hat wohl Grund dazu, Anne zu hassen, denn diese hält die Ehegatten aus Eitelkeit stets voneinander getrennt. Sie liebt ihren Bruder über alles, und Sir Rochefort betet sie förmlich an. Zu meinem Erstaunen aber erfuhr ich, dass Jane Seymour die intimste Freundin unserer teuren Prinzessin sei und ihre Gesinnung keineswegs verhehle.«

»Gott segne sie dafür!«, riefen die Umstehenden.

»Darum allein werfe ich keinen Stein auf die Seymour«, sagte Sir Edmund. »Ich setze viel Hoffnung auf ihren Einfluss über

den König. Wer ...«

Hier wurde der Redende durch einen Diener unterbrochen, welcher ihm meldete, dass Gäste am Schloss angeritten seien und nach Sir Edmund verlangten.

Dieser verließ sogleich das Gemach und begab sich über die große Wendeltreppe in die Halle hinunter. Als er auf die Schwelle des schweren, eisernen Portals trat, erblickte er zu seiner Verwunderung eine Dame, deren Begleitung in einem einzigen Diener bestand. Es war eine stürmische kalte Nacht, der Nordwind sauste durch die hohen Pappeln, der Regen fiel in Strömen herab und drohte die herbeigebrachten Fackeln auszulöschen. Sowohl die Dame selbst als auch das edle Tier, auf welchem sie ritt, waren in dem kläglichsten Aufzug. Scheinbar um sich gegen den Wind zu schützen, hatte die Reiterin ihren Schleier fest über das Gesicht gezogen und unter dem Kinn zugebunden, wodurch es unmöglich war, ihre Züge zu erkennen.

»Sir Edmund«, rief sie in heiterem Ton diesem zu. »Ich hoffe, Ihr seid barmherziger als Eure Diener, welche mich Arme so lange hier draußen stehenließen, bis sie Euch gerufen haben.«

»Wir haben strengen Befehl, niemand ohne besondere Erlaubnis des Königs im Schloss aufzunehmen«, sagte dieser verlegen.

»Wie, Sir? Ihr wollt behaupten, dass König Heinrich, der edelste Ritter der Christenheit, einer Dame Schutz und Obdach verwehren würde, wenn sie vor ihm stände? Ich komme von London, Sir, und werde Euch über meine Persönlichkeit und meine Mission beruhigen, sobald ich mich ein wenig von der anstrengenden Reise erholt habe.«

Bei diesen Worten warf sie den Zügel ihres müden Rosses demselben über den Hals, sprang ohne Hilfe von ihrem hohen Sattel herunter und trat in die schützende Vorhalle.

»Ah, hier ist es gut und behaglich«, sagte sie, »wenn man vie-

rundzwanzig Stunden in Nässe und Sturm geritten ist.«

»Beliebt es Euch, in meinem Gemach eine Weile auszuruhen?«, fragte Bedingfield höflich, von dem sicheren, graziösen Benehmen der Fremden überrascht. »Sofort wird Euch ein warmes Zimmer bereitet, auch für den Diener Sorge getragen.«

»Ah! Ich sehe, Sir Edmund verdient das Lob, welches er überall bei den schönen Damen besitzt, dass er nämlich ein charmanter Kavalier ist und ein liebenswürdiger Wächter. Führt mich, wohin Ihr wollt, Sir, ich folge Euch gern.«

Sir Edmund lächelte geschmeichelt und bot der Dame nach üblicher Sitte die rechte Hand, um sie zum hohen Saal zu geleiten.

Ein helles Feuer loderte im altmodischen Kamin, neben dem zwei Sessel standen. Die Dame näherte sich der wohltätigen Flamme mit eiligem Schritt, hielt einige Minuten, lang die erfrorenen Hände über dieselbe und trocknete das dicke Kleid von schwerem Brokat.

Unterdessen brachte ein Diener auf Befehl seines Herrn einen Becher heißen Weines und kalten Braten, nebst Brotkuchen.

»Trinkt, Mylady«, mahnte Sir Edmund, in dem er der Fremden den Becher an die Lippen hielt. »Der Wein wird Euch guttun, vielleicht vor einer Krankheit bewahren.«

Die Dame lüftete ein wenig den Schleier und nippte vom Glühwein. Dann sagte sie ernsthaft: »Ihr nanntet mich soeben Mylady, Sir Edmund, hättet Ihr mich denn erkannt?«

»Dass nicht, allein ich mutmaße Euren hohen Stand nach Eurem Benehmen und dem edlen, schönen Zelter, den Ihr reitet.«

»Er ist aus dem Leibstall des Königs«, sagte die Dame, »und von spanischer Rasse. Ich möchte behaupten, das edle Tier habe gefühlt, wohin die Reise gehe – zu der alten Herrin, die es so oft getragen hatte, denn es war unermüdlich und nicht nach Art

der schweren englischen Pferde.«

»Ah!«, sagte Sir Eduard erschrocken, »Ihr seid eine Freundin der verwitweten Kronprinzessin?«

»Ja, ich bin die Busenfreundin der unglücklichen Königin von England, Sir Edmund, denn diesen Titel führt sie noch bei allen edel denkenden Menschen im Adel und im Volk, ich bin Lady Willoughby.«

Bei diesen Worten löste sie den Schleier und zeigte das bekannte feine, edle Gesicht der Spanierin mit seinen dunklen, schmelzenden Augen.

»Mylady!«, sagte der Gouverneur, »Ihr kennt meine Befehle, sie sind streng, mein Leben hängt von meinem Gehorsam ab. Ich darf Euch nicht zu der Königin eintreten lassen.«

»Man sagt, sie sei krank, schwerkrank«, sagte Lady Willoughby.

»Sehr schwer«, erwiderte Sir Edward traurig, »und gern würde ich der Armen den Trost Eurer Gegenwart gönnen. Glaubt es mir, hohe Dame, auf mein Kavalierwort.«

»Ich glaube es, Sir, denn ich weiß auch, wie edel und zart Ihr Eure schwere Pflicht erfüllt habt. Gott segne Euch dafür. Nun macht Euch aber wegen meiner Anwesenheit keine Sorgen. Ich sah seine Majestät vor meiner Abreise. Er wird Euch nicht zur Rechenschaft ziehen.«

»Ich habe Feinde, Mylady, nur die eigenhändige Unterschrift des Königs kann Euch den Zutritt zur Kranken gestatten.«

»Ihr seid ein schlimmer Zweifler«, sagte Lady Willoughby mit einem schelmischen Blick. »Wartet daher noch bis morgen. In meinem Köfferchen, den der Diener verwahrt, sind meine Beglaubigungspapiere.«

»Dann habe ich nichts mehr zu sagen, als nur meine hohe Freude über Eure Ankunft zu bezeigen«, erwiderte der Edel-

mann vergnügt. »Wir wollen es uns angelegen sein lassen, dem schönen Gast den Aufenthalt in diesen öden Mauern so angenehm wie möglich zu machen.

»Ich verlange kein höheres Glück auf Erden mehr, Sir Edward, als die Gegenwart meiner geliebten Herrin. Aber ich bin müde, Sir, erlaubt, dass ich mich zurückziehe.«

»Ich werde Euch eine Dienerin der königlichen Gemächer senden, jedoch unter der Bedingung, dass Mylady noch ihren Namen verheimlicht.«

»Das wird keine Schwierigkeiten haben«, sagte Lady Willoughby, sich von ihrem Sessel erhebend, »denn die alten, treuen Diener sind ja verbannt, die neuen kennen mich nicht.«

»Erlaubt, dass ich die Pflicht des Hausherrn erfülle und Euch in Euer Zimmer führe«, sagte Sir Edmund, ergriff den hohen silbernen Leuchter mit der großen Wachskerze und ging als Seneschall der Dame durch den langen Gang voran.

»Ich hoffe, Ihr werdet eine gute Nacht haben«, sagte er, an der Tür eines Gemaches haltend, wo der Diener Lady Willoughbys stand. »Keinesfalls werdet Ihr von Menschen beunruhigt werden, denn die Zimmer der Königin liegen auf der entgegengesetzten Seite des Schlosses. Wenn Ihr Euch jedoch fürchtet, Mylady, so behaltet die Dienerin bei Euch, welche ich Euch senden werde.«

»Ich werde von Eurem Anerbieten Gebrauch machen«, sagte Lady Willoughby, »denn hier ist es schaurig und gespensterhaft«, fügte sie hinzu, einen scheuen Blick um sich werfend. »Dieses Schloss sieht aus wie ein Gefängnis oder ein großer Sarkophag! Gute Nacht, Sir Edmund.«

Sie trat hierauf in das Zimmer ein, Ihr Diener folgte, einen leichten Mantelsack tragend.

»Hast du etwas ausgekundschaftet, John?«, fragte Lady Wil-

loughby rasch und mit leiser Stimme, als sie allein waren.  
»Weißt du, wo sie liegt und den Weg in ihr Gemach?«

John nickte vergnügt. »Habe alles erfahren, Mylady! Die armen Leute hier im Schloss führen ein entsetzlich langweiliges Leben. Es darf niemand ins Haus, und sie selbst dürfen nur in das nächste Dorf gehen, um die Lebensmittel herbeizuholen. Da ist ihnen meine Wenigkeit wie ein helles Licht in der Nacht erschienen. Ich habe viel vom Hof erzählen müssen und dann auch viel von ihnen gehört.«

»Rede schnell, ehe die Dienerin kommt!«

»Ihre Majestät ist sehr krank, wirklich sterbend«, sagte John.

»Gerechter Gott, wie unbegreiflich sind deine Wege!«, sagte Lady Willoughby. »Die fromme Frau, die ihr Leben lang den Himmel geliebt hat, erliegt der Bosheit einer Sünderin. Oh, wie froh bin ich, dass ich gekommen bin! In meinen treuen Armen soll die Unglückliche wenigstens sterben!«

»Man wundert sich nicht genug darüber, dass man uns hereingelassen hat«, sagte John ängstlich. »Sir Edmund soll in diesem Punkt sehr hart sein. Mylady, ich fürchte ...«

»Sei außer Angst, guter Bursche! Was können sie mir tun? Nötigenfalls mich in den Tower werfen? Meinetwegen! Jenes finstere Gebäude hegt edlere Opfer, als ich sein werde. Im Tode endet nur dieses Leben, nicht auch die Seele. Du kennst also den Weg in die königlichen Gemächer?«

»Ja, Mylady, er ist nicht schwer zu finden, glaube ich. Ich werde im Gang auf Euch warten und Euch sicher führen, sobald der Gouverneur sich zur Ruhe begeben hat.«

»Gut, lieber John. Sobald das Mädchen schläft, erwarte mich. Still! Ich höre jemand.«

Geh jetzt auf deinen Posten.«

»Wendet Euch rechts ab, Mylady«, flüsterte John. »Unter der

zweiten Säule findet Ihr mich.«

Er verließ das Gemach, als eben eine leichte, graziöse Gestalt eintrat und sich als die beigegebene Dienerin der Lady vorstellte.

»Du bist mir willkommen«, sagte Lady Willoughby. »Ich fürchte mich, in diesen hohen, unheimlichen Mauern allein zu bleiben. Doch genügt es, dich in meiner Nähe zu wissen. Hilf mir, mich auszukleiden, dann bedarf ich deiner Dienste heute nicht mehr.«

Das Mädchen tat, wie ihr befohlen wurde.

Da Lady Willoughby sich ermüdet zeigte, vollzog man die Nachttoilette schweigend und eilig. Dann verbeugte sie sich sittsam vor der hohen Dame und zog sich in das Nebengemach zurück.

Lady Willoughby, welche scheinbar die Augen zum Schlummer geschlossen hatte, richtete sich nach einiger Zeit rasch in dem hohen Himmelbett auf und lauschte. Es war alles still, still wie im Grab, auch kein Licht in dem Nebenzimmer des Mädchens.

*Sie schläft gewiss fest, denn sie ist jung, dachte sie. Sie wird mich nicht hören, wenn ich hinausgehe. Es ist ein Unrecht, das ich durch diesen Schritt begehe, und eine Unwahrheit, denn ich habe Sir Edmund keine Papiere vorzuweisen. Er wird mich mit Gewalt hinausweisen, mir die Tür meiner Herrin verschließen. Ich muss mich zu ihr schleichen, ehe er mich daran hindern kann, muss ihren letzten Willen, ihren letzten Segenswunsch für die Tochter empfangen. Rasch, Clara, keine Zeit verloren!*

Sie schlüpfte leicht aus dem Bett und in die abgelegten Kleider, band dann den Schleier als Kopftuch um die schwarzen Haare und warf ihren Reisemantel um die Schultern. Es war mondhell, der Regen hatte aufgehört, der Himmel war wolken-

los geworden. Schon hatte sich Lady Willoughby vorsichtig ihrer Tür genähert, die Hand auf das Schloss gelegt, als ein leises Geräusch sie erschreckte. Es kam von der Kammer her. Als sie das Haupt umwandte, stand nicht weit von ihr das junge Mädchen, völlig angekleidet.

»Erschreckt nicht, edle Frau«, sagte dieselbe freundlich, »ich bin nur gekommen, um Euch sicherer zum Ziel zu geleiten. Ich dachte mir, wem Euer Besuch gelte, denn ich habe das schöne Antlitz Lady Willoughbys gleich wiedererkannt.«

»Wie? Du weißt, wer ich bin?«

»Ja, Mylady. Ich besuchte oft in London meine Schwester, welche die edle Königin bediente, und da sah ich auch Euch. John erkannte mich hier ebenfalls sogleich, aber er legte den Finger auf die Lippen, zum Zeichen, dass ich ihn nicht nennen solle. Da wusste ich gleich, um was es sich handle, und gab auf den Gouverneur und dessen Befehle Achtung. Stellt Euch meine Freude vor, als er mich zu sich entbieten ließ, damit ich Euch bediene ... und bewache, Mylady.«

»Bewachen? So schöpft er Argwohn?«

»Wahrscheinlich. Aber dieses Mal hat er falsch gerechnet, denn jede Seele im Schloss liebt die hohe Kranke wie ihr eigenes Leben, und namentlich ich. Ich ahnte dunkel, dass Ihr in der Nacht Zugang zur Königin suchen wolltet, weil John sich so angelegentlich nach der Lage der Zimmer bei mir erkundigte.«

»Er hat mich dir verraten?«

»Behüte der Himmel, Mylady. Da verkennt Ihr die treue Seele! Nein, kein Wort sagte er, aber ich erriet es und vollends, als ich sah, dass er im Korridor zurückblieb.«

»Er wartet auf mich. Ich will in der Nacht in das Zimmer gelangen«, sagte Lady Willoughby.

»Er wird Euch nichts helfen, Mylady, seine Gegenwart im Ge-

genteil Euch nur in Gefahr stürzen, denn es steht eine Schildwache vor dem Vorzimmer der Königin, und niemand passiert ohne die Parole.«

»Mein Gott, also doch eine Gefangene?«, rief Lady Willoughby.

»Das ist, weil das Gerücht sich verbreitet hat, der Kaiser von Deutschland habe heimliche Agenten nach England gesandt mit dem Auftrag, die Königin durch List zu entführen. Der Papst habe demjenigen Generalablass fürs ganze Leben verheißen, der die Prinzessin Mary nach Frankreich bringe.«

»Eine Sterbende will man noch durch solche kecke Pläne beunruhigen?«, sagte Lady Willoughby. »Wie töricht und ungerecht! Aber nun, liebes Kind, wenn du mein guter Engel sein willst und Mutter und Tochter liebst, so sage mir um Gottes willen, wie ich zu Katharina gelange!«

»Folgt meiner Führung, Mylady«, sagte das Mädchen. »Es wird mich zwar den Dienst kosten, aber einerlei! Ich tue es der Heiligen Jungfrau zuliebe, und sie wird mich darum nicht darben lassen.«

»Nein, du findest in meinem Haus eine lebenslängliche Heimat«, sagte Lady Willoughby.

»Ah, ich wusste wohl«, rief das Mädchen fröhlich aus, »dass die Heilige mich nicht verlassen würde! Nun aber voran, Mylady, reicht mir die Hand und vertraut mir.«

»Und John?«

»Wir müssen an ihm vorbeigehen. Dann sage ich ihm, dass wir ihn nicht brauchen.«

»Gut also, lass uns gehen«, sagte Lady Willoughby, entschlossen über die Schwelle tretend.

Draußen aber war es dunkler als im Zimmer. Die langen Gänge erhielten am Tage nur eine mäßige Beleuchtung durch die

Schießlöcher in der dicken Wand. Bei Nacht war die darin herrschende Finsternis so dicht, dass man kaum einige Schritte vor sich sehen konnte.

Lady Willoughby hielt erschrocken an. »Ich sehe nichts!«, flüsterte sie ängstlich.

»Wir dürfen hier noch kein Licht zeigen«, lautete die ebenfalls leise Antwort, »aber bald, wenn wir jene Säule passiert haben. Ich fürchte, man könnte Eure Tür bewachen.«

Das Mädchen zog die Dame vorsichtig weiter. Sie selbst tappete mit der ausgestreckten Linken an der feuchten Mauer entlang. Plötzlich stieß ihr Fuß gegen einen kalten Gegenstand.

»Ah! Schon die erste Säule, Mylady. Nehmt Euch in Acht, damit Ihr Euch nicht stoßt.

Zählt vierzig Schritte, dann sind wir an der zweiten, wo John sein wird.«

Es geschah. Beim neununddreißigsten fragte eine gedämpfte Stimme: »Gott und ...«

»Spanien!«, lautete die Antwort Lady Willoughbys, die ihren Diener erkannte. »Habt Ihr ein Licht bei Euch?«

»Ja, eine Blendlaterne«, antwortete John, »und ich denke, die ist hier nötig, wenn man keine Eule ist.«

»Und dennoch müssen wir wie die Eulen noch eine Weile im Finstern fortappen«, sagte das Mädchen neckisch.

»Alle Heiligen, Mylady, Ihr seid nicht allein!«

»Nein, John«, erwiderte Lady Willoughby. »Ich habe in meiner Dienerin unerwartet eine Verbündete gefunden.«

»Ah, dann ist es ohne Zweifel der kleine Schelm Jane Armstrong«, sagte John.

»Ganz recht, Master«, erwiderte das Mädchen. »Nun werdet Ihr beruhigt mir Eure Herrin überlassen, denn Ihr könntet auf dem gewöhnlichen Weg nicht ins Zimmer gelangen. Wir müs-

sen durch die Kapelle in das Vorgemach der Jungfrauen gelangen, ohne dass die Schildwache uns gewahr wird.«

»Gebt mir Eure Hand darauf, dass ich Euch trauen darf«, sagte John zu dem Mädchen.

»Hier!«, sagte diese.

John langte aus und ergriff sie, legte aber zugleich seinen Arm um die schlanke Gestalt und küsste sie zärtlich.

»So, nun geht Eures Weges«, sagte er alsdann. »Die Blendlaterne nehmt mit, Miss Jane. Gott beschütze Euch, meine teure Lady.«

»Legt Euch nun zur Ruhe, John«, sagte seine Herrin, »wir haben einen langen Tag hinter uns. Ihr müsst ermüdet sein.«

»Mit Verlaub, Mylady. Ich will lieber hier die Rückkehr Janes abwarten. Bin doch gespannt, zu wissen, ob Ihr ans Ziel gelangt seid oder ob wir nicht beide wieder mit Tagesanbruch davonziehen.«

»Man wird mich hinaustragen müssen«, sagte Lady Willoughby fest, »mit freiem Willen verlasse ich das Plätzchen nicht.«

»Lasst Euch die Wartezeit nicht lang werden, Master«, flüsterte Jane dem kecken Burschen schnippisch zu, als sie an ihm vorbeiging.

Nachdem sie noch einige Zeit lang sich mühsam fortgeschlichen hatten, hielt Jane an einer Tür unter einem der größeren Fenster an, welche hier und da in der Mauer angebracht waren.

»Durch diese gelangen wir in die Sakristei«, sagte Jane, »und von dort aus leicht weiter. Ich denke, sie ist nur angelehnt, denn unser Herr Pfarrer ist so schwach, dass er sie nicht auf- und zuriegeln kann. Richtig! Sie ist offen, tretet ein, Mylady, ohne Scheu.«

Lady Willoughby gehorchte. Jane schob den Schieber in der Blendlaterne zurück und ließ das schwache Licht ungehemmt

in die Finsternis hinausströmen. Sie stiegen eine schmale Wendeltreppe hinauf, die in der Mauer angebracht war, gelangten in ein kleines Gemach und durch dieses in die Privatkapelle der Königin.

»Auf jenem Stein dort«, sagte das Mädchen mit bewegter Stimme, indem sie sich vor dem Altare bekreuzigte, »hat die hohe Frau stundenlang gekniet und gebetet. Zuletzt wurde sie zu schwach dazu und konnte sich nur noch bis in jene Galerie schleppen, wo sie der Messe beiwohnte und in heiligen Schriften las.«

»So sind wir nicht mehr fern von ihren Gemächern?«, fragte Lady Willoughby.

»Ganz nahe, Mylady. Jene Tür dort führt Euch hinauf in ein Vorzimmer und durch dieses gelangt Ihr in das Schlafgemach der drei Edelfräulein. Das Krankenzimmer befindet sich neben diesem.«

»Da kann ich mich nicht mehr verirren«, sagte Lady Willoughby, »und du brauchst dich nicht weiter zu bemühen, liebes Kind.«

»Werdet Ihr den Weg zurückfinden?«

»Ich gehe ihn nicht mehr in der Nacht zurück«, sagte Lady Willoughby. »Ich bleibe im Krankenzimmer. Niemand in diesem Haus soll mich von meiner Herrin mehr trennen.«

»Ihr müsst selbst wissen, was Ihr tun dürft, edle Frau«, sagte Jane. »So will ich Euch denn verlassen und John Nachricht bringen, dass ich Euch sicher geleitet habe.«

»Tu das«, sagte Lady Willoughby, »er wird ungeduldig deiner harren. Nimm zum Beweis meines Dankes und meiner Liebe diesen Ring von mir. Er kann einst dein Brautring werden. Und wenn du einen Bräutigam hast, Sorge ich für die Ausstattung und die Hochzeit.«

Janes hübsches Gesicht erblühte wie eine Rose. »O, Mylady, John und ich kennen uns schon lange. Ich weiß aber nicht, ob Master John mich ... gern sieht ... oder ...«

»Schon recht«, unterbrach sie Lady Willoughby lächelnd. »Geh nur und lass mich eilen. Wir sprechen uns morgen wieder. Wenn man dich aber schnell aus dem Schloss weist, dann geh sofort auf mein Gut und melde dich bei meinem Gemahl. Er wird dich freundlich empfangen und aufnehmen, bis ich komme.«

Das Mädchen verbeugte sich und küsste die ihr dargebotene Hand, dann schieden sie. Jane eilte trotz der Dunkelheit flüchtigen Schrittes der Stelle zu, wo John ihrer harrete.

Sein gutes Ohr hatte ihre Schritte erkannt, auch ohne die Blendlaterne. Als sie ihm aber mit hoch geröteten Wangen den Ring zeigte und Lady Willoughbys Versprechen erwähnte, schloss der junge Mann sie übergücklich in seine Arme und drückte auf ihre glühenden Lippen den Brautkuss, indem er behauptete, der Bräutigam sei schon vorhanden. Es war das erste Mal seit vielen, vielen Jahren, dass ein Bund der Liebe in diesen düsteren Mauern geknüpft worden war, und dass zwei zärtlich liebende Herzen weder die Finsternis in denselben beachteten noch fürchteten.

Wer beschreibt jedoch den Schrecken, den unterdrückten Zorn, die Besorgnis Sir Edmunds, als er wie gewöhnlich am folgenden Morgen nach dem Frühstück bei der Königin eintretend, zu Häupten Katharinas Lady Willoughby sitzen sah, den einen Arm um die geliebte Herrin geschlungen, mit der anderen Hand ihr ein Getränk an die Lippen haltend. Die übrigen Fräulein befanden sich im Nebenzimmer beim Frühstück. Nur der Arzt und der alte Priester saßen am Fuße des harten Lagers.

»Lady Willoughby«, sagte Sir Edmund streng, »Eure Anwe-

senheit hier ist gegen die Abrede.«

»Die Zeit wurde mir zu lang«, entgegnete Elvira ruhig, obwohl mit klopfendem Herzen, »und da ich Eurer Erlaubnis am Ende gewiss war, so hoffte ich, Ihr würdet mir verzeihen, wenn ich früher meinen Dienst anträte.«

»Dienst? Ihr dürft nicht bleiben«, sagte Sir Edmund.

»Oh, Sir«, bat Katharina mit flehendem Blick. »Ich habe nicht lange mehr zu leiden ... duldet ... sie ... wenn ich Euch segnen soll.«

»Hohe Frau«, rief Sir Edmund außer sich, indem er achtungsvoll vor dem Lager niederkniete, »Gott weiß es, wie gern ich Euch dies und alles Liebe im Leben gönnte. Aber meine Befehle sind so streng. Bedenkt auch, dass Ihr durch diesen Besuch den Zorn Lady Anns gegen diejenigen erregt, die Euch teuer sind. Lady Mary ist in Annes Gewalt, Eure edlen Beichtväter Abell und Forrest schmachten in Ketten!«

»Wehe!«, stöhnte die Königin, ihre Hände ringend. »Geht, Elvira, verlasst mich! Ihr dürft nicht bleiben, um ihretwillen nicht.«

»Und dennoch werde ich es tun«, sagte Lady Willoughby entschieden. »Seht diesen Ring an, Sir Edmund, und sagt mir, ob Ihr ihn erkennt.«

»Wie! Des Königs Privatsiegelring!«, rief dieser betroffen aus.

»Gut, das wäre in Richtigkeit«, erwiderte Lady Willoughby. »Er wurde mir anstatt einer schriftlichen Erlaubnis von Seiner Majestät dem König selbst übergeben, den ich fußfällig um diese Gnade bat.«

»Warum zeigtet Ihr ihn nicht gleich vor?«

»Weil ich dem König um Annes willen versprechen musste, dass es ein Geheimnis bleiben sollte. Nur im höchsten Notfall, wenn Ihr mir den Eingang verweigert, sollte ich den Ring und

damit des Königs stille Genehmigung vorweisen.«

»Gott sei gelobt dafür!«, sagte Sir Edmund. »Ich würde nimmer ruhig in meinem Bett geschlafen haben, hätte ich Euch fortreiben müssen. Wenn die Könige und Großen wüssten, wie schwer uns oft die Erfüllung ihrer Befehle wird.«

»Heinrich liebt mich noch!«, sagte Katharina sanft, während ein süßes Lächeln ihr bleiches, edles Gesicht überflog und verjüngte. »Er liebt mich noch, weil er Euch zu mir sandte, meine teuerste Freundin. Er wird meinen Brief auch nicht ungütig aufnehmen, noch verschmähen!«

»Wollt Ihr an ihn schreiben?«, fragte Sir Edmund.

»Wenn Ihr es erlaubt«, war die demütige Antwort, »und Ihr den Brief sicher übergeben wollt?«

»Ich schwöre es auf dieses Kruzifix, Majestät.«

»Ich danke Euch. Elvira, ich will ihn Euch diktieren, heute noch, nein, gleich jetzt. Ich fühle mich so schwach.«

Auf einen Wink der Lady reichte man ihr Tinte und Papier. Die Übrigen entfernten sich und Lady Elvira schrieb die folgenden Zeilen nach dem Willen der Sterbenden nieder.

Mylord und teurer Gemahl!

Ich empfehle mich Eurer Güte. Die Stunde meines Todes naht schnell. Die zärtliche Liebe, welche ich zu Euch hege, treibt mich, Euch zu ermahnen, dass Ihr an das Heil Eurer Seele denkt. Die Sorge um diese soll uns höher stehen als die Sorge um Leib und Gut, um deren willen Ihr mich ins Elend verstoßen habt und Euch selbst bittere Reue bereitet. Was mich anbelangt, so vergebe ich Euch von Herzen und bitte Gott, dass er dereinst Euch nicht zur Rechenschaft ziehen möge. Ich empfehle Euch Mary, unser teures Kind, und flehe Euch an, ihr ein guter Vater zu sein. Ich bitte Euch für meine Jungfrauen, dass Ihr ihnen ein Heiratsgut gebt, ohnehin dies nicht kostspielig ist, da ihrer nur

drei sind. Für alle übrigen Diener und Dienerinnen bitte ich, ihnen das Gehalt getreulich auszuzahlen, damit sie hier nicht Mangel leiden oder in ein anderes Land gehen können. Zuallerletzt schwöre ich, dass meine Augen sich über alles nach Eurem Anblick sehnen.

Katharina Regina.

»Nun lasst ihn sofort absenden«, sagte Katharina, nachdem sie mit großer Anstrengung das Schreiben unterzeichnet hatte. »Vielleicht erweicht es Heinrichs Herz und ich darf hoffen, ihn oder Mary zu sehen!«

Zwei Tage vergingen den Bewohnern des Schlosses von Kinbolton in ängstlichem Harren.

Katharinas sinkende Lebenskraft schien sich noch einmal am Anker der Hoffnung anzuklammern und sich wieder aufzuraffen. Da erscholl gegen Mittag die Glocke am Tore, deren Klängen sämtliche Besatzung auf die Füße brachte.

Man wusste, dass ein Eilbote nach London abgegangen war, dass die Gattin Heinrichs Besuch erbeten hatte.

Niemand glaubte daran, dass der König diese letzte Bitte gewähren werde. Nur die Kranke fuhr bei dem Ton zusammen und ihre Damen mussten sie stützen, damit sie nicht ohnmächtig wurde.

»Wenn *er* es wäre, Elvira?«

»Mut, meine teure Königin, Mut, auch eine Täuschung zu ertragen?«

»Täuschung? Oh, nein! Heinrich wird kommen.«

»Hört! Man nähert sich dem Zimmer«, rief Lisbetta und eilte zur Tür, wo nun Sir Edmund in Begleitung eines Herrn erschien.

»Ich bringe den Gesandten Eures erlauchten Verwandten, Hoheit«, sprach Sir Edmund mit bebenden Lippen, gegen das Bett

gewendet. »Seine Majestät senden ihn zu Euch.«

»Er sendet ihn?«, sagte Katharina tonlos. »Er kommt nicht? Er kommt nicht?«

Sir Edmund wandte sich in höchster Bewegung ab und verließ das Gemach, indem er zwischen den Zähnen die Worte murmelte: »Vergebe ihm Gott, ich kann es nicht.«

Der Gesandte war Campucius, ein gelehrter, aber ebenfalls ränkesüchtiger Katholik. Er trat auf Katharina zu und legte feierlich seine Hand auf ihre feuchte Stirn.

»Ich bringe Euch Gottes Segen, hohe Frau, sowie den letzten Gruß Eures Gemahls und Eurer Tochter. Der Kelch ist bitter, den der Himmel Euch reicht, aber Engel umschweben Euch, wie den Herrn in Gethsemane, und werden Eure Seele stärken.«

»Niemand mehr ... sehen ... Nie ... mand!«, stammelte Katharina, wie gebrochen in die Arme der Frau zurücksinkend.

»Urteilt nicht allzu streng, Hoheit«, sagte Campucius bewegt, »der König liebt Euch redlich, aber er glaubt, es wäre gegen seine Ehre, wenn er Euch nachgäbe. Als er Euren Brief las, brach er in heftiges Weinen aus und drückte ihn wiederholt an seine Lippen. Schon hatte er den Befehl gegeben, sein Pferd zu satteln und Lady Mary herbeizuführen, als Euer böser Geist, Lady Anne, ins Gemach trat und bei der Nachricht in Krämpfe verfiel. Ihr wisst, man erwartet ein zweites Kind. Die Angst um diese Frucht der Sünde gebot dem König, auch die Mutter zu schonen. Er versprach zu bleiben, aber er berief mich heimlich, sagte mir, dass Lady Willoughby sich hier befände, und bat mich, zu Euch zu eilen, Euch seiner Freundschaft zu versichern.«

»Ich verzeihe ihm«, sagte Katharina matt.

»Ihr bleibt bei uns«, bat Lady Willoughby mit einem bedeutenden Blick auf ihre Herrin.

»Ja, solange mein Besuch Euch lieb ist«, war die Antwort. »Wir können dann über alle Herzenswünsche Ihrer Majestät reden und ich werde sie getreu meinem Kaiser und dem Papst überbringen.«<sup>22</sup>

»Aber Sir Edmund soll immer bei unseren Unterhaltungen gegenwärtig sein!«, sagte Lisbetta.

»Dafür kann gesorgt werden«, entgegnete Lady Willoughby. »Wir reden alle Spanisch miteinander.«

»Vortrefflich, und ich werde Sir Edmund auseinandersetzen, dass wir auch seine Gegenwart im Krankenzimmer entbehren können. Die Königin von England soll als freie Frau sterben und nicht an ihr Gefängnis erinnert werden.«

Campucius hielt sein Wort. Nach einigem Widerstreben zog sich Sir Edmund aus den Gemächern der Königin zurück. Seine Untergebenen wollten wissen, dass er im Herzen sichtlich darüber erfreut sei.

Der Morgen des 7. Januar brach nach einer leidensvollen Nacht für die hohe Kranke an. Auf ihren Wunsch legte sie ihre letzte Beichte ab und ließ ihre Diener um sich versammeln. Mit einem liebevollen, fast verklärten Blick reichte sie ihren weinenden Frauen und dann den Dienern die Hand zum Abschied. Auch Sir Edmund hatte sie herbeirufen lassen und dankte ihm mit matter Stimme herzlich für eine milde, achtungsvolle Haft.

»Ich habe für euch alle gebeten«, sagte sie dann zu den Getreuen, »dass Seine Majestät eurer gedenken möge. Schätze habe ich euch keine zu hinterlassen. Ich sterbe nur reich in eurer Liebe und Geduld, aber der Segen Gottes wird auf euch ruhen! Bleibt dem König, meinem Gemahl, und unserer Tochter getreu sowie dem Papst und der römischen Kirche. Was ihr auch da-

---

<sup>22</sup> Geschichtlich

rum leiden müsset, haltet eure Seelen rein von den verderblichen Irrlehren der Ketzerei.«

Einige Stunden später empfing sie die heiligen Sterbesakramente, da sie selbst ihre Kräfte sinken fühlte. Nach dieser ernsten Handlung, welche für immer die Seele der Erde entrückt, lag die sterbende Dulderin mit bleicher Miene, aber sanften, verklärten Ausdrucks da, die Hände auf der Brust zusammengefaltet, und zwischen ihnen ein kleines Kruzifix mit dem Bild des Gekreuzigten. Gegen Mittag wandte sie langsam das Haupt gegen Lady Willoughby und deutete an, dass sie aufgerichtet zu werden wünsche.

Man willfahrte ihr, Campucius auf der anderen Seite des Bettes, legte einen Arm unter ihr Haupt und richtete es sanft auf.

Katharina lächelte liebevoll, einen Augenblick glänzten die halb erloschenen Augen wie im Leben, sie streckte mit einer raschen Bewegung, als wolle sie jemand entgegenhelfen, beide Arme weit aus und rief mit klarer, aber leiser Stimme:

»Domine memor esto mei!«

Dann fiel sie zurück, ihr Haupt auf die Brust Lady Willoughbys.

Niemand wagte zu reden, nur ein mühsam unterdrücktes Weinen und Seufzen unterbrach die tiefe Stille. Kaum bemerkbar, ohne äußeren Kampf entfloh die müde, im Tempel des Leidens geläuterte Seele Katharinas zum besseren Leben.

Sie war erlöst und frei.

### 13.

*Gardiner und Lady Rochefort rühren sich  
Heinrichs Zorn gegen Anne*

»Jetzt bin ich in der Tat Königin von England!<sup>23</sup>«, rief Anne frohlockend aus, als ihre Umgebung mit betrübter Miene ihr die Nachricht überbrachte. »Jetzt werde ich in Ruhe leben können!« Keine Regung des Mitleids, keine der Reue über die schmachvolle Behandlung der edlen Frau in ihrem Herzen! Selbst Annes aufrichtige Verehrer wandten sich bei dieser unzarten Freude unzufrieden von ihr ab.

Über Lady Rocheforts stolzes Gesicht aber glitt ein Ausdruck hämischer Schadenfreude, als sie sich zu Gardiner begab, der sich am anderen Ende des Saales befand.

»Was meint Ihr, wie wird der König diesen Jubel aufnehmen?«, fragte sie denselben.

»Nicht zum Besten. Anne mag sich in Acht nehmen. Die Krone von England wankt auch auf ihrem stolzen Haupt. Seine Majestät sind tief betrübt und haben Befehl erteilt, dass er allein sein will.«

»Ah, umso besser! Je tiefer sein Schmerz ist, desto mehr wird Anne ihn jetzt verletzen. Ich habe bereits Sorge getragen, dass er eine Trösterin in Jane findet.«

»Recht so«, sagte Gardiner boshaft. »Habt Ihr von dem Pulver Gebrauch gemacht, das ich Euch anvertraute?«

»Noch nicht; ist wohl kaum nötig. Seht Ihr nicht, wie ein geheimer Kummer die letzten Reste der Schönheit untergräbt, wie Anne neben der frischen, kräftigen Gestalt Janes wie ein altes Weib erscheint?«

»Die Veränderung ist mir nicht entgangen«, aber dessen ungeachtet kann das Kind ...«

»Lasst mich nur sorgen«, unterbrach ihn die Rochefort. »Anne

---

<sup>23</sup> Annes eigene Worte

ist rastlos und gönnt sich keine Ruhe, wie der Arzt verlangt. Ich treibe sie zum Reiten an, zu allen Vergnügungen, welche ihr schädlich sein können. Und wo diese ihre Wirkung verfehlen, besitzen wir Frauen Mittel, um eine Frühgeburt zu bewirken. Es ist besser so und sicherer. Gift würde auf uns und Rom den Argwohn lenken. Aber seht, sie bricht auf. Ich muss Euch verlassen, Herr Sekretär.«

Anne hatte sich von ihrem Sessel erhoben und zog sich nun in ihre inneren Gemächer zurück. Ungeachtet der Freude, welche sie geäußert hatte, bemächtigte sich ihrer dennoch eine heimliche Bangigkeit. Es kränkte sie auch, dass Heinrich sie nicht selbst aufsuchte. Es trieb sie zu ihm, denn sie fühlte wohl, dass Katharinas Tod in ihm frühere Gefühl wieder wachgerufen haben mochte. Als sie allein war, öffnete sie die Verbindungstür der ehelichen Gemächer und schritt durch das kleine Betzimmerchen in die Ankleidekammer, welche an des Königs Arbeitskabinett stieß.

Hier fand sie Lord Norris, welcher bei ihrem Eintritt heftig zusammenschrak.

»Meldet mich Seiner Majestät«, sagte sie freundlich.

»Der König hat befohlen, dass niemand bei ihm eingelassen werde«, antwortete Norris, wobei sein ganzes Benehmen eine Verwirrung und Bestürzung zeigte, die Anne nicht entging.

»Seine Majestät können das Verbot nicht auf mich ausgedehnt haben«, erwiderte sie mit einem festen, forschenden Blick.

»Auch glaube ich zu vernehmen, dass er nicht allein ist.«

»Die Prinzessin Mary ...«

»Ah! Nun, wo die Tochter Eintritt erhält, kann auch die Gattin nicht stören«, entgegnete Anne und näherte sich mit majestätischem Schritt der Tür.

»My lady! Ich bitte ...«, flüsterte Lord Norris.

Aber Anne machte mit der Hand ein abwehrendes Zeichen, worauf er zurücktrat und sie eintreten ließ.

Sie blieb jedoch auf der Schwelle stehen. Die Füße wurzelten wie gebannt am Boden und eine tödliche, aschgraue Blässe bedeckte ihr Gesicht.

König Heinrich saß in seinem hohen Sessel, neben ihm zu beiden Seiten knieten zwei weibliche Gestalten, die eine von seinem linken Arm zärtlich umschlungen, die andere, jüngere und kleinere, an seine Brust gelehnt. Heinrichs Antlitz war schmerzlich bewegt, seine Augen wie von Tränen gerötet.

Anne erkannte sogleich in den beiden Frauen die Prinzessin Mary, welche hier an der Brust des Vaters ihren herben Verlust beweinte, und Jane Seymour, welche den König zu trösten sich bemühte.

Der tiefe Seufzer, der sich ihrer gepressten Brust bei diesem unerwarteten Anblick entrann, schreckte die Gruppe aus ihrer traulichen Stellung auf.

»Die Königin!«, rief Jane und erhob sich rasch von ihren Knien, während Mary sich noch fester an den Vater schmiegte.

»Treibt mich nicht von Euch fort«, jammerte diese, »beraubt mich nicht Eures Anblicks, mein Vater!«

»Still, du bleibst, wo du bist«, sagte Heinrich fest. »Ich habe ein schweres Unrecht an dir wiedergutzumachen! Katharina hat dich mir feierlich als letztes Andenken vermacht. Sie soll es nicht umsonst getan haben. Lady Anne, was bringt Ihr? Mir dünkt, das Herz könne Euch nicht in die Wohnung der Trauer, der Trauer um sie führen.«

»Majestät, ich kam, weil ich es für meine Pflicht als Gattin hielt, Euch in dieser Stunde nahe zu sein. Ihr habt recht, trauern kann ich nicht um den Tod der Frau, die mir so viel bitteres Leid verursacht hat und deren Tochter mir durch ihre listigen Ränke

Euer Herz zu rauben sucht.«

Mary weinte heftiger bei diesen Worten.

Der König aber erwiderte mit finsterner Miene: »Katharina hat Euch und mir in ihren letzten Stunden vergeben, Lady Anne. Vergeltet ihre Großmut durch Eure Liebe zu ihrer verwaisten Tochter.«

»Nie«, erwiderte Anne stolz. »Zwischen Katharinas unehelichem Kind und mir kann nie von Liebe die Rede sein.«

»Aber dieses Kind ist auch das meine«, sagte Heinrich, indem er Mary heftig wegschob und aufstand, »das meine, und mein ältestes Kind. Versteht Ihr, Lady Anne? Wer hat mich dazu getrieben, dass ich es mit dem Siegel der Unehelichkeit brandmarken ließ, wer anders als Ihr selbst zugunsten Eurer Tochter? Aber so wahr ich lebe, Mary soll Gerechtigkeit widerfahren! Das Vorrecht ihrer Erstgeburt nimmt sie von heute wieder an, und nur einem Sohn steht sie in der Thronfolge nach.«

»Jane, das ist dein Werk, falsche Schlange, die ich an meinem Herzen genährt, gepflegt habe!«, rief Anne zornig gegen diese aus.

»Nein, nein!«, rief diese, indem sie sich der Erzürnten zu Füßen warf. »Ihr tut mir Unrecht, so wahr ich lebe! Seine Majestät ließen die Prinzessin zu sich rufen, und da sie vor Kummer und Erregung nicht allein gehen konnte, nahm sie mich mit.«

»Du lügst! Du bist schon lange im Komplott gegen mich!«, rief Anne, deren Zorn sie alle Grenzen vergessen ließ. »Du willst mir des Gatten Herz entwenden, mich mit meinem Kinde ins Elend stoßen! Ich weiß es, ich kenne deine Falschheit, dein unlauteres Herz. Ich habe es durchschaut, da, wo es keine Maske der Unschuld und der Frömmigkeit zur Schau trug!«

»Majestät, so wahr ich lebe, meine Ehre ...«

»Ehre?«, rief Anne höhnisch lachend aus. »Ja, die bewahrt

man nicht, wenn man sich zu heimlichen Zusammenkünften im dunklen Pavillon erniedrigt! Ich habe dazu geschwiegen, aber jetzt ist das Maß voll! Du verlässt dieses Schloss und wagst es nie mehr, dich in meiner Nähe blicken zu lassen! Muss ich auch der Tochter Katharinas in der Liebe meines Gemahls zurückschreiten, ich weiche nicht der Buhlerin!«

»Haltet ein!«, rief Heinrich außer sich vor Zorn und mit funkelnden Blicken. »Nichts mehr in dieser Sache, Mylady Anne, oder Ihr habt es mit mir zu tun! Jane ist nie meine Geliebte gewesen und wird es nicht werden! Ihre Tugend und ihre Freundschaft für mein misshandeltes Kind haben ihr ein ewiges Recht auf meine Achtung und Dankbarkeit erworben!«

»Sie soll fort aus meiner Nähe, die Viper!«, sagte Anne finster.

»Und ich sage Euch, Miss Jane bleibt; fürchtet Euch nicht«, sagte der König fest und entschieden zu dieser, welche zitternd dastand. »Ich ernenne Euch heute zur Vertrauten und Ehrendame meiner Tochter May! Gottes Tod! Wir wollen doch sehen, wer dem König Heinrich Gesetze vorzuschreiben wagt! Nehme ich es mit Papst und Kaiser auf, so werde ich mich durch das Schelten meines eigenen Weibes nicht einschüchtern lassen. Merkt Euch diese Lehre, Mylady Anne ... und ...«

»Jesus Maria!«, schrie Jane erschrocken aus und sprang auf Anne zu, welche zurückgetaumelt war und nun zu fallen drohte.

»Die blonden Haare!«, hauchte die unglückliche Frau, indem sie noch eine schwache Anstrengung machte, die verhasste Rivalin von sich zu stoßen; aber ihre Kraft erlag. Bewusstlos und einer Sterbenden gleich fingen sie die beiden Mädchen in ihren Armen auf.

Heinrichs Zorn verschwand bei dem Anblick, eine ungeheure Angst um das Schicksal des erwarteten Erben bemächtigte sich

seiner. Es war keine Liebe mehr für die Mutter, welche ihn bewegte, nur Selbstsucht.

»Norris«, rief er seinem Kammerherrn hastig ins Nebenzimmer zu, »lasst den Arzt und die Kammerfrauen herbeirufen. Ihre Majestät sind von einer Ohnmacht befallen!«

»Ich dachte es mir, Sire«, entgegnete dieser mit einem Blick stillen Vorwurfs auf Jane. »Es war nicht meine Schuld, ich wollte Lady Anne abhalten, aber sie schob mich bei Seite.«

»Immer die alte Herrschsucht und Eifersucht«, sagte Heinrich unverhohlen. »Wie anders hätte sich meine edle Katharina bei dieser Gelegenheit benommen! Aber entfernt Euch beide nun, damit sie Jane bei ihrer Erholung nicht gewahr werde.«

Die Mädchen gehorchten willig.

Die ohnmächtige Frau erholte sich bald und man trug sie in ihr Zimmer, wo Heinrich sich als der liebevollste Gemahl bewies und ihr auch versprach, Jane ihres Dienstes zu entlassen.

So groß auch anfangs sein Schmerz über den Tod Katharinas gewesen war, er verhinderte nicht, dass bereits am folgenden Tag sein feiler, sklavisch gesinnter Kanzler Cromwell nach Kimboltoncastle abreisen musste, um sich den Nachlass der edlen Frau anzueignen. Dieser fiel, wie zu vermuten stand, spärlich aus, da die Verstorbene oft sogar in Armut gelebt hatte und keinen Schmuck besaß als den, welchen sie an jenem

Tag trug, wo sie Westminster verließ. Sie hatte dort alles ihrer Tochter hinterlassen, allein Anne bemächtigte sich sofort des Schmuckes sowie der reichen Hermelinpelze und Samtgewänder.

Katharina besaß noch ein Einkommen von jährlich fünftausend Pfund, als Witwe des Kronprinzen Arthur, das nach ihrer Verstoßung aber nicht ausbezahlt worden war. In ihrem Testament verfügte sie über dieses Geld zu Gunsten ihrer Diener und

Dienerinnen.

Inwieweit Heinrich für gut fand, dieser Anordnung seiner Gattin Genüge zu leisten, muss dahingestellt bleiben. Authentisch ist nur die Tatsache, dass die meisten Diener sowie die drei Jungfrauen Katharinas sich auf den Kontinent begaben, wo sie beim Kaiser freundliche Aufnahme fanden. Katharina selbst, die edle Dulderin, wurde nicht in Westminster begraben, sondern in der alten ehrwürdigen Abtei von Peterborough<sup>24</sup>, wo der Bischof von Lincoln die heilige Handlung vollzog.

Heinrich gelobte vor vielen Zeugen, dass er ihr das schönste Monument im christlichen Reich errichten wolle. Er hielt dieses Mal getreulich Wort.

In späteren Jahren blieb die herrliche Abtei als Ruhestätte der geliebten Katharina allein von Heinrichs blutigen, geldgierigen Fingern verschont und vor der allgemeinen Plünderung der reichen Kirchengüter bewahrt. Selbst Cromwell, der Erzfanatiker, gab seinen Schergen den strengsten Befehl, dieses Gebäude bei der Zerstörung der katholischen Kirchen unberührt zu lassen.

## 14.

### *Der Jagdzug und seine Folgen Gardiners Hinterlist*

Nach dem Befehl Heinrichs sollte an dem Beerdigungstag seiner Gemahlin in Greenwich Abbey eine feierliche Totenmesse

---

<sup>24</sup> Im englischen Volk hat der Name Katharina von Aragon einen Heiligenschein bewahrt. Bis heute betrachtet der Wanderer mit Ehrfurcht die schlichte Platte von Messing, welche allein den Ruheort dieser hohen Unglücklichen bezeichnet.

gehalten werden, der er selbst sowie der gesamte Hof in tiefer Trauer beiwohnen wollte.

Anne hatte sich von ihrem Unwohlsein erholt, legte aber eine tiefe Melancholie an den Tag, welche man an ihr nicht gewöhnt war. Als sie jedoch von ihrer Dienerin den Befehl des Königs vernahm, sagte sie kurz und scharf: »Da ich nicht im Herzen traure, werde ich auch mit dem Tod nicht die Komödie spielen und Trauerkleider anlegen. Ebenso wenig werde ich zur Kirche gehen, um für die Ruhe der Seele zu beten, die im Leben die meine getrübt und meine größte Feindin war.«

»Liebe Anne, bedenke den Willen des Königs!«, sagte ihre besorgte Mutter, Lady Boleyn. »Es ist nicht weise, dass du dessen Ungnade mit Gewalt auf dich ziehst. Sei wenigstens bei dieser Gelegenheit vorsichtig.«

»Ich will und mag nicht heucheln«, sagte Anne, »doch lasse ich jedem dabei freie Wahl. Wer unter meinen Damen trauern will, mag es tun. nur in meiner Gegenwart dulde ich kein Trauergewand. Die Messe kann ebenfalls besuchen, wer Lust dazu empfindet oder sich vor dem Stirnrunzeln Seiner Majestät fürchtet.«

»Sie ist wahnsinnig«, murmelte ihr Oheim, indem er sich verdrossen abwandte. »Sie sieht die Kluft nicht, welche zu ihren Füßen gähnt, und lässt sich auch nicht warnen.«

Vergebens versuchten die Eltern, welche um ihre Tochter besorgt waren, dieselbe milder und nachgiebiger zu stimmen. Anne blieb bei ihrem Vorsatz und ließ sich bei dem König als unpässlich melden.

Nach beendeter Messe, der ein großer Teil des Hofes beiwohnte, verfügte sich Heinrich zu seiner Gemahlin. Die feierliche Handlung hatte ihn weich gestimmt. Liebe sprach wieder in seinem Herzen für die Mutter des erwarteten Sohnes. Aber

die freundlichen Worte erstarrten auf seine Lippen, als er diese sowie die Damen ihrer nächsten Umgebung in gelbe Gewänder gekleidet fand.

»Ich hatte Trauerkleider befohlen!«, sagte er finster um sich blickend.

»Und wir gehorchten Eurem Willen, Majestät«, erwiderte Anne mit einem süßen Lächeln, »obwohl wir die düstere Farbe der Nacht verwarfen. Die Farbe zur Trauer ist verschieden in allen Ländern. Wir wählten daher die gelbe nach der Sitte eines alten Volkes.«

Heinrich erwiderte kein Wort und blieb den übrigen Teil des Tages einsilbig und düster, wie sehr sich auch Anne bemühen mochte, ein Lächeln auf seine Lippen zu bringen. Der alte Zauberbann war gebrochen und Heinrich hatte zu deutlich erkannt, dass Anne kein Herz besaß. Umso mehr zog, ihn Janes Sanftmut und Ergebung an. Zwar unterließ er die heimlichen Rendezvous im Pavillon aus Rücksicht für Anne, allein man bemerkte bald, dass er oft seine Tochter aufsuchte, in deren Gemach Jane Seymour verweilte.

Wusste Anne dieses oder nicht? Niemand erfuhr es. Sie erwiderte nun des Königs kühles, aber artiges Benehmen gegen sie mit gleicher Feinheit und Zuvorkommenheit. Aber es war ein peinlicher Zustand für alle, welche im Stillen das Spiel verfolgten, eine verhängnisvolle Schwüle, ein verräterischer Frieden und Waffenstillstand.

Heinrich betrieb noch immer mit derselben Leidenschaft das edle Weidwerk. Nun, wo er weniger Genuss in Annes Gesellschaft empfand, steigerte sich seine Jagdlust fast bis zum Wahnsinn. Er blieb oft Tage lang aus und brachte die Nächte in einem rasch aufgeschlagenen Zelt von Leinwand zu. Auf diesen Partien begleiteten ihn außer Lord Norris und andere des Hofes die

Brüder Janes und deren Vater.

Es traf sich, dass in der Markung Sir John Seymours ein vorzügliches Jagdrevier war, und der König wurde dahin eingeladen. Bei dieser Gelegenheit bot die Familie Seymour alle Mittel auf, um sich fester in die Gunst des Monarchen zu setzen. Namentlich gelang dies dem jüngeren, ehrgeizigen Seymour, dem nachher so berühmten Großkardinal von England und Gatten der Katharine Parr.

Anne, obwohl sehnsüchtig nach dem Genuss der Jagd und deren aufregenden Freuden schmachtend, hatte, gehorsam den königlichen Wünschen, sich derselben entzogen. Aber ihre wachsamen Feinde gewahrten diese weibliche Hingebung nur mit stiller Furcht. Lady Rochefort unternahm es, die unglückliche Frau zu einem Schritt zu bringen, der das Gewitter vollends über ihrem Haupt zusammenzog.

Eines Tages sprach man im Kreise der Damen von einem besonders prachtvollen Jagdzug, der wieder nach Epping Forrest abgehen wollte.

»Wie schade«, sprach Lady Rochefort, »dass Eure Majestät davon ausgeschlossen sein muss. Die Kavaliere behaupten, die Jagd sei nur eine halbe Lust ohne die Gegenwart der schönen Amazone Lady Anne.«

»Ja, das war ich wohl früher«, antwortete diese mürrisch, »aber nun ist es für mich vorbei, ich gebe in diesen Tagen zu Pferde keine graziöse Gestalt ab.«

»O, ich glaube, Majestät sind zu ängstlich über ihren Zustand?«, lautete die Antwort. »Eine gesunde Bewegung in frischer Luft, ein mäßiger Ritt in lustiger Gesellschaft könnte dem künftigen Erben nur gut bekommen. Wie wäre es, wenn Ihr Morgen mittrittet?«

»Das würde der König nicht gutheißen.«

»Es gehen viele Damen mit, auch verheiratete«, fuhr Lady Rochefort fort. »Ihr müsstet Euch vorsichtig dabei benehmen und im Wald während der großen Hitze ausruhen.«

»Was meint Ihr, Mary Gaynsfort?«, fragte Anne unentschlossen.

»Majestät!«, gab diese zur Antwort, »es ziemt mir nicht, Euch einen Rat erteilen zu wollen, aber wenn ich meine demütige Meinung äußern darf, so würde ich den Rat des Arztes einholen.«

»Wozu!«, fuhr Lady Rochefort sie barsch an. »Es kommt nur ganz auf Lady Annes Befinden und Gefühl an. Der König würde sich freuen, seine Gemahlin wieder bei sich zu haben. Er ist so sehr an Frauengesellschaft gewöhnt.«

»Ich reite mit!«, rief Anne entschlossen aus. »Ich kann dieses Leben, diesen stillen Tod nicht länger ertragen. Ich muss hinaus in die freie Luft, wie sonst.«

Vergebens baten und beschworen einige redlich gesinnte Seelen die junge Frau, von ihrem Vorhaben abzustehen. Anne blieb bei ihrem Entschluss und wusste selbst durch ihre Schmeicheleien Heinrichs zögernde Erlaubnis zu gewinnen.

Noch einmal versuchte die treue Gaynsfort ihren Einfluss bei der Gebieterin, als sie dieselbe abends entkleidete. »Wenn es Euch schadete, edle Frau? Bedenkt die Folgen!«

»Mary!«, sagte Anne ernst, indem sie ihren Arm um den Nacken des Mädchens legte, »ich habe die Liebe meines Gatten verloren. Ich ahne es, dass ich dieser verhassten Seymour Platz machen muss, wie einst Katharina mir. Es wird so kommen, glaube mir, Kind, ich kann nicht heucheln, nicht Liebe für den König vorgeben, wo er mich nicht liebt.«

»Aber ich glaube, Majestät, Ihr tut doch Jane Unrecht. Sie weint oft, und wir alle wissen, dass sie den schönen Baron Titot

schon seit Jahren liebt, und dieser sie.«

»Ich glaube auch nicht, dass Jane die Hauptschuld an meinen Leiden trägt«, entgegnete Anne, »sondern die römische Partei, die Freunde Katharinas, welchen ich ein Dorn im Auge bin. Es ist aber mein Schicksal, das mich ereilen wird, und dem ich nicht ausweichen kann.«

»Wenn Ihr einen kräftigen Erben ...«

»Nein, mein Kind, das rettet mein Lebensglück nicht. Heinrich wird den Sohn behalten und die Mutter verstoßen. Aber so wahr ich lebe, er soll es nicht«, fügte sie mit leidenschaftlichem Blick hinzu, »mit mir soll er auch das Kind verlieren! Er soll es, ich habe es geschworen, und so wird es kommen! Kein Wort mehr hierüber, meine Teure! Bewahre streng mein Geheimnis.«

Wehmütig und mit klopfendem Herzen vollendete Mary ihr Geschäft und begab sich dann zur Ruhe, aber ohne Schlaf zu finden. Ihr treues Herz blutete bei dem Blick in die Seele ihrer Gebieterin.

Am folgenden Morgen betrat Anne in einem prachtvollen Jagdkostüm an der Hand des Königs den Hof, wo der Zug versammelt war. Sie sah so stattlich, so schön aus und blickte so munter, so freundlich um sich, dass ein einstimmiger Ruf *Es lebe die Königin!* sich erhob.

Heinrich lächelte wieder. Der Triumph Annes schmeichelte seiner eigenen Eitelkeit. Mit zarter Sorgfalt hob er sie selbst in den Sattel und ritt an ihrer Seite durch die dichtgedrängte Menge.

Es war ein herrlicher Morgen. Die Trompeter bliesen eine lustige Melodie, die Ritter scherzten, die Rosse trabten mit stolzen Köpfen daher, nichts ließ die traurige, finstere Nacht voraussehen, welche diesem heiteren Tag folgen sollte.

Erst gegen Mitternacht kehrte der Jagdzug nach Westminster

zurück. Gegen Morgen, als der König eben in tiefem Schlaf lag, wurde er durch seinen Kammerherrn geweckt, der mit bleichem, entsetztem Antlitz und bebender Zunge die Unheilbotschaft hervorstammelte, dass Lady Anne von einem toten Knaben entbunden und selbst dem Tod nahe sei!

Heinrich vernahm nur den ersten Teil der Rede. Er hatte einen Sohn erhalten, einen Erben! Endlich! Endlich! Aber dieser war tot! Dass die Mutter im Sterben lag, das schien ihn wenig zu kümmern, sie kam bei der Sache gar nicht in Betracht. Aber dass er das Kind verloren hatte, und zwar, wie man ihn versicherte, durch die Anstrengung der Jagd, das konnte er weder verschmerzen, noch verzeihen.

Wütend ließ er sich ankleiden und stürzte zum Gemach seiner Gattin, welche bleich und mit halb erloschenen Augen auf dem Schmerzensbett lag.

»Ist es wahr, ist das Kind tot?«, schrie er den Frauen laut und drohend zu.

Diese wiesen stumm auf das Knäblein in der Wiege und nickten mit dem Haupt.

Angst und Entsetzen sprach aus allen Gesichtern, selbst Lady Rochefort, so sehr sie im Herzen frohlockte, erbebte bei dem Blicke, der sie traf.

»Tot!«, rief Heinrich. »Meine schönsten Hoffnungen zerstört durch Leidenschaft und Eitelkeit! Wer hat Lady Anne den unseligen Gedanken eingegeben, auf die Jagd zu gehen?«

Niemand antwortete. Nur Anne erhob das matte Auge und sagte: »Die Jagd war nicht daran schuld.«

»Nicht? Freilich war sie es. Deine tolle, wilde Lust, dein Ungehorsam gegen meine bestimmtesten Wünsche haben das Unheil herbeigeführt! Das kommt davon, wenn man einem unvernünftigen Weib den Willen lässt!«

Annes stolzes Blut wallte und wogte bei dieser Beleidigung angesichts ihrer Frauen. Sie richtete sich ein wenig auf und sagte mit herber Stimme: »Nicht ich bin an dem Unglück, das Euch getroffen hat, schuld, Majestät, sondern Eure eigene Lieblosigkeit, die mir einen langen, tiefen Kummer bereitete. Ich habe es wohl gewusst, dass mein Kind nicht leben werde.«

»Schon gut«, stieß Heinrich aus, indem er zornig mit dem Fuß auftrat, dass alle zusammenfuhren. Du wirst keinen Sohn von mir wieder haben, um ihn mutwillig umzubringen.«

Bei diesen Worten verließ er das Zimmer. Man hörte von innen den Schlüssel im Schloss drehen und ausziehen. Er hatte die Verbindung zwischen sich und Anne für immer abgebrochen.

Anne vernahm es nicht, noch sah sie die erstarrten Gesichter ihrer Frauen, sie war bewusstlos in ihre Kissen zurückgesunken. Man weinte und drängte sich um sie, man glaubte, sie sei tot. Aber dieses Glück war ihr nicht beschieden, das rächende Schicksal hatte für sie in der dunklen Urne der Zukunft ein finsternes Los aufbewahrt.

Das letzte Band war zerrissen, welches den König an sie hätte binden können. Aber selbst wenn seine Liebe noch manchmal fürbittend an sein finsternes Herz pochte, erstickten die geheimen Feinde der Unglücklichen diese schwache Regung. Bitterlich beklagte sich Heinrich gegen seine Anhänger über sein Los, und über die trostlose Aussicht, welche ihm bevorstehe, ohne männlichen Erben zu sterben.

Dennoch ist der Thron Eurem Geschlecht gesichert, Majestät«, sagte Gardiner eines Tages zu seinem Herrn auf dessen ungestüme Reden, »die Prinzessin Mary besitzt einen männlichen Geis. Sie wird durch Euren Umgang, Euer Beispiel zu einer würdigen Nachfolgerin heranwachsen. Und wenn wir für einen

tüchtigen Gemahl in einem der englischen Edelleute sorgen, bleibt sie uns und der englischen Nation erhalten.«

»Wahr«, erwiderte Heinrich, aber ohne über diesen Vorschlag eine Freude zu äußern, »Mary hat Verstand und Herz von ihrer edlen Mutter geerbt, die eine Zierde ihres Geschlechts war. Aber Katharinas Tochter ist mit ganzer Seele dem Joch des Papstes untergeben. So wahr ich König Heinrich heiße, nie soll mit meinem Willen das Papsttum wieder in England herrschen. Nein, wenn ich dennoch ein Weib zum Erben haben muss, so soll es Elisabeth sein, und Cranmer soll sie in der freien Lehre erziehen. Zudem ist ihr bereits gesetzlich der Vorrang eingeräumt worden, wie Ihr wisst.«

»Mary könnte beides in ihrer Person vereinigen, Majestät«, sagte Gardiner, entschlossen, von dem Punkt nicht abzulassen. »Sie kann ja selbst Katholikin bleiben, und dennoch dem Land die freie Lehre gestatten.«

»Das wird sie nie«, rief Heinrich mit fester Stimme aus. »Sie hat mit der Muttermilch den Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes eingesogen, Mann, und Mary ist meine Tochter, entschieden, unbeugsam in dem, was sie für recht hält. Und dass sie nicht darin schwankt, dafür wird der Papst und ihr tollköpfiger Verehrer, Kardinal Pole, schon Sorge tragen. Nein, meine einzige Hoffnung für dieses Land beruht auf Elisabeth. Sie wird meines Geistes Kind werden, ich glaube an die Stimme meines eigenen Herzens dabei und noch mehr an die prophetischen Worte Cranmers, die er bei ihrer Taufe sprach. Es war ein Augenblick der göttlichen Inspiration, der jene Worte dem Diener Gottes eingab.«

Gardiners Mienen verfinsterten sich bei diesen Worten, aber der schlaue Mann wusste seine Entrüstung zu verbergen.

»Warum geben Eure Majestät aber die Hoffnung auf einen Er-

ben auf?«, fragte er lauernd. »Ihr seid noch im kräftigsten Mannesalter und Lady Anne ebenfalls. Es folgt nicht, weil ein Sohn gestorben oder durch Unvorsichtigkeit getötet worden ist, dass alle das gleiche Schicksal haben müssen.«

»Ich habe mich von Anne als meiner Gemahlin geschieden«, entgegnete Heinrich dumpf. »Ich habe den Entschluss vor Zeugen ausgesprochen, dass sie nie wieder von mir ein Kind unter dem Herzen tragen solle. Nie vergebe ich ihr diese Rücksichtslosigkeit, diese Nichtachtung meiner liebsten Wünsche. Sie musste die Folgen jener unseligen Jagd voraussehen und hätte sich davon fernhalten sollen.«

»Lady Anne ist noch jung und schön«, sagte Gardiner mit wohl erheucheltem Mitleiden. »Schöne Frauen sind eitel, Majestät. Sie weiß, dass sie als Amazone bewundert wird. Die Sucht zu glänzen, vielleicht Euch wieder an sich zu ziehen, verleitete sie.«

»Jane Seymour hätte nicht so gehandelt«, erwiderte Heinrich. »Sie ist demütigen Herzens und sanft. Sie weiß, dass das Weib sich unbedingt dem Mann unterordnen muss. Annes Fehler ist die Herrschsucht, sie will mir gleichstehen, und zwei Herren in meinem Reich dulde ich nicht, davon weiß Euer Heiliger Vater in Rom ein Wörtchen zu reden, Mann.«

»Wer weiß, wie Jane als Eure Gemahlin sich benehmen würde«, warf Gardiner ein. »Ich glaube zwar, dass Ihr glücklicher gewesen wäret, wenn sie Königin geworden wäre, denn sie liebt Euch warm und einzig schon lange im Stillen, Majestät, dessen hat mich Lady Rochefort oft versichert. Mein Haupt setze ich zum Pfand, sie liebt in Euch nur den edlen Mann, den großen Geist, nicht den König.«

»Ha! Glaubt Ihr das?«, rief rasch der König. »Das Mädchen hätte nie eine andere Liebe gehabt als mich?«

»Ich schwöre es, hoher Herr«, sagte Gardiner feierlich, obwohl bei der bewussten Lüge eine leichte Schamglut sich über sein Antlitz ergoss. »Es ist der einzige Vorzug, den sie vor der glänzenden Freundin besitzt, aber für einen liebenden Mann der größte in seinen Augen. Majestät sehen, wie sie so sittsam sich der Bewunderung der jungen Kavaliere und den Bewerbern entzieht.«

»Ja, sie ist nicht so eitel, noch gefallsüchtig wie Anne, freilich nicht so schön, aber Anne hat mich auch geliebt und tut es noch. Ich lese den Kummer in ihrem bleichen Gesicht, aber ich habe geschworen und muss mein Wort halten, fällt es mir auch schwer.«

»Lady Anne scheint die Trennung dennoch leichter zu nehmen«, entgegnete Gardiner, »wenigstens lässt sie in ihrem frivolsten Umgang mit ihren Freunden nicht nach.«

»Wieso? Welche Freunde meint Ihr darunter?«

»Ich hätte richtiger sagen sollen, ihre Anbeter und Verehrer«, bemerkte Gardiner spöttisch, »denn die Gemahlin eines hohen Monarchen kann keine Freundschaft in Ehren mit Männern von so niedriger Geburt hegen, wie Smeaton, den tollkühnen, faden Schmeichler.«

»Er ist ihr Musiklehrer, ich ernannte ihn«, sagte Heinrich.

»Aber gab Eure Majestät ihm die Erlaubnis, auch nachts, ohne Beisein der Hofdamen, seinen Musikunterricht zu betreiben?«, fragte Gardiner spitz.

»Nein, bei allen Heiligen, das nicht!«, rief Heinrich zornig aus. »Aber es ist eine schnöde Lüge, Mann, oder eine Erfindung der Rochefort.«

»Ich weiß die Sache allerdings von dieser«, entgegnete der Sekretär, »aber es wissen es auch andere am Hofe, Sire. Ebenso missbilligt man das vertrauliche Benehmen des Lord Norris,

vor allem aber des Vicomte Rochefort. «

»Wie, was?«, schrie Heinrich mit zorniger Stimme und stammendem Blick, indem er seine gewichtige Hand auf die Schulter des Versuchers legte. »Ihr wagt es, mir ins Gesicht zu behaupten, dass meine eheliche Gemahlin sich mit anderen abgibt und verbotenen Umgang mit ihnen pflegt? Ihr wagt es, Mann?«

»Ich habe nichts behauptet, Majestät, nur wiederholt, was sich die Höflinge lächelnd in die Ohren flüstern.«

»Und Ihr glaubt es?«, tobte Heinrich, »deswegen sagtet Ihr es mir!«

»Nein, da sei Gott für, Majestät, ich glaube kein Wort davon und habe nach Kräften mich dagegen gewehrt. Lady Anne ist am französischen Hof erzogen, wo die Unkeuschheit kein Laster genannt wird. Sie bedenkt nicht, dass wir in England mehr Zurückhaltung von unseren Königinnen erwarten. Ich habe jedem, der ferner darüber spricht, mit Eurem gerechten Zorn gedroht.«

»Also so offenkundig ist meine Schande, die Unehre meines Hauses, dass alle davon reden und den betrogenen Gemahl bespötteln!«, sagte Heinrich mit finsterem Blick.

»Nicht bespötteln, Majestät«, sagte Gardiner, »nur bedauern! Man weiß ja, dass Lady Anne vor ihrer ehelichen Verbindung mit Lord Percy verlobt war und auch eine Liaison mit dem leichtsinnigen König der Franzosen hatte. So lange Lady Anne sich von Eurer Majestät geliebt und gehuldigt sah, mag sie auch ihrer Pflicht treu geblieben sein. Nun, wer könnte es dem schwachen Weib verargen, wenn sie der Liebe anderer Gehör gäbe?«

»Wer es ihr verargen könnte!«, wiederholte Heinrich und legte wütend seine Hand an den Dolch im gestickten Gürtel. »Ich werde es ihr verargen. Mann, und so wahr ich lebe, wenn Eure

Aussage sich bestätigt, werde ich meine beschimpfte Ehre blutig rächen!«

»Majestät«, bat Gardiner mit wohl erheuchelter Angst, indem er flehend seine Hände gegen ihn aufhob, »tut nichts Rasches, Übereiltes. Verschafft Euch erst Beweise, ehe Ihr Eure Gemahlin anklagt.«

»Die sollen mir werden, noch heute. Ruft mir die Schuldigen herbei! Nicht einen will ich verschonen, nicht einmal sie selbst. Sterben soll sie von meiner eigenen Hand, in dem Blute ihrer Buhlen.«

»Um Gottes willen, Majestät!«, bat Gardiner, vor dem König niederfallend, »Ihr stürzt auch mich mit Eurem Eifer ins Verderben, ohne dass Ihr etwas dabei gewinnt. Ich wiederhole es, ich glaube, es ist nur eine frevelhafte Verleumdung, denn Ihr sagt selbst, Anne trauere um Euch.«

»Heuchelei!«, rief Heinrich, »Heuchelei, wie ihre Frömmigkeit, ihr Beten. Mein Gott, mein Gott, um dieses schlechte Weib habe ich meine liebe, so werthe und tugendsame Katharina verstoßen und verlassen.«

»Herr«, sagte Gardiner feierlich, »eine jede Schuld fordert auf Erden eine Sühne. Nehmt Annes Leichtsin, Euer unglückliches Leben demütig als eine Strafe des Himmels auf Euch und sucht Trost in den Segnungen der Religion.«

»Ich glaube es noch immer nicht«, sagte Heinrich nach einer kurzen Pause, »nein, ich glaube es nicht. Mann! Ich weiß es ja, Ihr habt Anne von Anbeginn an gehasst und verfolgt. Nochmals sage ich Euch, es ist eine Lüge oder gebt mir Beweise!«

»Ich hasse Lady Anne nicht, Majestät, aber ich missbilligte diesen Bund, den die Heilige Kirche nicht segnen konnte, weil sie durch Ehebruch geknüpft wurde; noch mehr, weil ich wusste, dass Anne nur die Krone von England liebte und nicht den

König. Ihre ganze Seele hing Lord Percy, dem Verlobten an, und wie hat sie dem vergeben, welcher ihn von ihr riss.«

»Ha! Ihr wisst ...«

»Dass Kardinal Wolsey nur Eurem Befehl gehorchte, als er die Boleyn verbannte, und Lady Anne weiß es auch.«

»Sie weiß es? Wer hat es gewagt, ihr das Geheimnis zu entdecken, welches ich so sorgfältig verbarg?«, fragte Heinrich hastig.

»Vergebt mir, Majestät, wenn ich Eure Frage nicht beantworten kann, es ist ein Beichtgeheimnis.«

»Und wurde Euch anvertraut?«, fragte Heinrich ironisch lächelnd. »Wahrlich, Ihr Priester Roms versteht es, die Absolution für alle Sünden zu erhalten. Doch genug von diesem traurigen Gegenstand«, unterbrach er sich mit Hoheit. Ich werde die Wahrheit Eurer Worte prüfen, Gardiner, meine Augen offenhalten.

Wehe ihr, wenn sie schuldig erkannt wird. Verlasst mich nun und gebt Befehl, dass die peinliche Untersuchung der rebellischen Priester Abell und Forrest vorgenommen werde.«

»Herr, habt Mitleiden und Erbarmen!«, bat Gardiner inbrünstig. »Es sind redliche, treue Seelen, Männer, für deren Heil Eure edle Gattin noch auf dem Totenbett weinte.«

»Sie haben sich ihr Schicksal eigenmächtig zugezogen«, erwiderte Heinrich finster. »Rom will sich noch immer nicht meinem Willen beugen, noch seinen Ränken entsagen. Solange der Papst seine Diener zur Rebellion gegen die Obergewalt des Königs aufmuntert, so lange muss das Gesetz in voller Schärfe auch seine geweihten Häupter treffen. Sie sollen gestehen, wo die geheime Korrespondenz Katharinas und des Kaisers verborgen liegt, und feierlich schwören, mich, ihren König, als Oberrichter anzuerkennen. Dann werden heute noch die Türen

ihrer Kerker geöffnet.«

»Herr, sie können nichts gestehen, denn es existieren keine ähnlichen Dokumente, dazu wurde Katharina zu scharf bewacht.«

»Roms Agenten täuschen auch die Augen des Luchses«, erwiderte Heinrich. »Sie sollen gestehen, und wenn nicht, spannt sie auf die Folter, bis sie um Gnade betteln.«

Hier trat Cromwell ins Gemach, der König ging ihm einige Schritte entgegen und fragte aufgeregt: »Was bringt Ihr?«

»Majestät, die Priester der Königin sind nochmals einer strengen Untersuchung unterzogen worden, doch ohne Erfolg.«

»Ha! Versucht die Folter, die Folter!«

»Ist schon geschehen, Majestät, bis auf den dritten Grad. Es war ein entsetzlicher Anblick, die Greise ertrugen die Qualen wie Helden, bis sie ohnmächtig wurden.«

»Wiederholt die Tortur!«, befahl Heinrich, aschgrau vor Zorn, »reckt die Glieder, bis man sie wie Glas zerbrechen kann!«

Cromwell schüttelte das Haupt. »Sie können sie nicht aushalten, Sire, und werden mit dem Rufe sterben: Es lebe der Papst!«

»Dann sollen sie ihren Wunsch haben«, sagte Heinrich mit geballter Faust. »Fertigt den Befehl zu ihrer Hinrichtung sofort aus und legt ihn mir zur Unterschrift vor.«

»Bis wann befehlen Eure Majestät?«

»Morgen, je früher, desto besser. Sie haben Zeit genug gehabt, sich auf den Tod vorzubereiten«, lautete die trockene Antwort. »Was sich unserem Willen nicht biegt, soll brechen.«

»Majestät, die Rücksicht auf den Papst ...«, sagte Gardiner schüchtern.

»Was Papst, Mann!«, entgegnete Heinrich und lachte laut und höhnisch auf. »Der Heilige Vater darf uns keine Vorwürfe über unsere Strenge machen, hat er doch selbst uns das Beispiel ge-

geben, wie man die Heiden und Andersdenkende mit Feuer und Schwert vernichtet. Wollt Ihr mich Erbarmen und Gnade lehren, führt mir bessere Beweggründe vor als die Rücksicht auf die christliche Liebe und gnadenreiche Gesinnung des Papstes und seiner feilen Diener.«

Er winkte mit der Hand, und die beiden Männer verließen das Gemach. Aus ihren kummervollen Mienen sprach sich deutlich die Stimmung ihres Herzens aus, beide einte in diesem Augenblick ein gemeinsamer Schmerz.

»Es tut mir leid«, sagte Cromwell zu dem Sekretär, als sie die breite Treppe langsam nebeneinander hinunterstiegen, »wahrlich von Herzen leid, aber ich konnte ihr Schicksal nicht abwenden. Ich zog ihre Gefangenschaft absichtlich in die Länge, weil ich hoffte, der König werde sie nach dem Tod Katharinas begnadigen. Gebt mir das Zeugnis, dass ich mein Amt mit schwerem Herzen hier vollziehe.«

»Ich verzeihe Euch«, sagte Gardiner mit gepresster Stimme, »obwohl Ihr zu dem furchtbaren Blutbad, das seit zwei Jahren diesen schönen Boden befleckt, das Losungswort gegeben habt.«

»Konnte ich diese Folgen ahnen? Diese hartnäckige Widersetzlichkeit gegen den königlichen Willen?«, sagte Cromwell. »Nachdem der Bruch mit Rom vollzogen wurde, blieb dem König nur Strenge übrig.«

»Lasst ihn wüten!«, entgegnete Gardiner mit feierlicher Stimme. »Die Heilige Kirche hat schon oft von der Wut unheiliger Gegner gelitten, aber immer wieder von Neuem hat sie sich strahlender aus der Asche wie ein Phönix erhoben. Auch diese Prüfung für die Gläubigen wird vorübergehen und das Racheschwert des Herrn in der Scheide ruhen. Selig ist, wer bis ans Ende beharrt, dem wird die Märtyrerkrone droben zum Lohn

werden!«

Er wandte sich bei diesen Worten von seinem Begleiter ab, und jeder verfügte sich in seine Wohnung.

Heinrich aber saß wieder allein in seinem Kabinett, das Haupt sorgenvoll und müde auf die schöne weiße, kräftige Hand gestützt. Er war noch eine stattliche Gestalt, obwohl sich bereits Spuren jener lästigen Belebtheit zeigten, welche seine späteren Jahre so beschwerlich machte. Die Augen, vom schönsten Blau, hatten einen scharfen, forschenden Blick, die Gesichtsfarbe war von einer so durchsichtigen Weiße, dass man sie fast weibisch genannt hätte, wenn nicht die reinen, stark markierten Züge diesem widersprochen hätten. Ganz besonders schön geformt waren seine Hände, klein und blendend weiß, doch voll und muskulös. Heinrich war sich ihres Zaubers wohl bewusst und verwandte ebenso viel Sorgfalt auf deren Pflege, wie später *sein königlicher Bruder* Napoleon der Erste auf die seinen. Der Ausdruck von Erbitterung und hämischem Despotismus, welcher in Gegenwart seiner Minister in dem Gesicht vorgewaltet hatte, war nun in der Einsamkeit verschwunden und machte einer wehmütigen, weichen Stimmung Platz. Ungeachtet seiner Macht und Herrschaft fühlte er sich einsam und verlassen, im hohen Grade unglücklich durch sein gestörtes häusliches Verhältnis zu Anne. Obwohl er Gardiners Anklage als eine schnöde Verleumdung verworfen hatte, war ihm dennoch die Spitze des scharfen Giftpfeils tief ins Herz gedrungen. Wusste er doch, dass der Mann wenigstens in dem einen Punkt wahr geredet, dass Anne Percy geliebt und an Wolsey ihre aufgehobene Verlobung gerächt hatte. Und nun wusste sie, dass er es gewesen war. Wie nahe lag diesem Gefühl die Überzeugung, dass eine Natur wie Anne ihn weder achten noch lieben könne. In der Einsamkeit ist es, wo der Mensch den Zuflüsterungen seines bö-

sen oder guten Engels am zugänglichsten ist. Auch Heinrich übermannte das Bewusstsein seines Unrechts gegen Anne, und einen Augenblick trieb es ihn, zu ihren Füßen Vergebung sich zu erflehen. Aber diese sanfte Regung war von keiner Dauer. Die beleidigten Dämonen des Stolzes und der sinnlichen Leidenschaft für die lebensfrische Geliebte, der Unmut über seine vereitelten Vaterfreuden vertrieben den guten Engel und nahmen Besitz von der so sehr zerrissenen Seele. Misstrauen, Hass und Argwohn umgaben fortan das Bild seiner einst so heiß und treu geliebten Gattin. Heinrich war kein Mann, der geduldig und mit christlicher Ergebung ein Leben der Aufopferung und Entsagung ertragen konnte. Er fühlte, dass der Riss zwischen ihm und Anne unausfüllbar bleiben

werde. Wie der Galeerensklave rüttelte er unmütig und heftig an der schweren Kette, welche ihn fesselte. Der Gedanke an die Möglichkeit, diese zu sprengen, hatte sich bereits vor seine Seele gedrängt, aber wie er auch daran rütteln mochte, sie schien allen Anstrengungen Trotz zu bieten. Wie konnte er, ohne sich noch tiefer in den Augen der gesamten Nationen herabzusetzen, ohne Vorwand eine Scheidung einleiten? Wie sollte er nun seinem Volk mit der Erklärung gegenüberreten, dass er das Weib seiner Liebe verstoßen wolle, das Weib, um dessen Besitz er so viel gewagt, so viel Blut vergossen hatte? Solange Anne tugendhaft blieb, musste er ihr wenigstens Achtung zollen.

*Solange sie es bleibt!*, dachte nun. Da durchzuckten ihn plötzlich Gardiners unheilvolle Winke und Warnungen. Er stand hastig von seinem Sessel auf und durchschritt aufgeregt das hohe Gemach. Ein furchtbarer Gedanke war in seiner unruhigen Seele entstanden, ein Gedanke, vor dessen Schwärze er noch schamrot wurde.

»Wenn sie schuldig befunden würde, wenn Gardiner recht

hätte, ich es beweisen könnte, dass sie mich nie geliebt, und nun ... nun ... einem anderen Mann die Liebe zuwendet, welche nur dem Gatten gebührt! Ha!« rief er aus, indem er stehen blieb. Ein teuflischer Ausdruck der Schadenfreude verzerrte sein Gesicht. »Wenn ich das beweisen könnte! Zeugen ihrer ehebrecherischen Verbindungen hätte! Dann, dann wäre mein Weg klar, diese verfluchte Ehe zu lösen und Jane Seymour zu meiner Gemahlin zu erheben. Wer wird mich tadeln, wenn ich im gerechten Zorn die Ehebrecherin verstoße? Aber die Zeugen, die Zeugen! Wo nehme ich diese her? Wem von ihrer Umgebung kann ich das Amt der Überwachung anvertrauen, ohne mich zu kompromittieren?«

Der verblendete Mann blieb einige Augenblicke in Nachdenken versunken, dann rief er freudig aus: »Ich habe es; es wird gehen! Die Rochefort werde ich zu dem Posten erwählen. Gardiner muss sie gewinnen. Es wird nicht schwer halten, denn sie hasst Beide, Schwester und Bruder. Kein Mitleid mit dem Gatten wird sie wankend machen. Nein, ich selbst will mit der weiblichen Viper reden, vorher sie durch Beweise meiner Huld kirre machen.«

Frohlockend rieb er sich die Hände. Er hatte recht gesagt, dass sein Weg ihm nun klar geworden war; aber es war wiederum ein Weg, der zu einem blutigen Ende führte. Sein Entschluss stand fest – Annes Untergang. Vor der Hand zwar nur die eheliche Scheidung, aber die Hölle jubelte und die Teufel der Finsternis jauchzten, wie sie immer tun, wenn ein Mensch unrettbar sich ihnen in die Hände liefert. Das Tedeum stimmten die Rachegeister an, denn ihnen zur Sühne wurde das Opfer auserwählt!

## 15.

### *Das Osterfest*

#### *Annes Anteil an der Verbreitung der Reformation in England*

### *Das Komplott*

Man feierte das schöne Osterfest, die Auferstehung unseres Herrn. Die Hallen des königlichen Schlosses waren nach altherkömmlicher Sitte mit grünem Laub geschmückt. Über den Türen der Zimmer steckten kleine Zweiglein von geweihten Palmen, welche den Bewohnern derselben in künftigen Jahren als heiliges Schutzmittel gegen Krankheit und Pestilenz dienen sollten. Das königliche Ehepaar hatte gemeinschaftlich dem Hochamt beigewohnt. Nach dessen Beendigung führte Heinrich mit ritterlicher Galanterie seine Gemahlin an der Hand in ihre Zimmer zurück. Hier küsste er sie herzlich auf die Stirn und überreichte ihr einen kostbaren Ring zum Osterangebinde. Anne dankte lächelnd. Mit ihrer gewohnten Grazie erwiderte sie den Glückwunsch des Königs, worauf der Gemahl sie verließ.

Es gehörte zu Heinrichs Eigentümlichkeit, dass er meistens gegen diejenigen Personen am freundlichsten sich bezeugte, deren Untergang er im Stillen beschlossen hatte. Es war seinem argwöhnischen Auge zwar nicht entgangen, dass schon ein ge-

weihter Zweig auf Annes Putztisch lag. Er wusste auch bereits von seinen aufgestellten Spionen, dass der schwärmerische Verehrer Annes, Smeaton, ihn am frühen Morgen aus der Kathedrale gebracht und seiner Gebieterin übersendet hatte. Er verbarg den aufwallenden Zorn, denn er musste noch mehr sehen und hören, ehe er mit seiner Anklage auftrat.

Unter dem Vorsitz Lord Norfolks, dem Oheim Annes, war jedoch sofort seinem Befehl zufolge eine geheime Kommission gebildet, welche den bisher unerhörten Zweck hatte, im Stillen die *moralische Conduite* der Königin genau zu überwachen!<sup>25</sup>

Das Opfer dieser schändlichen Intrige, dieses höllischen Planes wusste zwar nichts hiervon, ebenso wenig ahnte es die volle Tiefe von Heinrichs Tücke. Aber gleich wie die Taube schon von Weitem, noch ehe der Raubvogel sichtbar wird, seinen Flügelschlag vernimmt, gleich wie die Möwen verschüchtert und bange vor dem Orkan sich zu den Schiffen flüchten, noch lange ehe der Sturm ausbricht, so lastete seit ihrer Krankheit auf Annes Seele das dunkle Vorgefühl eines kommenden Ungewitters, eines herben Leidens. Wie hätte sie sich auch der Selbsttäuschung hingeben können, da sie Heinrichs Natur allzu wohl kannte? Seine gleisnerische Freundlichkeit vermochte andere zu täuschen, sie blieb keinen Augenblick über Heinrichs wahre Gesinnung im Zweifel, dass er nämlich alles aufbieten werde, um ihre Ehe zu lösen und Jane zum Altar zu führen.

Die Wege der Vorsehung erscheinen uns Menschen oft dunkel und rätselhaft, wunderbar sind die oft eng verschlungenen Pfade, auf denen sie eine verirrte Seele zu ihm zurückführt. Was Annes Glück nicht bei ihr erreicht, vollendete das herbe Leiden, welches über sie hereingebrochen war und ihrer noch harrete.

---

<sup>25</sup> Geschichtlich

Sie hatte sich von ihrem langen Siechbett als ein völlig verändertes Wesen erhoben, floh jedes Hoffest, wich jeder Zerstreung aus und widmete sich ausschließlich ernstern Studien und der Ausübung frommer, wohlthätiger Werke. Wie die edle Katharina sah man die sonst muntere, leichtsinnige Anne im einfachen Gewand, ohne Schmuck, stundenlang im Kreise ihrer Hofdamen sich mit den feinen Stickereien beschäftigen, von denen noch in Hamptoncourt Proben übrig geblieben sind. Von Frankreich bezog sie die schönsten Muster und das Material zu Altardecken und Gobelin-Tapissereien. Dass diese äußere Umwandlung eine Frucht ihres verwundeten Herzens war, bezeugte allen die Sanftmut ihres Benehmens, die geduldige, stille Heiterkeit, mit welcher sie des Königs Ungnade ertrug. Und nun erst fand sie, was sie nie im übermütigen Glück genossen hatte, wonach sie vergebens gesucht hätte, die reinste, herzlichste Liebe ihrer näheren Umgebung, eine Liebe, welche ihr bis zum Tod getreu blieb und später ihr Andenken beim Volk verklärte.

Es ist eine bekannte Erscheinung, dass die Stimme des Volkes in den meisten Fällen unparteiisch richtet und daher oft in Wahrheit Gottes Stimme genannt wird. Wie sehr auch die damalige strenge Etikette der Tudor die Bürger vom Hof und Adel trennte, sie konnte nicht gänzlich die Vorgänge und die an Ersterem herrschende Stimmung vor den Stadtbewohnern verbergen. Es war kein Geheimnis mehr, dass Anne nun ihrerseits einer neuen Geliebten weichen müsse. Annes frühere Schuld ging in dem Mitleid unter, das man ihr nun zollte, und in der herzlichen Dankbarkeit, welche ihre Wohlthätigkeit für sie erweckte. Die Anzahl der geflüchteten Protestanten hatte sich unter ihrem Schutz in England bedeutend vermehrt, zumal sie keinen Anstand nahmen, den despotischen König als obersten Kirchen-

richter anzuerkennen. Diese verbreiteten rasch die neue Lehre unter dem einheimischen Volk, und Anne erlangte für sie die Begründung zweier kleiner Betkapellen, in denen die Messe in englischer Sprache sowie eine Predigt in freier Auslegung der Heiligen Schrift gehalten wurde. Es war diese Konfession nicht ohne Mühe erlangt; allein die Protestanten boten dem geldgierigen Monarchen auf Annes heimliches Anstiften eine nicht unbedeutende Abgabe, welche jährlich in die königliche Kasse fließen sollte.

Die Entdeckung, dass man Anne ebenfalls die Übersetzung der Evangelien verdankte, trug aber wohl am meisten dazu bei, die Stimmung des Volkes gegen sie zu mildern. Es war das *Buch der Ketzerin*. Die konnte nicht schlecht sein, welche ein solches Buch liebte.

Das ausgestreute Samenkorn des Guten liegt manchmal lange schlummernd. Noch seltener erntet derjenige, welcher es austreut, hier im Leben noch die goldene Frucht. So sollte es Anne ergehen. Erst ihrer Tochter war die volle Anerkennung der hohen Wohltat aufbewahrt, welche die Mutter dem englischen Volk durch das Geschenk der Bibel erwiesen hatte.

Bisher hatte sie, aus Furcht vor dem König oder vielleicht aus Liebe zu demselben, sich, wie wir wissen, geflissentlich von einem persönlichen Verkehr mit den Häuptern der Reformation ferngehalten. Nach ihrer Krankheit trat sie offen mit ihrer religiösen Gesinnung hervor, besuchte zwar die Messe und behielt ihren katholischen Beichtvater Parker bei, allein auf ihre Bitten führte ihr der Erzbischof Cranmer mehrere ausgezeichnete protestantische Theologen zu, mit denen sie eine enge Freundschaft schloss. Unter diesen bezeichnet die Geschichte vorzugsweise Latimer und Ridley. Beide Männer übten einen großen Einfluss auf Anne aus und starben später, unter Marys Regie-

rung, mit Cranmer den Feuertod.

Doch wir müssen nun wieder zu dem Tag zurückkehren, an dem wir die Ehegatten verlassen hatten.

Mary Gaynsford näherte sich der Herrin, als die Frauen allein waren, und nahm dieser den reichen Samtmantel und den kostbaren Schleier ab.

»Ist mein Wunsch erfüllt worden?«, fragte Anne sanft, »werde ich mein Töchterchen begrüßen?«

»Ja, Majestät«, lautete die Antwort, »wir erwarten seine Ankunft im Laufe des Tages.

»Es ist gut«, sagte Anne. Eine Träne trat in ihr großes, schönes Auge. »Mich hat es verlangt, Ostern mit dem Kind zu feiern. Wer weiß, ob es nicht das letzte Fest ist, wo mir diese Freude vergönnt sein wird.«

»Teure Gebieterin, warum immer diesen schwarzen Gedanken Raum geben?«, rief Mary aus. »Es wird besser werden. Wisst Ihr noch nicht, dass Mistress Jane Seymour nach Hause gereist ist?«

»Jane fort?«, rief Anne überrascht aus. Einen Augenblick erhellte die Freude ihr Antlitz.

»Ja, und wie man sich zuflüstert, auf Befehl Seiner Majestät. Auch Lady Mary soll fort, auf eins der königlichen Schlösser, und ihre eigene Haushaltung wieder besitzen. Ihr seht, teure Herrin, es werden sonnigere Zeiten für Euch kommen. Lasst nur die Hoffnung nicht sinken!«

Aber Anne schüttelte verneinend das Haupt. »Ich kann nichts Besseres für diese Welt hoffen, Mary. Es ist mit meinem irdischen Glück vorbei. Doch ich trauere nicht darum. Ich erkenne Gottes strafende Hand in meinen Leiden und werde ruhig mein Schicksal abwarten.«

»Schicksal, Majestät?«

»Ja, mein liebes Mädchen, ich werde nicht als Königin von England sterben, sondern wie Katharina, allein und verstoßen. Gedenkt meiner Worte und verlasst mich nicht.«

»Ich, nie, Herrin. Glaubt meinem Wort! Doch hört, es kommt jemand – ein Kind weint!«

»Es ist meine Tochter!« rief Anne fröhlich aus, »mir sagt es das hochklopfende Herz. Eile Mädchen, es hereinzubringen.«

Mary ging hastig der Tür zu, aber ehe sie diese erreichte, traten mehrere Frauen mit der kleinen Prinzessin ins Gemach und legten sie der Mutter in die Arme.

Sie küsste und liebte es, aber die Kleinstäubte sich und streckte ihre Arme nach der Gouvernante aus.

»Sie kennt mich nicht als ihre Mutter«, sagte Anne schmerzlich bewegt. »Kein Wunder, ich habe ihre liebe Gegenwart so viel entbehren müssen. Aber es war nicht mein Wunsch, sondern der Wille meines hohen Gemahls.«

Anne sprach hier die Wahrheit. Heinrich hatte ihr verboten, das Kind selbst zu stillen oder sich sonst mit demselben anzustrengen, aus Furcht, der Schönheit der Mutter zu schaden.

Die Gouvernante reichte der Kleinen Schmuck und andere glänzende Gegenstände zum Spielen dar, und Anne gab ihr süße Kuchen. Nach und nach ließ sie sich zufriedenstellen und lächelte holdselig die Mutter an.

Es war ein schönes, rührendes Bild, an dem sich die Augen aller weideten. Da meldete man den Kaplan der Königin, Mathew Parker. Anne gebot, denselben sogleich einzuführen.

Parker war ein redlicher Christ, ein echter Priester Gottes, fromm und schlicht sein Wesen und sein Leben. Anne verehrte ihn in hohem Grade und schenkte ihm ein unbedingtes Vertrauen.

»Seid uns herzlich willkommen, ehrwürdiger Vater!«, rief sie

Parker freundlich zu. »Ihr kommt uns erwünscht, um dieser Kleinen zum hohen Fest Euren Segen zu erteilen.«

Sie hielt ihm bei diesen Worten das Kind entgegen, das ihn scheu, aber mit einem ruhigen, forschenden Blick anschaute. Parker nahm es auf den Arm, machte dreimal das Zeichen des Kreuzes auf Stirn, Mund und Brust, küsste es dann zärtlich und legte es wieder auf den Schoß der Mutter.

»Gottes Segen ruhe auf dir!«, sprach er zärtlich und feierlich. »Der Himmel beschirme dein liebes Haupt und stärke dich in den dunklen Stunden, die in keines Menschen Leben fehlen dürfen.«

Die kleine Elisabeth lächelte. Es war gleichsam, als habe sie den Segen begriffen und die Trostverheißung, welche dieser enthielt.

Eine der Damen rief laut aus: »Wie verständig Ihre Hoheit schon ist! Wie sinnig und beredt ihr schönes Auge!«

»Ja, es spiegelt sich darin bereits die künftige Seele«, erwiderte Parker gedankenvoll.

»Wenn diese kindlichen Augen und diese Züge wahr sprechen, so wird sie einst viel von sich reden machen.«<sup>26</sup>

»Gebe Gott, dass sie Eure Worte erfülle«, sagte Anne zärtlich und zugleich wehmütig, »obwohl ich schwerlich selbst die Freude erleben werde, sie zur Jungfrau heranwachsen zu sehen. Elisabeth wird Eure Schülerin werden, ehrwürdiger Herr«, fügte sie bittend hinzu. »Erzieht sie weise und in der Furcht des Herrn, wie in der Liebe zu seinem heiligen Wort. Gelobt mir bei dem Andenken des heiligen Meisters und Heilandes, dessen glorreiche Auferstehung wir heute feiern, ihr ein zweiter Vater zu sein, wenn sie der mütterlichen Liebe entbehren muss.«

---

<sup>26</sup> Geschichtliche Worte Parkers

Parker blickte die Sprechende teilnehmend an. Er verstand sie, denn er durfte ja stets offen in ihrer bedrängten Seele lesen.

»Ich gelobe es!« erwiderte er feierlich und reichte ihr die Hand. »Solange ich lebe, werde ich Eurer Tochter meinen Rat und meinen väterlichen Zuspruch nicht entziehen. Aber nun, Majestät, wollt mir die Gnade gewähren, Euch kurze Zeit allein zu sprechen.«

Anne erhob sich sofort und übergab das Kind der Erzieherin.

»Ich stehe Euch zu Gebote, ehrwürdiger Vater, wollt mir in mein Betzimmer folgen.«

Die Frauen wechselten nach der Entfernung des Paares bedeutsame Blicke untereinander. Die Wangen Mary Gaynsfords wurden bleich wie der Tod.

»Was mag zu bedeuten haben?«, fragte sie mit leiser Stimme. »Der Pater sah so angegriffen aus, ungeachtet seiner Bemühungen, äußerlich ruhig zu erscheinen.«

»Und wie er zitterte, als er versprach, der Prinzessin ein zweiter Vater zu werden!«, warf eine andere Dame ein. »Mir will es nicht gefallen, dass Lady Rochefort seit einigen Tagen so selten in dem Zimmer der Königin erscheint, und auch Lord Rochefort.«

»Gott gebe, dass die böse Schlange nicht wieder etwas Schlimmes im Schilde führe«, sagte Lady Guilford, eine ergebene Anhängerin Annes.

»Sie hat bereits das Schlimmste getan«, erwiderte Mary Gaynsford. »sie hat den König von seiner Gemahlin entfernt und ihrem edlen Herzen einen tiefen Schmerz bereitet.«

»Komm ein wenig beiseite, Mary«, flüsterte Elisabeth Guilford dieser zu, »ich muss dir sagen, was ich schon vernommen habe, aber dir nicht mitteilen wollte.«

Bei diesen Worten legte sie ihren Arm in den Marys und zog

sie zu einer Fensternische.

»Was hast du mir zu beichten?«, fragte Mary.

»Ach, etwas sehr Schweres und Betrübendes, Kind!«, lautete die Antwort.

»Du weißt, mein Bruder ist der vertraute Freund von Lord Norris, und dieser ...«

»Dein warmer Verehrer«, unterbrach sie Mary lächelnd.

»Nun ja, die Liebe ist gegenseitig, obwohl es noch ein Geheimnis bleiben muss, so lange der Vater lebt oder nicht bewogen werden kann, uns seine Einwilligung zu erteilen. Stell dir nun mein Entsetzen vor, als mein Bruder mir unter dem Siegel des Vertrauens mitteilte, dass Norris sehr um unsere Herrin besorgt sei.«

»Wieso?«, fragte Mary rasch.

»Schon einige Male, wo Norris die Nachtwache im Nebenzimmer hatte, sei Lady Rochefort in aller Heimlichkeit beim König eingetreten und eine Stunde bei ihm geblieben.«

»Doch nicht etwa eine Liebschaft mit dieser Schlange?«

»Nein, das wäre am Ende noch das Bessere«, versetzte Elisabeth Guilford, »aber sie kommt nicht allein. Norris unterschied mehrere Männerstimmen dabei, namentlich die Lord Norfolks und Gardiners.«

»Beide die Feinde der armen Königin!«, sagte Mary.

»Sogar ihre Todfeinde! Glaube mir, es spinnt sich im Finstern der Nacht ein furchtbares Komplott gegen unsere Herrin, ohne dass sie es gewahr wird.«

»Aber sie ahnt, sie fühlt es«, sagte Mary. »Hat Norris nicht vernommen, wovon es sich handle? Sage mir gleich alles, Liebe.«

»Nun, du musst es doch am Ende erfahren, also nützt es nichts, jetzt zu schweigen. Nur dein Ehrenwort fordere ich, dass

du niemandem davon sagst, aber unsere arglose Königin zu warnen suchest.«

»Hier hast du meine Hand. Sprich nur rasch!«

»Genau konnte Norris den Zusammenhang der Suche nicht erlauschen, weil die Tür verschlossen und die Draperien davor niedergelassen wurden. Aber es gibt eine kleine Öffnung in der Wand, beim Kamin, wo man deutlich verstehen kann, was im Nebenzimmer laut gesprochen wird. Da hörte er, wie Lady Anne, die gute, engelreine Seele, angeklagt wurde, verbotenen Umgang mit Smeaton zu haben.«

»Gerechter Himmel!«, rief Mary, bestürzt ihre Hände zusammenschlagend.

»Still doch, du erregst die Aufmerksamkeit der anderen Damen dort!«

»Ich bin ganz ruhig, Liebe. Weiter, nur weiter!«

»O, es kommt noch schlimmer«, versetzte Elisabeth Guilford und näherte sich Mary so dicht, dass sie dieser ins Ohr flüstern konnte: »Sie sagten, sie liebe auch ihren Bruder so, wie sie es nicht solle, und empfangen ihn bei Nacht, wenn die Damen sie verließen.«

»Teufel! Eingefleischte Dämonen!«, hauchte Mary Gaynsford aus, indem sie zurücktaumelte und niederzusinken drohte.

Die Guilford aber umfing sie hastig, indem sie einen misstrauischen Blick in den Saal warf. Nachdem sie sich aber überzeugt hatte, dass man mit dem Kind und gruppenweise miteinander sich unterhielt, fuhr sie fort: »Ja, Teufel, das ist für sie noch ein zu gutes Wort, und dieses Ungeheuer, dieses Scheusal von einem sittenlosen, entarteten Weibe, diese Rochefort, klagte ihren eigenen Mann der Schande an, und wie sie mit Augen gesehen habe, dass Rochefort sich auf der Schwester Bett gesetzt und sie

geliebtest habe.«<sup>27</sup>

»Ich will sogleich zu ihr, will ihr das schändliche Komplott mitteilen«, sagte Mary Gaynsford mit tonloser Stimme.

»Halt, bleibe!«, bat ihre Freundin mit entschiedener Ruhe, »es ist nicht an uns, die Gattin gegen den Gemahl zu reizen, sie aufzustacheln. Was möglich war, ist geschehen, Liebe. Ich selbst begab mich auf Lord Norris' Bitten gestern zum Vater Parker und bat ihn, die Königin zu warnen, der Verleumdung jeden Vorwand zu nehmen.«

»Sie ist unschuldig, wie die Madonna selbst«, antwortete Mary, »Du weißt es auch, denn wir verlassen sie nie, und ich schlafe nachts in ihrem Gemach.«

»Still, Liebe, du brauchst sie mir gegenüber nicht zu rechtfertigen«, lautete die Antwort. »Meinst du, ich glaube nur eine Silbe von der Lüge? Nein, es ist ein fein ausgesponnener Plan, entweder von Rom oder von der Sippschaft der Seymour, der Lady Anne Platz machen soll.«

»Ach, wäre die arme Herrin nur im Wochenbett gestorben!«, sagte Mary. »Wenn ich dieses damals gewusst hätte, würde ich nicht so heiß um ihre Genesung gebetet haben.«

»Gott weiß, Mary, was hiervon das Ende sein wird, aber komme, was da wolle, nie huldige ich dieser unwissenden Seymour als meiner Gebieterin.«

»Und ich sterbe mit der Königin«, sagte Mary Gaynsford, »das fühle ich. Aber horch! Dort ist die Königin wieder mit dem Pater. Ob er ihr alles gesagt haben mag?«

»Wohl schwerlich alles«, meinte die Guilford, »aber genug, um sie zu warnen, dass sie der Eifersucht des Königs keine Nah-

---

<sup>27</sup> Bekanntlich basierte Annes Tod auf dieser schändlichen Verleumdung Lady Rocheforts.

rung gebe. Sieh nur, wie sie so bleich aussieht, wie sie sich anstrengt, ihre ruhige Fassung zu bewahren!«

»Komm, lass uns zu ihr eilen«, sagte Mary, nachdem Parker das Gemach verlassen hatte. »Vielleicht teilt sie mir ihre Unterredung nachher mit, Liebe, und ich werde behutsam, ohne dich zu nennen, sie bitten, Smeaton zu entlassen und Rochefort auf sein Gut zu senden.«

»Tue das, und Gott segne dein Bemühen, mein liebes Herz«, lautete die ernste Antwort, als sie zusammen sich der Königin näherten.

Anne hatte sich wieder gesetzt und tändelte mit der Prinzessin. Was sie mit ihrem Beichtvater verhandelt oder dieser ihr mitgeteilt hatte, ist nie bekannt geworden, denn Anne entließ ihren begünstigten Lehrer nicht, ebenso wenig verließ Lord Rochefort den Hof, auch erwähnte sie gegen Mary Gaynsford nichts von dem Komplott. Hatte doch Parker sie über die Gefahr, welche sie bedrohte, gewarnt! Anne musste in dem Bewusstsein ihrer Unschuld es verschmäht haben, derselben vorzubeugen oder sich zu verteidigen. Aber Mary bemerkte an ihr von jenem Tage an eine fieberhafte Unruhe und eine Zerstreutheit, welche ihr an der Herrin fremd war, in ihrem öffentlichen Zusammensein mit dem König jedoch ein auffallendes Bemühen, durch Witz und erzwungene Heiterkeit diesen zu fesseln. Auch verwandte sie sichtlich viel Zeit auf ihre Toilette und nahm ihre Zuflucht zu den künstlichen Mitteln, welche sie seither verschmäht hatte, um den bleichen Wangen die frühere frische Blüte wieder zu verleihen.

Ihre Stimme war weich, fast zärtlich im Gespräch mit ihm, ihr Benehmen und Auftreten das einer ergebenen und liebenden Gattin.

Ach! Die Reue kam zu spät und keine Schönheit, kein Witz

vermochte das erkaltete, selbstsüchtige Herz Heinrichs zu rühren. Ihm schwebte nur ein Ziel vor Augen, das er rastlos im Stillen verfolgte: gültige Beweise und Zeugen aufzutreiben, um sie für immer zu entfernen und Jane Seymour an ihre Stelle zu setzen. Es war nicht aus Erbarmen geschehen, dass er Jane freiwillig aus seiner Nähe verbannt und auf ihr väterliches Gut gesandt hatte. Nur die Klugheit hatte den Schritt verlangt, um desto besser seinen schändlichen Plan mit dem Schein eines gekränkten Ehemannes vollenden zu können.

Wie früher zwischen Anne Boleyn und ihm wurde nun mit Jane ein zärtlicher Briefwechsel geführt und wanderten die kostbarsten Geschenke an Schmuck und Kleidungsstücken zu dem ländlichen Aufenthalte der Gemahlin in spe. Es ist zu Ehren Janes nicht anzunehmen, dass diese den vollen Umfang der schändlichen Pläne kannte, wodurch ihre Rivalin aus dem Weg geräumt werden sollte, aber gewiss trifft sie mit Recht der Tadel der Nachwelt, da sie bereits in einem Alter stand, wo sie das Missliche und Unmoralische ihrer Stellung erkennen musste. Wir werden später sehen, welche bittere Reue sie vor ihrem Tod über ihre unheilige Ehe empfand.

Zwei Personen gab es nur in Heinrichs Umgebung, deren Einfluss möglicherweise ihn noch von dem finsternen Pfad abgelenkt hätten, aber diese fehlten nun, wo man ihrer so sehr bedurfte. Die eine war Cranmer, der auf seine inständigen Bitten und unter dem Vorwand wissenschaftlicher Studien von Heinrich die Erlaubnis zu einer längeren Reise auf dem Kontinent erhalten hatte. Er befand sich, dieser zufolge, seit mehreren Monaten in den Armen seiner glücklichen Gattin in deren friedlicher Wohnung am Rhein.

Die zweite Person war Lady Mary von England, Heinrichs Schwester, das Wesen, welches er nach Katharina am meisten

im Leben liebte. Ein zehrendes Fieber hatte die edle, hoch herzige Frau langsam hingerafft und den englischen Hof in tiefe Trauer versetzt. Wenige Tage vor ihrem Ende diktierte sie einen rührenden Brief an ihren ehemaligen Schützling Anne und forderte sie auf, für das Heil ihrer Seele zu beten und ihren geliebten Bruder glücklich zu machen.

Anne vergoss bittere Tränen der herzlichsten Liebe, als sie den Brief las. Dann küsste sie ihn und flüsterte leise die Worte: »Möge ich einst dort sein, wo du reiner Engel jetzt bist.«

## 16.

### *Das Turnier am Maitag Die Verhaftung der Lords Rochefort und Norris*

Der erste Mai wurde in England stets als Feiertag und noch jetzt auf dem Land mit den Überresten alter Festlichkeiten gefeiert. In den Dörfern erhebt sich eine sehr hohe, reich mit Blumen und Bändern geschmückte Stange, der sogenannte May-pole oder Maienbaum. Am Abend tanzen die festlich geschmückten Bauern und Bäuerinnen bis tief in die Nacht hinein. Die Häuser sind mit grünem Laub bekränzt, am festlichsten die trauliche Dorfkirche und die Wohnung der Gutsherrschaft. Nicht selten dehnt sich dieser grüne Waldschmuck auf die vierfüßigen Bewohner des Dorfes aus. Man sieht die stattlichsten Rinder, Kühe und Pferde mit grünen Kränzen um die festen Nacken von den Feldern heimkehren.

Heinrich liebte es, diese Nationalfeste mit Ostentation zu feiern, weil er wusste, dass sie dem Volk Freude bereiteten und ihn beliebt machten.

Auch in diesem Jahr, trotz seiner finsternen Pläne, durfte der Tag nicht ungefeiert vorübergehen. Daher wurde ein glänzendes Turnier auf seinem Lieblingssitz, Schloss Greenwich an der Themse, angeordnet.

Er selbst erschien in Person bei der Königin und lud sie feierlich und mit lächelnder Lippe ein, durch ihre holde Gegenwart das Fest zu verschönen. Anna zuckte schmerzlich bei dem Vorschlag zusammen. Dieses Fest erschien ihr als ein bitterer Hohn ihres wunden Gemüts. Schon öffnete sie den Mund, um die Ehre abzulehnen.

Aber der König kam ihrer Antwort mit den Worten zuvor: »Die Königin darf nicht fehlen. Wir selbst werden uns unter die Kämpfenden reihen und die Sieger von Eurer schönen Hand die Siegespreise empfangen.«

»Der Wunsch meines Gemahls ist mir stets ein heiliger Befehl«, entgegnete Anna sanft. »Wir werden im königlichen Schmuck samt unseren Damen erscheinen und wünschen Euch Glück und Sieg im Spiel.«

Es war ein herrlicher warmer Tag. Die Vögel im dichten Park sangen fröhlich ihr Loblied an den jungen Sommer, die Bäume prangten in ihrem reichen, frischen Blätterschmuck und strömten einen balsamischen duftigen Hauch aus.

Der Kampfplatz befand sich im inneren, großen Hofraum. Ringsum, auf erhöhten Sitzen, nahmen der Hof und die eingeladenen Gäste je nach ihrem Rang Platz. In der Mitte des Amphitheaters waren Thronessel für das königliche Paar.

Der König wollte das Spiel mit einem Lanzenstechen in spanischem Kostüm beenden. Vorher bewiesen einige tüchtige Reiter und Kämpfer ihre Kunst und Gewandtheit. Unter diesen befanden sich der Vicomte Rochefort und Lord Henry Norris, der Lieblings-Kammerherr des Königs und dessen Vertrauter.

Rochefort hatte über seinen Gegner einen glänzenden Sieg errungen und von den Händen seiner königlichen Schwester einen silbernen Lorbeerkranz empfangen.

Auch Lord Norris hatte den Preis in einem Zweikampf mit Lord Suffolk gewonnen, der leicht verwundet sich zurückzog. Nun näherte sich Norris auf den Ruf des Königs der Balustrade. Anne lächelte. Aufgeregt durch das spannende Spiel, bog sie sich zu weit vor und ließ ihr feines Spitzentuch hinunter in die Arena fallen. Nicht sobald hatte Norris den kleinen Unfall bemerkt, als er mit ritterlicher Gewandtheit vom Pferd sprang, das Tuch aufhob, es an seine Lippen drückte und auf der Spitze seiner Lanze es der schönen Festkönigin hinreichte.

Anna dankte durch eine anmutige Bewegung des schönen, reizenden Hauptes und wandte sich mit einem süßen Lächeln zu dem Gemahl. Aber wie erschrak sie, als dieser mit finster zusammengezogenen Augenbrauen und glühendem Blick sie einen Augenblick fixierte, dann plötzlich sich vom Sessel erhob. Mit den Worten an sein Gefolge »Das Spiel ist beendet!« wandte er sich von der Galerie ab und verließ das Theater.

Eine allgemeine, unbeschreibliche Verwirrung entstand. Anne erholte sich zuerst von ihrer Bestürzung und sprach mit bewundernswerter Fassung: »Seine Majestät müssen unwohl sein.«

Dann verließ auch sie ihren Sitz und begab sich mit ihren Damen und Gefolge ins Schloss.

Mit nicht verhehlter, satanischer Schadenfreude lächelte Lady Rochefort, welche den Grund des königlichen Unmutes nur allzu richtig erriet.

»Er hat sich selbst gerichtet«, flüsterte sie ihrem Verbündeten Lord Norfolk zu. »Der König wird diese Vertraulichkeit nie vergeben. Gebt Acht, Mylord, es ist heute das letzte Mal, dass sie

als Königin einem Fest in England vorsteht!«

»Jedenfalls«, versetzte dieser, »müssen wir den Vorfall zu benutzen suchen. Ich will dem König naheilen und das Feuer schüren, solange der Zorn tobt und lodert.«

Anne begab sich ebenfalls zu Heinrich, um eine offene Erklärung über das rätselhafte Benehmen des Gemahls zu verlangen, aber sie kam zu spät. Er hatte rasch einen weiten Mantel über sein reiches Gewand werfen lassen, sein Pferd zu satteln befohlen und war in Begleitung von Rochefort und Norris nach London aufgebrochen. Die Nachricht der königlichen Abreise galt den Gästen als das Signal eines allgemeinen Aufbruchs. Die Pferde wurden gesattelt, die Boote losgebunden und innerhalb einiger Stunden blieben keine weiteren Spuren des mit großen Kosten angeordneten Festes als die geschmückten Wände und die trauernde Königin mit ihren Jungfrauen und Ehrendamen, welche hier im bangen Vorgefühl eines Unglücks die Nacht zubrachten. Ihr Schmerz wäre unendlich größer gewesen, wenn sie gewusst hätten, was sich indessen zutrug.

Heinrich hatte nämlich seinen Weg in mürrischem Schweigen zurückgelegt, sein Gefolge keines Blickes gewürdigt. Als sie die Barrieren der City erreichten, wo damals eine königliche Gardeabteilung stationiert war, hielt er sein Pferd an, winkte mit der Hand den wachhabenden Offizier heran und sagte, auf Rochefort deutend, in kaltem befehlenden Ton: »Verhaftet diesen dort und bringt ihn unverzüglich in den Tower.«

»Mein Gott, Majestät, mich!«, rief Rochefort bestürzt aus, »was habe ich verbrochen?«

»Darüber soll Euch bald Licht werden«, lautete die kühle Antwort. »Wohl Euch, wenn Ihr unschuldig befunden werdet!«

Er gab seinem Pferd die Sporen und ritt hastig weiter. Die Soldaten umringten Rochefort und führten ihn ins Gefängnis.

Nach einigen Augenblicken winkte der König Norris an seine Seite. Sein Antlitz hatte plötzlich den Ausdruck verhaltenen Grimms verloren und dem der Trauer Raum gemacht.

»Norris«, sagte er in einem sanften, einschmeichelnden Ton zu diesem, »Ihr wisst, wir haben Euch stets gern um unsere Person gelitten, Euch Vertrauen bewiesen in manchen wichtigen Angelegenheiten. Wir sind daher geneigt, Euch Gnade widerfahren zu lassen, wenn Ihr durch ein offenes, redliches Bekenntnis Euch derselben würdig zeigt.«

»Majestät, Ihr sprecht in Rätseln«, erwiderte dieser. »Ich habe so wenig ein Verbrechen begangen, wie Lord Rochefort, und kann daher ebenso wenig ein Bekenntnis ablegen.«

»So reden alle, die sich einer Schuld bewusst sind«, entgegnete Heinrich, immer noch in mitleidigem Ton. »Aber Euer Leugnen hilft Euch nichts mehr, wird Euer eigenes Leben und das Eurer Mitschuldigen gefährden. Ich wiederhole es, nur Eure Reue und ein freies Bekenntnis kann Euch meine Gnade sichern.«

»Aber Majestät, ich bitte Euch demütig, wollt mir mein Verbrechen nennen?«

»Nennen? Glaubt Ihr, ich sei stockblind und wüsste nicht, dass Ihr einen schändlichen Liebeshandel mit meiner Gattin führt? Habt Ihr Euch heute nicht selbst und sie, die entartete Buhlerin, durch Eure vertrauliche Tat gebrandmarkt, Eure Schande an den Pranger gestellt?«

»Bei meinem Leben!«, rief Norris aus und legte betuernd seine rechte Hand auf die redliche Brust, »Eure Majestät sind falsch berichtet worden und haben einer unschuldigen, vielleicht unbesonnenen Galanterie eine unreine Deutung gegeben. Es ist wahr, ich verehere die Königin.«

»Ha! Endlich gesteht Ihr!«, unterbrach ihn Heinrich frohlo-

ckend.

»Ja, ich gestehe es, Sire, dass ich die Königin verehere und hochachte, wie ein treuer Diener die Gemahlin seines hohen Herrn verehren soll. Aber eine andere Gesinnung hege ich nicht für sie, vielmehr liebe ich eine tugendhafte, sittsame Jungfrau und habe zu ehelichem Bund mich um sie beworben. Die Königin aber ist so rein wie der Strahl jener sinkenden Sonne, und jedem, der das Gegenteil zu behaupten wagt, werfe ich meinen ritterlichen Handschuh auf Tod und Leben ins Gesicht.«

»Wie, Ihr wagt mir zu drohen?«, sagte Heinrich entrüstet.

»Nicht Euch, Majestät, aber dem frechen Verleumder, der Eure Ehre in der Gattin zu beflecken sich erkühnt hat.«

»Spart Eure Entrüstung für einen edleren Gegenstand auf, Mylord«, erwiderte Heinrich spöttisch. »Es geziemt einem Edelmann von Eurer Geburt schlecht, um die Ehre eines schlechten, entarteten Weibes zu eifern, um ein Weib, das sich einer blutschänderischen Verbindung mit ihrem eigenen Bruder schuldig gemacht hat.«

»Von welchem Weib redet Ihr, Majestät? Ich glaubte, Ihr nanntet soeben Eure hohe Gemahlin.«

»Die ein und dieselbe Person ist, Mylord. Rocheforts eheliche Gemahlin hat ihn jener Ruchlosigkeit bezichtigt, ihn dem Urteil des Gesetzes preisgegeben.«

»Fluch treffe die verruchte Schlange!«, rief Norris heftig erregt aus. »Sie soll meinem strafenden Arme nicht entgehen. So wahr ich ein ritterliches Schwert führe, sie soll diese Verleumdung eines Freundes mit ihrem Blut büßen.«

»Sorgt zunächst, dass Euer eigenes Blut nicht durch das rächende Schwert des Richters fließe«, erwiderte Heinrich zornig. »Ich gebe Euch in hoher Gnade die letzte Warnung, Mylord. Nur durch ein redliches Bekenntnis Eurer Schuld dürft Ihr Eure

Freiheit zu retten hoffen.«

»Nie werde ich mit einer Lüge oder einer Verleumdung mein Leben erkaufen!«, erwiderte Norris mit hochherziger Begeisterung.

»Besinnt Euch!«, warnte Heinrich mit unheilrohender Stimme, »ehe es zu spät ist.«

»Nie! Eher lasse ich mir Glied um Glied von diesem Körper reißen, als mich zu einem solchen Bubenstück herzugeben.«

»Wird sich zeigen«, entgegnete Heinrich kühl und ritt schweigend weiter.

Whitehall war erreicht, die Diener stürzten erschrocken über die unerwartete Rückkehr herbei und halfen dem König absteigen. Als Norris sich vom Pferd schwingen wollte, um seine Dienste anzubieten, wies ihn Heinrich finster ab. Dann, sich an den Offizier wendend, gebot er mit strenger Stimme: »Führt Lord Norris sofort in den Tower und verhaftet mit ihm Master Smeaton, den Musikus Ihrer Majestät!«

Als er ins Schloss getreten war, blickten sich die Umstehenden betroffen an. Keiner wagte dem Befehl zu gehorchen, denn Norris war allgemein als des Königs treuester Freund bekannt und ebenso herzlich geliebt.

»Tut, was Euch befohlen ist, Sir Edward«, sagte Norris ernst, aber ruhig zu dem Kommandanten. »Ich folge ohne Widerstand.«

»Aber um aller Heiligen willen«, sagte dieser, »was ist vorgefallen, lieber Norris?«

»Das weiß nur der König selbst«, lautete die Antwort, »und der Teufel im Weiberrock, welcher das Unheil ausgesonnen hat. Ich habe nichts verbrochen, so wahr ich lebe, ebenso wenig mein Freund Rochefort, der mir in den Tower vorangegangen ist.«

»Wie, Rochefort verhaftet? Der Bruder der Königin? Unmöglich, Sir!«

»Leider rede ich eine traurige Wahrheit«, sagte Norris. »Gott weiß, was die Ursache dieser königlichen Laune sein mag. Wenn mich meine Ahnung nicht trügt, sind wir nur die Vorläufer eines edleren und zarteren Opfers. Doch besteigt Euer Pferd, Sir Edward, unterwegs berichte ich Euch das Nähere.«

»Ich muss wohl gehorchen, mein teurer Mylord. Aber sagt, habt Ihr keinen Auftrag, den ich für Euch besorgen lassen könnte, keine Gegenstände oder Papiere, die Euch kompromittieren?«, fügte er leiser hinzu.

»Nein«, war die feste Antwort, »ich wiederhole Euch, dass ich nichts verbochen habe; aber, weil ich nicht weiß, wie sich die Angelegenheit gestalten möge, wollt mir die Freundschaft erweisen, Sir Edward, und eine gewisse junge Dame von meiner Verhaftung benachrichtigen.«

»Den Namen, Mylord?«

»Lady Guilford«, sagte Norris zögernd. »Sagt Ihr, wenn sie mich liebe, möge sie zum König eilen und ihm unsere lange Treue entdecken. Vielleicht rettet sie durch dieses Bekenntnis mehr Leben, als nur das meine.«

»Es soll geschehen, verlasst Euch darauf. Sogleich berufe ich meinen vertrauten Burschen.«

»Jetzt nicht, Sir Edward, Lady Guilford ist in Greenwich. Wartet ihre Rückkehr bis morgen ab, dann sucht sie selbst auf. Sagt ihr, was mir auch zustoßen möge, sie solle an meiner Unschuld nicht zweifeln, denn bei allem, was droben heilig ist, ich habe nur sie geliebt.«

Sir Edward sprang in den Sattel, zwei berittene Landsknechte schlossen sich ihnen an, und fort ging der traurige Zug, der finsternen Behausung des Blutes an der Themse zu.

## 17.

*Die Katastrophe naht  
Anne im Tower  
Anhänglichkeit Mary Gaynsfords und Elisabeth Guilfords  
Cranmer als Beichtiger*

Nach einer schlaflosen Nacht war Anne mit ihren Kammerfräulein wieder nach London zurückgekehrt. Kaum hatte sie ihre Gemächer betreten, als Sir Wyatt sich bei ihr melden ließ. Sein Gesicht war bleich, und seine Augen, sonst so klar und ruhig, heftig aufgeregert. Anne erschrak und sah ihn forschend an.

»Wyatt! Ihr bringt mir trübe Nachrichten«, sagte sie lebhaft. »Ist den Eltern ein Leid geschehen?«

»Ja, liebe Anne«, lautete die düstere Antwort, »obwohl sie es noch nicht wissen.«

»Noch nicht wissen? O, sprecht, lasst mich nicht in solcher Ungewissheit, Wyatt.«

»Die Nachricht hat mich und alle Freunde so unerwartet getroffen ...«, sagte er zögernd.

»Redet um des Himmels willen«, rief Anne aus.

»Es sind gestern Verhaftungen vorgenommen worden, die Ursache weiß niemand.«

»Wo ist Rochefort? Wo ist mein Bruder?«, rief Anne plötzlich, von einer dunklen Ahnung befallen.

»Er ist – erschreckt nicht, meine hohe Freundin – verhaftet worden, ebenso wie Smeaton und Lord Norris. Der König erteilte dazu den Befehl, sobald er London erreichte.«

Ein lauter Schrei des Schreckens unterbrach den Unglücksboten. Als die Königin und Wyatt sich umwandten, erblickten sie die junge Lady Elisabeth Guilford ohnmächtig in den Armen der Hofdamen.

»O, mein Gott, wir hatten die Anwesenheit des armen Mädchens vergessen!«, sagte Anne, eilte auf sie zu und ergriff ihre eiskalten Hände.

»Liebe Elisabeth«, rief sie bittend aus, »vergib mir! Ach, stirb nicht, mein süßes Kind, lade nicht auch deinen Tod auf meine Seele.«

Elisabeth schlug matt die Augen auf. »Er wird sterben«, hauchte sie kaum vernehmbar.

»Nein, nein«, rief Anne aus, »er soll nicht unschuldig leiden. Ich gehe selbst zum König und bitte um Gnade für ihn.«

Aber Elisabeth richtete sich bei diesen Worten erschrocken in den Armen Lady Mastings auf und sagte bebend: »Um Gottes willen, Majestät, bittet nicht für ihn; Ihr nicht. Eure Teilnahme würde nur des Königs Zorn höher reizen. Lasst mich zu ihm gehen.«

»So geschehe es«, sagte Anne wehmütig und mit Tränen in den Augen. »Bitte du für den Geliebten, aber ich werde für den Bruder, den unschuldigen, trefflichen Mann, bitten. Ach, meine Eltern, meine unglücklichen Eltern, welchen Schmerz bereitet Euch diese unselige Krone auf meinem Haupt!«

Hier brach ihre mühsam errungene und bewahrte Fassung zusammen. Sie bedeckte das Antlitz mit ihrem Tuch und

schluchzte laut.

Tief ergriffen sah sie Wyatt an, mit herzlichem Mitleid die Hofdamen, die mit ihrer Herrin weinten, denn die beiden Kavaliere waren allgemein geliebt.

Unter diesen traurigen Umständen kam die Stunde des Mittagmahles herbei. Der Seneschall erschien, um Ihre Majestät mit den Damen in den Saal zu geleiten.

Heinrich hatte seit mehreren Monaten fast immer sich von der gemeinsamen Tafel entfernt gehalten. Nur bei festlichen Gelegenheiten geruhte er daran teilzunehmen. Um jedoch der Gemahlin öffentlich ihre gebührende Achtung zu wahren, musste des Königs Mundschenk regelmäßig im Saal erscheinen, wenn die Damen sich gesetzt hatten und mit lauter Stimme die Worte rufen: »Wohl bekomm' das Mahl im Namen Seiner Majestät!«

Anne erhob sich alsdann einen Augenblick und erwiderte: »Wir danken demütig Seiner Majestät!«

Es erregte daher kein geringes Erstaunen, als man sich dieses Mal vergebens nach dem in Scharlachtuch und Gold gekleideten Ehrenherold umsah. Die übrigen Diener schienen darum zu wissen, denn sie trugen in düsterem Schweigen die unzähligen, etwas massiven Gerichte auf; aber die Mehrzahl davon blieb unberührt. Anne blickte sinnend und träumend vor sich nieder, kein heiterer Scherz würzte wie sonst das luxuriöse Mahl. Sie bemerkte wohl ebenso wenig, dass die Edelfräulein mit ihren herabrollenden Tränen kämpften und ebenfalls ein trübes Schweigen beobachteten.

Es war das letzte Mahl, welches Anne mit ihnen im Königssaal hielt, denn als die obere reiche Tischdecke mit den Fleischspeisen entfernt wurde und man nach damaliger Sitte auf das feine, weiße Damasttafeltuch, welches unter der ersten Decke lag, süßen Wein, Kuchen und Konfekt hingestellt hatte, traten die

Lords Norfolk, Audley, Cromwell und einige andere Mitglieder des Staatsrats ein.

Anne schaute bei dem Geräusch ihrer Tritte auf dem Steinboden von ihrem Teller auf. Einen Augenblick flog ein leichter Schimmer der Freude über ihr Antlitz, als sie huldreich ihnen zurief: »Ihr kommt gewiss von Seiner Majestät, um mich wegen der Gefangenen zu beruhigen, Mylords.«

Norfolk schaute seine Nichte mit einem so finsternen, racheglühenden Auge an, dass diese erblasste und ihr Herz heftig im Busen klopfte.

»Wir kommen allerdings im Namen Seiner Majestät«, lautete dessen kalte und strenge Antwort. »Tretet heran, Sir William Kingston, und vollzieht Eure hohen Befehle.«

Bei dem Anblick des bekannten Mannes, des gefürchteten Gouverneurs des Tower, schnellte Anne hastig aus ihrem Sessel empor.

»Meine Befehle lauten, Euch, Lady Anne, nach dem Tower zu führen, allwo Ihr die weiteren Verfügungen Seiner Majestät abwarten sollt.«

Die Hofdamen brachen in ein lautes Jammern aus und drängten sich um ihre Herrin.

Diese erholte sich jedoch schnell von ihrer Bestürzung.

»Ich gehorche dem Willen meines Gemahls heute, so wie ich immer getan habe«, erwiderte sie im Ton der Ergebung. »Bringt mich dorthin, Sir, wo edle Männer um meinetwillen schmachten.«

»Wollen Eure Hoheit vorher Anordnungen treffen?«, fragte Kingston.

»Wozu?«, erwiderte Anne lächelnd. »Ich weiß, mein Aufenthalt unter Eurem Dach wird nicht allzu lange währen. Ich überlasse alles der hohen Gnade meines Gemahls, der mir nicht zür-

nen wird. Wirf mir meinen Mantel um die Schultern, liebe Mary«, sagte sie ruhig zu ihrer Schleppträgerin. »So, nun, Sir William, bin ich bereit.«

»Ich gehe mit Euch, teure Herrin«, rief Mary Gaynsford.

»Und ich!«, bat Lady Guilford, »wir alle, Majestät.«

Aber Sir William drängte die Mädchen sanft von seiner Gefangenen weg.

»Ich habe keine Befehle, Eure Begleitung zu gestatten«, sagte er sanft. »Wendet Euch darum persönlich an den König.«

»Ich danke Euch, lieben Mädchen, für Eure Treue«, sagte Anne gerührt, bückte sich zu Mary und küsste sie zärtlich. Dann bot sie allen Übrigen die Hände zum Kuss dar und bat sie, für sie zu beten und ihr Töchterchen zu lieben.

Nun umringten sie die Herren, und der traurige Zug setzte seinen ernsten Weg fort durch die weiten, dicht mit jammernenden Dienern gefüllten Säle und Gänge, bis zu dem hinteren Portal an der Themse.

Die Staatsbarke lag bereit. Über dem gestreiften Dach von schwarz und weißem Tuch wehte unheilverkündend die lange schwarze Fahne, woran man von Weitem die Barke der Gerechtigkeit erkannte und ihr ausweichen konnte. Anne betrat sie mit festem Schritt. Das Unglück schien alle Energie ihrer kräftigen Seele wieder erweckt zu haben. Nachdem sie sich unter dem Dach auf eine Ruhebänk niedergelassen hatte, bestieg Lord Norfolk ebenfalls die Barke und trat zu seiner Nichte hin.<sup>28</sup>

Es war gegen die Etikette, dass jemand ohne Erlaubnis die Barke der Königin betrat.

Anne blickte daher den Ankömmling mit erstaunter Miene an und sagte mit königlicher Würde: »Habt Ihr die Erlaubnis des

---

<sup>28</sup> Geschichtlich

Königs zu dieser Anmaßung erhalten, Mylord Norfolk?»

Der Herzog lachte höhnisch auf. »Oho, meine Nichte, das Königsspiel hat ein Ende. Wir sind einander jetzt gleich an Rang, und ich darf Euch als Oheim kecklich einmal die Wahrheit sagen!«

»Wenn Lord Norfolk einmal die Wahrheit spricht«, entgegnete Anne ebenfalls mit einer verächtlichen Ironie, »so ist es ein größeres Wunder als die Gefangennahme einer Königin. Also redet, Mylord, und sagt mir, worin das Verbrechen bestehen soll, um dessen willen ich mich jetzt hier befinde?«

»Ich brauche Euch nicht erst zu sagen, was Ihr selbst und andere Eures Hofes sattsam wissen, Nichte. Doch will ich, da Ihr es verlangt, es Euch wiederholen. Ihr sollt im Tower für Eure ehebrecherischen Liebschaften mit den Herren Norris, Smeaton und Rochefort büßen.«

»Immer noch die elende Fabel und Lüge von Norris und Smeaton«, sagte Anne ruhig und verächtlich. »Nun, Ihr habt mich beruhigt, Oheim, denn der König ist zu gerecht und klug, um Euer falsches Herz nicht zu durchschauen.«

»Ihr dürftet Euch täuschen«, lautete die Antwort. »Vielleicht vergäbe er eine Verbindung mit den beiden Dienern, aber die Schuld einer blutschänderischen Verbindung mit dem eigenen Bruder, deren Ihr angeklagt und überführt worden seid, kann nur Euer Leben tilgen.«

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als Anne sich mit glühenden Wangen und funkelnden Augen von ihrem Platz erhob und mit majestätischer Würde zum Ausgang deutete: »Entfernt Euch sofort aus unserer Gegenwart, Mylord Norfolk, und legt Eurer giftigen Zunge den Zügel an, sonst möchte ich dem König gewisse Geheimnisse aus alten Tagen entdecken, die Euch ein Gefängnis neben der Nichte aufschließen dürften.«

Menschen wie Lord Norfolk sind einer großen, edlen Seele gegenüber stets feige. Er wusste, dass er seine Nichte verleumdet, aus Hass sie dem Elend preisgegeben hatte. Daher wagte er nun keine Silbe zur Gegenrede, sondern verließ gedemütigt das Zelt.

Diese Demütigung vor sich selbst vergaß der schlechte Mann nie. Mit finsterer Miene saß er am Rand des Bootes und schaute in die plätschernden Wellen, als es mit der Schnelligkeit eines Pfeils den Fluss hinunterglitt.

Das Ziel war erreicht. Die Schiffer warfen die Ruder beiseite und die Taue aus, womit sie das leichte Schiffelein näher an die feuchte, schlüpfrige Treppe des Verrätertors<sup>29</sup> zogen. So bezeichnete man nämlich den niedrigen, außen durch ein Fallgitter verrammelten Eingang hart an der Themse. Zu gewöhnlicher Zeit ist die Treppe, welche in den einen Hof führt, vom Wasser unberührt. Sobald jedoch die Schleuse aufgezogen wird, strömt die Themse hinein und bildet einen engen Kanal, vermöge dessen eine kleine Barke bis an die obersten Stufen der Treppe fahren kann. Nur hohe Verbrecher wurden auf diesem Weg in den Tower gebracht oder solche, deren Gefangennahme kein Aufsehen im Volk verursachen sollte.

Sir William Kingston sprang aus dem Boot und bot der Königin die Hand zum Aussteigen. Oben an der Treppe stand eine kleine Schar der königlichen Garnison.

»Müsst Ihr mich in einen Kerker führen, Sir?«, fragte Anne, indem sie langsam über den Hofraum schritt.

»Nein«, war die Antwort, »Eure Hoheit werden dieselben Staatsgemächer beziehen, welche Ihr vor Eurer Krönung innehattet.«

---

<sup>29</sup> Traitor's Gate

Die Erinnerung an jenen festlichen Tag, wo Heinrich seine junge Gemahlin im Rausch der heißesten Liebe umfangen und scherzend auf ihre dunklen Haare die strahlende kleine Krone gedrückt hatte, welche sie am folgenden Tag in der Kathedrale empfing, überwältigte sie so, dass sie in ein heftiges Weinen ausbrach und nicht weiter gehen konnte.

»Die Wohnung ist zu gut für mich«, sagte sie schluchzend, »Jesus Christus, mein Heiland, erbarme dich meiner!« Dann brach sie in ein krampfhaftes Lachen aus, welches die Wächter aufs Sichtlichste erschütterte, während Lord Norfolk sich bestürzt abwandte.

»Hoheit«, sagte Sir William teilnehmend, »nehmt die Sache mit ruhigerem Herzen. Euer Aufenthalt hier soll Euch so leidlich und angenehm gemacht werden, wie es in meiner Macht steht. Er wird nicht lange dauern.«

»Vergebt mir, Sir«, antwortete Anne, indem sie sich mit Anstrengung von dem steinernen Sitz erhob, auf den sie gesunken war. »Bedenkt, ich bin nur ein Weib, und von furchtsamer Natur. Ich folge Euch jetzt.«

»Erlaubt, dass ich Euch führe, Hoheit«, sagte Kingston, da sie noch immer schwankte. »Oben werdet Ihr für Körper und Seele Ruhe finden.«

Sie legte willig ihre schmale schöne Hand auf den Arm des kräftigen Ritters und stieg mit ihm die enge Wendeltreppe zu ihren Gemächern hinauf.

Es schlug fünf Uhr, als sie eintraten. Die Herren verbeugten sich und Cromwell fragte, ob sie ihm keinen Auftrag zu erteilen hätte.

»Mylords«, antwortete die arme Frau, »hier leiste ich nochmals vor Gott und Euch den heiligen Eid, dass ich dessen unschuldig bin, wessen man mich anklagt. Ich flehe Seine Majestät

an, dass er mir die Gnade gewähre, mich in seiner Gegenwart verteidigen zu können.«

»Wir werden Euren Auftrag getreulich erfüllen, Majestät«, antwortete Cromwell. Dann verbeugte er sich achtungsvoll und verließ mit den übrigen Beamten das Gemach. Sir Kingston blieb noch zurück.

»Lieber Herr, sagt mir um Gottes willen, ist es wahr, dass mein teurer Bruder ebenfalls diese Wohnung innehat?«

Sir William nickte bejahend mit dem Haupt, worauf Anne mit dem Zeichen des tiefsten Schmerzes ihre Hände rang.

»Ich Unglückselige reiße alles, was mich liebt, ins Verderben!«

»Eure Unschuld wird gerechtfertigt werden«, sagte Kingston tröstend.

»Nicht wahr, Ihr glaubt der gottlosen Anklage nicht, Sir?«, fragte sie, mit bittendem Blick zu ihm aufsehend. »Nicht, dass ich meine Frauenehre soweit vergessen konnte, um mich eines solchen Verbrechens schuldig zu machen?«

»Hoheit«, antwortete Kingston, »ich bin von Eurer Sittenreinheit überzeugt. Wollte Gott, Eure Richter heilten meinen Glauben. Ihr habt Feinde, welche den Argwohn in der Brust des Königs geweckt haben und alles anwenden werden, um den Bruch zwischen Euch und dem Gemahl vollständig zu machen.«

»Ich weiß es«, war die Antwort. »Aber sie werden ihre Rache nicht so weit treiben, mir das Leben zu nehmen. Man wird mich nicht ungehört verurteilen, noch verdammen, Sir?«

»Gerechtigkeit wird in diesem Land dem ärmsten Untertan gewährt«, sagte Kingston ausweichend.

»Ich hoffe mehr von der Gerechtigkeit des Himmels als von dem Erbarmen eines Gerichts, in dem Lord Norfolk und die Freunde Jane Seymours als Richter sitzen«, erwiderte Anne mit einem bitteren Lachen. »Habt die Gewogenheit, Sir, und bittet

den König, mir einige meiner Andachtsbücher zur Erbauung und das Heilige Sakrament zu übersenden, damit ich, es anbetend, Trost für meine Seele finde.«<sup>30</sup>

»Soll geschehen, Majestät. Einstweilen erlaubt, dass ich mich zurückziehe. Gegen Abend werden Eure Dienerinnen eintreffen.«

Er entfernte sich, und Anne vernahm, wie der Schlüssel von außen im Schloss herumgedreht wurde. Sie war also eine Gefangene, als eine sittenlose Verbrecherin gebrandmarkt.

Eine unaussprechliche Wehmut überkam sie. Die Hände fest ineinandergeschlungen, das schöne Haupt, in dessen dunkeln Flechten noch die wertvollen Steine funkelten, tief auf die wogende Brust gesenkt, saß sie stundenlang in ihrem einsamen Kerker da. Zu bitterer Selbstanklage erhoben sich vor ihr das Bild der verstoßenen edlen Gattin Katharine, ihre eigene Rache an Wolsey, ihr leichtsinniges, in Vergnügen und Gefallsucht verschwendetes Leben, und die warnenden Worte der edlen Mary von England. Durfte sie sich über ihr Schicksal beklagen, traf sie nicht das Wort des Herrn: »Mit welchem Maße Ihr messt, wird Euch gemessen werden?«

Plötzlich durchzuckte sie die Erinnerung an ihr holdes Kind, und nun erst löste sich ihr Gram in heiße, aber wohltätige Tränen auf. Auch hier erkannte sie Gottes Gerechtigkeit und gedachte mit Beschämung des vielen Herzeleids, das sie der Tochter ihrer Rivalin im Übermut zugefügt hatte. Wie sie einst die Tochter vom Sterbebett der Mutter entfernt gehalten hatte, so sollte vielleicht auch sie dieses Trostes entbehren. Aufgelöst in Tränen warf sie sich auf die Knie nieder und flehte mit schwa-

---

<sup>30</sup> Dieses Verlangen Annes beweist, dass sie noch immer nicht entschieden mit dem Katholizismus gebrochen hatte.

cher, erstickter Stimme: »Herr, gehe nicht mit mir ins Gericht, vergelte nicht nach meinen Missetaten!«

Der Tag hatte sich geneigt, sie lag noch in derselben Stellung, als die Tür ihres Gefängnisses aufging und Sir Kingston, von zwei Damen begleitet, hereintrat.

»Hoheit, ich bringe Euch die Dienerinnen!«, sagte er sanft und dicht zu ihr herantretend.

»Mary, meine Mary!«, sagte Anne, das Haupt erhebend und liebevoll ihre Arme nach der Frau ausstreckend.

»Sie ist nicht mit uns gekommen«, sagte eine der Fremden, aus dem Hintergrund tretend, sodass Anne sie erkennen konnte.

»Lady Boleyn<sup>31</sup> und Mistress Cassyns, meine erbittertsten Feinde!«, rief Anne bestürzt aus.

»Warum hat man Euch gesandt? Für Euch muss dieser düstere Aufenthalt eine Strafe sein.«

»Wir mussten den Befehlen des Königs gehorchen!«, war die Antwort. »Ihr habt recht gesagt, Lady Anne, dieser Aufenthalt ist ebenso entehrend, wie peinlich für uns.«

»Ich will mich Eurer Dienste entschlagen!«, sagte Anne heftig. »Begeht Euch in das innere Gemach und lasst mich mit meinem Gram allein.«

»Leider können wir Eurem Befehl nicht Gewähr leisten«, erwiderte Lady Boleyn. »Unser Auftrag lautet, dass wir Euch streng bewachen und auch nachts in Eurem Zimmer schlafen sollen!«

»Sir Kingston«, rief Anne flehend und ergriff seine beiden Hände, »habt mit mir Erbarmen und befreit mich von ihrem verhassten Anblick!«

»Euch wäre die Gegenwart der Liebhaber angenehmer«, ver-

---

<sup>31</sup> Lady Boleyn, eine entfernte Verwandte Annes

setzte Lady Boleyn mit tröstendem Hohn, »aber lasst Euch der Gedanke trösten, dass Ihr mit ihnen unter einem Dach seid.«

»Still!«, herrschte ihr Kingston streng zu. »Kein solches Wort, Mylady, oder ich werde über Euch Klage führen. Lady Anne ist meiner Obhut übergeben und keine Beleidigung soll ihr unter meinem Dach werden.« Dann sich an Anne wendend, fügte er mit Milde hinzu: »Hoheit, beugt Euch in christlicher Demut dieser neuen Prüfung, weil es der Wille Gottes und Eures hohen Gemahls ist. Ich werde selbst nach London gehen und es zu bewirken suchen, dass man Euch Miss Gaynsford und Lady Guilford sendet.«

Ein rührender Blick lohnte dem trefflichen Mann seine Güte, dann wandte sie sich zu ihren beiden Gefährtinnen und sagte sanft: »Verzeiht mir meinen Unmut. Tut, was Eures Amtes ist. Und wie Ihr an mir handelt, so möge Gott einst vergelten!«

Die beiden Frauen ließen sich ein gemeinschaftliches Lager in Annes Gemach einrichten. Wenn die Unglückliche eingeschlummert war, erhoben sich die Spione leise und schlichen sich an ihr Bett, um die unzusammenhängenden Reden, ihre rührende Selbstanklage zu belauschen und später der königlichen Kommission als untrügliche Bekenntnisse ihrer Schuld zu berichten.<sup>32</sup>

Kingston hielt jedoch sein Wort. Er erwirkte die Abberufung dieser verhassten Wesen und dafür die Gegenwart Mary Gaynsfords und Lady Guilfords unter der Bedingung jedoch, dass sie die Königin nur zu bestimmten Stunden sehen und sich mit ihr in Gegenwart des Gouverneurs oder dessen liebenswürdiger Gattin unterhalten durften. Ein Gemach neben Annes wurde ihnen eingeräumt und zu ihrer großen Freude die Tür

---

<sup>32</sup> Geschichtlich

desselben nicht verschlossen, sodass die Freundinnen sich verstohlen zu ihrer geliebten Herrin schleichen konnten.

Einige Tage später kamen noch andere Damen ihres Haushalts im Tower an, welche es sich als eine besondere Gnade ausgebeten hatten, die Gefangenschaft zu teilen. Diese wurden in entfernten Zimmern einquartiert, doch erst nach Annes Verurteilung ihnen der Zutritt zu ihr gestattet.

Anne hatte sich zum Beichtvater Pervett, einen ernsten, gelehrten Theologen erwählt; aber anstatt dessen trat eines Tages der Erzbischof Cranmer bei ihr ein.

Mit einem lauten Schrei der Freude eilte die hohe Gefangene dem alten Freund entgegen, dann blieb sie plötzlich einige Schritte von ihm entfernt stehen und sank mit den Worten »Ich bin unschuldig!« auf die Knie.

Cranmer hob sie mit bebenden Händen auf und führte sie zu einem Sitz.

»So müssen wir uns wiedersehen, meine teure Gönnerin und Freundin?«, sagte er wehmütig, indem er ihre kalte Hand küsste. »O, wer hätte das geahnt, als Ihr vor drei Jahren in dieses Gemach tratet!«

»Wäre ich damals in der Niedrigkeit und der Furcht Gottes geblieben, Herr«, antwortete Anne, »so stände ich heute nicht hier. Aber Gottes Wille geschehe an mir! Willig lege ich die schwere Last der Krone ab und suche nur nach einem Asyl der Freiheit, wo ich in der Verborgenheit sterben darf. Nur einen Wunsch hege ich auf Erden, den mir der Himmel gewähren möge, dass mein reiner Name von dem Flecken befreit werde, der ihn heute bedeckt. Um meines Kindes, meiner Elisabeth willen, erbitte ich dies.«

»Hoheit, Ihr dürft noch nicht alle Hoffnung aufgeben«, sagte Cranmer, von seinen Gefühlen fast überwältigt. »Der König hat

leider schlechten Menschen Gehör geliehen, aber glaubt mir, Ihr werdet gerechtfertigt werden.«

»Wünscht er das?«, fragte Anne zweifelnd und bang.

»Gewiss, er ließ mich ja aus Deutschland zu dem Zweck zurückberufen, Euch beizustehen und Eure Sache zu untersuchen. Auf seinen Befehl bin ich hier.«

»Ich habe um einen Beichtvater gebeten«, sagte sie, »damit ich mein belastetes Gewissen erleichtern und mich mit dem Herrn wieder versöhnen könne. Wollt Ihr, hoher Freund, meine Beichte vernehmen und meinen gebrochenen Mut aufrichten?«

»Von Herzen gern!«, sagte Cranmer.

Auf ein Zeichen von ihm zogen sich die Frauen zurück, und Anne kniete demütig vor dem Diener Gottes nieder.

Es war eine lange, feierliche Unterredung.

Als nach Verlauf einer Stunde die Frauen wieder Eintritt erhielten, lag Anne noch auf den Knien, aber mit verklärtem Antlitz.

Cranmer selbst war heftig erschüttert und bewegt. Er reichte den beiden Mädchen die Hände zum Abschied mit den Worten: »Ich verlasse dieses Trauerhaus um eine Welt von Sorgen leichter und in der Überzeugung, dass Gott die reuevolle Seele in Gnaden aufnehmen wird.«

»Sie ist unschuldig, Herr! O, sprecht es aus!«, flüsterte Mary.

»Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen«, sagte der Prälat ernst, »aber von der Sünde, deren man sie anklagt, spreche ich sie als Gottes Priester frei.«

»Gelobt sei Jesus Christus!«, rief Lady Guilford aus.

»Ihr werdet das auch dem König sagen, hoher Herr?«, fragte Mary Gaynsford. »Ihr werdet für sie bitten?«

»Mary brauchte diese Frage nicht an mich zu richten!«, ant-

wortete Cranmer. »Selbst wenn ich sie schuldig erfunden, würde ich das Äußerste gewagt haben, wie viel mehr nicht jetzt. Gott beschirme ihr geliebtes Haupt und Euch. Elisabeth, auch deiner werde ich beim König gedenken, Kind, denn ich habe Rochefort und Norris in ihren Kerkern besucht.«

»Und nicht wahr, ehrwürdiger Vater, Norris, mein Norris ist rein, unschuldig und mir treu?«, fragte das Mädchen mit Tränen in den schönen Augen. »O, ich habe nie an ihm gezweifelt, ich kenne ihn ja – seit Jahren haben wir uns treu geliebt.«

»Ich weiß es, mein liebes Kind, und ich kann Euch die Beruhigung geben, dass er Eurer Liebe würdig war und Euer Bild durch keine unkeusche Leidenschaft entweihte. Betet und hofft alles von Gottes Liebe und Gerechtigkeit. Möget Ihr Euch bald in einer freudigeren Umgebung wiedersehen.«

»Gott wolle es!«, sagte Mary. »Habt Ihr Nachrichten von Never, Sir? Wie ertragen die edlen Eltern diese Schmach?«

»Wie ich höre, sind sie tief gebeugt. Ah! Das erinnert mich, dass ich vergessen habe, Lady Anne auf den Besuch ihrer ältesten Freundin, Mary Wyatt, vorzubereiten. Sie hat es beim König ausgewirkt. Doch stört Lady Anne nicht in ihrer Andacht, meine Lieben, wartet Marys Ankunft ab.«

## 18.

### *Cranmer und Cromwell als Annes Verteidiger Die Ränke Gardiners und Lord Norfolks*

Heinrich erwartete mit Ungeduld die Rückkehr Cranmers vom Tower. Er hoffte alles durch seinen Einfluss über Anne zu erlangen. Dies *alles* aber bestand in dem genügenden Bekenntnis

ihrer Schuld. Es genügte ihm nun nicht mehr, eine Scheidung herbeizuführen, wie bei Katharina – nichts Geringeres als ihr Tod konnte ihm die ersehnte Freiheit geben, ihm Jane Seymours Besitz sichern.

Cranmer wurde daher mit lebhafter Freude von seinem König empfangen. Er war nicht allein. Cromwell und Gardiner befanden sich im königlichen Kabinett.

Cromwells Antlitz war umwölkt, seine Stirn und Miene sorgenvoll, fast ängstlich. Gardiners Antlitz strahlte seine innere Zufriedenheit aus.

Cranmer erriet auf den ersten Blick, dass Annes Angelegenheit eine traurige Wendung genommen habe. Er las es in den Mienen des Feindes und des Freundes der Unglücklichen.

»Willkommen, Ehrwürden«, rief Heinrich dem Bischof zu. »Was bringt Ihr uns für Nachricht. Hat sie ihre Schuld endlich eingestanden?«

»Nein, Majestät«, entgegnete Cranmer entschieden, »vielmehr habe ich ihre Unschuld klar und deutlich erkannt und ihr deshalb Kraft meines Amtes die Absolution der heiligen Kirche gewährt. Ein Unfall hat mich abgehalten, mich früher Euch vorzustellen, königlicher Herr. Mein Pferd scheute in der engen Straße und drückte mich gegen eine Mauer, sodass ich den Fuß verstauchte.«

»Wann verließet ihr den Tower?«, fragte Heinrich.

»Vor drei Tagen, Majestät. Es war mir schmerzlich, Eurem Herzen den süßen Trost solange vorenthalten zu müssen, dass Eure Gemahlin unschuldig und rein, Eurer zärtlichsten Liebe würdig sei.«

Gardiner schoss auf den Prälaten einen Blick des tiefsten Hasses und des Ingrimms, Cromwell aber lächelte dem Erzbischof wehmütig zu.

Heinrich war durch Cranmers Rede sichtlich in die peinlichste Verlegenheit geraten. Er getraute sich doch nicht, die Larve abzuwerfen und seinen wahren Wunsch kund zu tun. Es lag ihm daran, von der Welt bemitleidet, bedauert zu werden als der betrogene, gekränkte Ehemann – nicht vor ihr als der sittenlose Despot dazustehen.

»Ihr habt recht, Ehrwürden«, sprach er daher mit scheinbar betrübter Miene. »Es wäre mir ein hoher Trost, dürfte ich mich unbedingt Euren Worten hingeben. Anne war mir, wie Ihr wisst, lieb und über alles teuer, sodass ich sie zu meiner Gemahlin erhob. Das Gefühl ihrer Unwürdigkeit hat mich tief gebeugt und gekränkt, aber meine Ehre verlangt eine Genugtuung oder eine klare Rechtfertigung. Die Beweise, welche vorliegen, zeugen allzu deutlich von ihrer entsetzlichen Schuld.«

»Ich denke kaum, dass die Zeugen, welche sich gegen die Reinheit Eurer Gemahlin aufgestellt haben, es mit dem gewichtigen Zeugnis der Beichte aufnehmen, Majestät. Anne ist *unschuldig*, so wahr ich dereinst selbst selig zu werden hoffe.«

»Ihr seid ein warmer Advokat!«, sagte Gardiner spöttisch.

»Ich spreche als ein rechter Diener des allwissenden Gottes«, antwortete Cranmer fest. »Möchte die heimliche Bosheit und Tücke in den Staub getreten werden, die das erste lästernde Wort erhob, und den finstern Argwohn in des edlen Königs Seele streute.«

»Die Zeugen haben widersprechende Aussagen getan«, sagte Cromwell nun, durch Cranmers Kühnheit aufgemuntert. »Mein hoher Monarch und Herr«, redete er demütig Heinrich an, »verzeiht mir, wenn ich Euch gestehe, dass mir Zweifel gegen die Wahrheit derselben aufgestoßen sind. Bedenkt, Majestät, welcher furchtbare Tadel uns vonseiten der Gläubigen und vonseiten Roms treffen würde, wenn wir die hohe Frau ungerecht ver-

urteilten. Die langen Verhöre, welche wir mit den Gefangenen angestellt, haben keine Schuld erwiesen.«

»Jedenfalls war diese Ehe von Anbeginn eine ungültige und unselige«, fiel ihm Gardiner hitzig ins Wort, »Lady Anne mit Lord Percy feierlich verlobt und seine anerkannte Braut. Nach den Gesetzen der Kirche ist dieses Verhältnis ebenso bindend wie eine Ehe, kann also weder ohne Dispens vom Heiligen Vater nicht gelöst werden noch eine andere Ehe gestatten.«

»Das ist eine unbestrittene Wahrheit«, rief Heinrich, sich vergessend, aus.

»Der hochwürdige Herr Erzbischof von Canterbury, der diese Ehe einsegnete, kann sie auch wieder lösen und annullieren«, sagte Gardiner.

Cranmer heftete einen ernsten, festen Blick auf den Sprecher, aber antwortete nicht. Da trat ein Kammerherr ein und meldete, dass der Herzog von Norfolk dringend bitte, vorgelassen zu werden.

»Ah! Er kommt vom Tower«, sagte Gardiner gespannt, »das dritte Verhör sollte stattfinden.«

»Man führe den Herzog sogleich zu uns«, gebot Heinrich.

Cromwell wechselte mit dem Erzbischof einen flüchtigen, aber bedeutsamen Blick. Er verriet Sorge und Angst.

Lord Norfolk betrat das Kabinett mit hastigem Schritt, näherte sich dem königlichen Stuhl und warf sich vor demselben mit den Worten nieder: »Herr, ich bringe wichtige Nachrichten, wir haben das vollkommenste Zeugnis von Lady Annes ehebrecherischer Schuld erlangt.«

Eine diabolische Freude belebte das Angesicht des Königs sowie das seines Sekretärs, während Cromwell tief seufzte und Cranmer entrüstet ausrief: »Ihr lügt, Mylord! Die Gefangenen haben die Qualen der Tortur bestanden und werden mit ihrem

letzten Lebenshauch ihre und Lady Annes Unschuld bezeugen.«

»Das wird ihnen nichts helfen«, sagte Norfolk höhnisch, indem er sich erhob. »Smeaton hat alles eingestanden. Hier das Protokoll, unterzeichnet von den drei Ältesten des peinlichen Gerichts.«

»Was hat er gestanden?«, fragte Heinrich mit der Begierde eines Raubtiers, das sich auf seine Beute stürzen will.

»Dass Lady Anne ihn heimlich bei Nacht in ihrem Zimmer empfangen und allda ihre schnöde Lust mit ihm getrieben habe, ebenso die Lords Rochefort und Norris. Er, Smeaton, habe sich gegen seine Rivalen aufgelehnt und Anne Vorwürfe gemacht. Sie habe ihn jedoch weidlich ausgelacht und versichert, sie liebe alle drei in gleichem Maße.«<sup>33</sup>

»Nun, so wahr ich lebe!«, rief Heinrich aus, »was bedarf es da weiterer Zeugnisse, Mylords?«

»Und ich wiederhole es«, sagte Cranmer feierlich, »dass es eine schnöde Unwahrheit ist, entweder dem Mann abgekauft oder ihm abgezwungen durch die Folter.«

»Smeaton ist bekannt als ein weichlicher, schwacher Mensch«, sagte Cromwell. »Das Letztere ist mehr als wahrscheinlich, Majestät, zudem mir bekannt ist, dass die Herren des geheimen Gerichts den Gefangenen Gnade unter der Bedingung anboten, dass sie ihre Herrin verrieten.«

»Ich wusste es«, sagte Cranmer. »O, Majestät, bei dem Andenken an unseren gekreuzigten Heiland beschwöre ich Euch, habt Erbarmen, wenn Ihr selbst bei Eurem Tod Gnade erlangen wollt.«

Nun, bei allen Heiligen, Bischof«, rief Norfolk aus. »Ihr wer-

---

<sup>33</sup> Geschichtlich

det doch nicht verlangen, dass der König diese Ehebrecherin wieder als seine Gemahlin anerkennen soll?«

»Der Herr Erzbischof hat nicht vergessen, dass er der Lady Anne Boleyn den Talar verdankt«, sagte Gardiner.

»Und dass Ihr hier vor dem König steht und nicht im Kerker statt ihrer schmachtet, Herr Sekretär. Das verdankt Ihr der Gnade Lady Annes. Wir beide tragen heute unsere Schuld der Dankbarkeit ab, ich als ein treuer Untertan des Königs, indem ich seine Ehre in der Person seiner Gattin verteidige, Ihr, indem Ihr als feiger Mietling des römischen Antichristen, beide in den Stand zu werfen trachtet. Aber Ihr könnt die Menschen nicht täuschen, Herr, noch weniger Gottes allsehendes Auge, das nun auf uns herniederblickt und die Bosheit Eures fanatischen Herzens kennt. Nicht die Königin wollet Ihr stürzen – die Ketzerin, die Euch ein Dorn im Auge ist. Aber so wahr es einen Gott gibt, er wird selbst das Racheschwert in die Hände nehmen und Euch Sklaven des Papstes eine Kette der Wahrheit anlegen, welche Ihr nicht abschütteln könnt. Mögen auch meine schwachen Bitten an Euren Tücken scheitern und Lady Anne untergehen. Ihr Name wird in der Geschichte fortleben, solange es einen Protestanten auf Erden gibt. Und ihr Werk wird Eure Macht zersplittern, wie der Sturm die Blume. Was sie nicht vollenden konnte, wird einst ihr Kind tun, aus dessen klaren Blicken der verwandte Geist ihres Vaters leuchtet. Zittern mögen dann die Sünder, winselnd um Gnade betteln und die Hand verfluchen, welche dieses Papier mit dem Lasterzeugnis beschrieb, dessen Inhalt mit Blut erzwungen wurde!«

Cranmer schwieg, sein Anblick war in diesem Augenblick furchtbar durch den hohen Ernst, die feurige Beredsamkeit, den verklärten prophetischen Blick, mit dem er gleichsam hier die Zukunft enthüllte. Alle seine Zuhörer unterlagen dem mächtigen

gen Einfluss seiner Erscheinung und seiner Worte. Gardiner und Norfolk waren leichenblass geworden, während Heinrich und Cromwell ihn mit leuchtenden Augen ansahen.

Eine atemlose Stille herrschte im Gemach. Erst nach einer langen Pause nahm Cranmer wieder das Wort, jedoch nun sanft und mit der Miene eines Leidenden.

»Nun erlaubt mir, Majestät, dass ich mich zurückziehe. Meine eifernde Seele taugt nicht zu den blutigen Verhandlungen, welche nun folgen werden. Möge Gott Euer Herz lenken, dass Ihr das Richtige erwählt und nicht Euren Fein den Grund zum Hohn und Spott gebt. Ich will in tiefer Einsamkeit für Euch und für die Unglücklichen beten, und vor dem Allmächtigen meine Hände in Unschuld waschen. Vergebt und befreit die Angeklagten und gönnt Eurer Gemahlin in einem stillen Kloster ein ehrenvolles Grab.«

»Cranmer«, sagte Heinrich ergriffen und in huldreichem, diesmal ehrlichem Ton, »ich will Eure Achtung nicht verscherzen. Von allen Männern in meinem Königreich besitzt keiner so wie Ihr mein Vertrauen und meine Liebe. Es schmerzt mich, dass Ihr glaubt, ich wolle und könne Anne ungerecht verstoßen oder verurteilen.«

Der Bischof trat auf den König zu, beugte ein Knie vor demselben und sprach mit demütiger Stimme: »Mein teurer Herr und König. Ich erkenne Eure Huld und Güte. Ich richte nicht, denn wir Priester sollen das Amt eines Vermittlers ausüben und Worte der Versöhnung reden. Ihr wisst, wie viel Grund ich zur Dankbarkeit gegen Lady Anne habe. Verzeiht mir daher meine warme Fürbitte. Wenn Ihr ernstlich meines demütigen Rates bedürft, so findet Ihr stets in mir den treuen Untertanen. Entlasst mich jetzt, Majestät.«

»Geht nun, weil Ihr es also wünscht, Hochwürden«, sagte

Heinrich, ihm die Hand zum Kuss reichend, »aber mir ahnt, wir werden Eurer in dieser Angelegenheit noch bedürfen.«

Cranmer erhob sich, grüßte freundlich, aber formell die Herren und verließ das Gemach.

Heinrich aber ging einige Male unruhig im Gemach auf und ab, wie in Gedanken versunken. Dann wandte er sich mit der Frage an seine Minister: »Was tun wir nun, Mylords? Dieses Bekenntnis Smeatons fordert eine ernste Entscheidung. Und doch, wenn der Bischof wahr spräche und Lady Anne wirklich unschuldig wäre!«

»Ich würde, als der kürzeste Weg, zu einem Entschluss zu gelangen, ein Ehrengericht versammeln«, sagte Lord Norfolk, »wie einst in der Sache Katharinas, und diesem das Urteil überlassen. Schuldig oder unschuldig, dann trifft den König kein Vorwurf der Ungerechtigkeit infolge der Leidenschaft.«

»Ein guter Rat!«, rief Heinrich aus. »Was sagt Ihr dazu, Cromwell? Und Ihr, Gardiner?«

»Ich habe nichts dagegen einzuwenden«, antwortete Cromwell gedankenvoll, »doch erfordert es Überlegung in der Wahl der Richter.«

»Diese steht natürlich dem König allein zu«, ergriff Gardiner mit einem vielsagenden Blick auf denselben hastig das Wort.

»Es müssen alle anerkannt ehrenhafte Männer sein«, sagte Cromwell streng, denn er hatte Gardiners Blick richtig gedeutet. »Vor allen Dingen dürfen keine leiblichen Verwandten der Angeklagten dem Gericht beiwohnen.«

Norfolk runzelte die Stirn.

»Im Gegenteil«, erwiderte Gardiner, »Lord Norfolk und andere Verwandte müssen notwendig zugelassen werden, um jeden Anschein des persönlichen Hasses in den Augen der Nation zu vermeiden. Man wird nicht von der Parteilichkeit der Krone zu

reden wagen, wenn Männer wie Lord Norfolk sich zu Richtern der Angeklagten aufwerfen.«

»Ich teile vollkommen Eure Meinung, Gardiner«, sagte Heinrich. »Wir wollen mit der strengsten Gerechtigkeit bei diesem schweren Schritt handeln, wozu uns nur die Ehre treibt. Dazu gehört, dass wir der Angeklagten den vollen Wert der Fürsprache ihrer Freunde gewähren. Die Sache ist also abgemacht, Mylords. Ihr, Lord Norfolk, tragt Sorge für die Wahl der tauglichsten Mitglieder dieses Gerichts und dass dieselben sich in Bälde versammeln.«

»Lady Anne wird sich in Person verteidigen dürfen, Majestät?«, fragte Cromwell.

»Nein«, sagte Heinrich betroffen und keineswegs von dem Vorschlag entzückt, da er den Einfluss von Annes Schönheit und Geist fürchtete. »Das ist kaum notwendig. Man kann ihr einen Anwalt geben, den wir ernennen.«

»Das Recht in England bestimmt, Majestät, dass jeder Verbrecher sich verteidigen darf. Wir dürfen mit Lady Anne keine Ausnahme machen.«

»Dann geschehe es«, sagte Heinrich ärgerlich.

Damit war der Ministerrat geschlossen und das Schicksal der Unglücklichen schon im Voraus bestimmt. Denn es stand zu erwarten, dass in dem Ehrengericht die Feinde Annes die Mehrzahl bilden würden.

Lord Norfolk vollzog aufs Schnellste den ihm erteilten Befehl. Die Wahl der Mitglieder rechtfertigte Heinrichs teuflische Wünsche und Norfolks schlechtes Herz. Von den dreiundfünfzig Pairs von England, deren Pflicht es gewesen wäre, die hohe Schuldige zu richten, wurden nur sechsundzwanzig vom König als *untersuchungsfähig* erklärt. Den Vorsitz führten der übermütige Norfolk, der Herzog von Northumberland, der Herzog von

Richmond, Heinrichs unehelicher Sohn, und der Herzog von Suffolk. Die beiden Letzteren waren allgemein als Annes Feinde und als treue Anhänger der Prinzessin Mary von England bekannt.

## 19.

### *Liebesleid im Tower Abschied Annes von ihren Freundinnen*

Es war am Vorabend jenes feierlichen Prozesses. Die Königin hatte mit Ergebung die Nachricht hiervon vernommen und sich dazu durch Gebet und Sammlung vorbereitet. Sie saß nun, im Schatten des sinkenden Tages, an dem hohen, aber engen Fenster ihres Gemaches und den Kopf dicht an ihre Schulter gelehnt, die uns bekannte erste Freundin Annes, Mary Wyatt. Der König hatte, wie wir wissen, durch Cranmer sich bewegen lassen, bei dieser eine Ausnahme zu machen und ihr den Eintritt ins Gefängnis zu gestatten.

Anne vernahm mit Freuden, dass Henry Wyatt der Verfolgung und merkwürdigerweise selbst der Verdächtigung entgangen sei, aber ein unaussprechlicher Jammer erfasste ihre Seele, als sie die falsche Aussage Smeatons vernahm.

»Gott verzeihe ihm die schmachliche Lüge«, sagte sie, »oder vielmehr seine strafbare Schwachheit, denn nur die Qualen der Folter haben jene von ihm erpresst!«

»Umso edler strahlt die Standhaftigkeit Rocheforts und Lord Norris'«, sagte Mary. »Sie haben ja erklärt, dass Ihr unschuldig

seid wie sie selbst, und wenn sie sterben müssten, würden sie mit ihrem letzten Lebenshauch dies bestätigen.«

»Gott lohne Euch Eure Treue«, sagte Anne. »Meine arme, arme Elisabeth! O, fluche mir nicht, dass ich dir den Geliebten raube.«

Elisabeth kniete neben der Gebieterin nieder. »Ihr seid nicht schuldig an der Bosheit und Tücke der Menschen«, sagte sie sanft. »Man weiß ja, Hoheit, dass Ihr einer Rivalin weichen sollt.«

»Ja, man weiß es«, antwortete Anne traurig. »Ich darf mich nicht beklagen, aber ich hatte einen besseren Lohn für meine Liebe erwartet. Hier, meine teure Mary«, fügte sie hinzu, indem sie einen Brief aus ihrem Gebetbuch nahm, »habe ich dem König selbst geschrieben, ihm meine Unschuld beteuert und ihm versprochen, in eine Scheidung zu willigen, wenn er Rochefort und Norris begnadige und freispreche.<sup>34</sup>

Ich habe nicht gewagt, ihn jemandem zur Besorgung zu übergeben. Ich wusste ja, meine Feinde würden ihn vernichten. Aber dir will ich ihn anvertrauen. Sorge dafür, dass ihn der König selbst empfängt.«

»Verlasst Euch auf mich, edle Freundin«, antwortete Mary Wyatt und schob den Brief in ihr Mieder. »Habt Ihr keinen Auftrag an Eure Eltern?«

»Nur die Bitte, dass sie mir nicht fluchen, mir, der reuigen, jammernden Sünderin, um den Tod des Sohnes«, lautete die Antwort, »denn wenn für uns der morgige Tag nicht günstig endet, haben wir alle keine Gnade von den Menschen zu erwarten.«

»Sir William hat es übernommen, Eurem edlen Bruder das

---

<sup>34</sup> Faktisch

Schreiben Eurer Eltern zu übergeben«, sagte Mary Wyatt. »Mir selbst hat er die erbetene Zusammenkunft mit ihm verweigern müssen. Und dennoch, dennoch hatte ich ihn noch einmal sehen, nur ein Abschiedswort von ihm vernehmen mögen.«

Sie schwieg und brach in ein krampfhaftes Weinen aus. Anne umschlang sie und küsste die jungfräuliche Stirn.

»Vergib mir, du reiner Engel. Auch Euer schönes Liebesband zerstörte meine Ehrsucht. Zwei edle Herzen hat diese Krone gebrochen! O, wollte Gott, ich hätte Never nie verlassen, und du wärest die geliebte Frau meines Bruders geworden!«

»Es war natürlich«, stammelte Mary unter Schluchzen. »Ich bin nur ein armes Landfräulein, keine Partie für den Bruder einer Königin.«

»Aber du hättest ihn beglückt und ihn nicht mit Schande bedeckt, wie sein teuflisches Weib«, sagte Anne.

»Nein, ich habe ihn geliebt, geliebt wie mein Leben, Anne«, entgegnete das Mädchen, »nie hätte ich einem anderen Mann angehören können. Ich liebe ihn noch – noch! O mein Gott, vergib mir, wenn ich eine Sünde begehe, aber mein Leben ließe ich noch heute für ihn!«

»Und er ist deinem Bild, einem Andenken auch in den ihm aufgedrungenen Banden treu geblieben«, sagte Anne wehmütig. »Ich darf es behaupten, denn ich war die Vertraute seines Herzens, seiner Sehnsucht. Nicht mir galten die schönen Lieder, die er schrieb, sondern seiner Mary.«

»Wird er wieder frei«, warf Elisabeth Guilford tröstend ein, »wer weiß, was du noch zu hoffen hast, Liebe. Es würde ihm nicht schwerfallen, eine unglückliche Ehe, welche nur dem Namen nach bestanden hat, aufzulösen. Auf dem Kontinent könntet Ihr Euch vereinen.«

Aber Mary schüttelte das Lockenhaupt. »Er wird nie wieder

frei«, sagte sie hoffnungslos und mit dumpfer Stimme. »Es waltet ein böser Stern, ein finsterner Geist über dem Haus der Boleyn, der letzte Erbe wird früh von der Erde verschwinden! Nur die Hoffnung auf den Himmel bleibt uns«, fügte sie mit begeistertem Blick hinzu und nach dem Fenster deutend, wo ein glänzender Stern am Abendfirmament sichtbar wurde. »Es gibt ein Land ohne Schmerz und Kummer, hoch über diese Welt erhaben, wo die Schranken zwischen den getrennten Seelen fallen und der Segen des allliebenden Gottes sie auf ewig vereint.«

»Mary!«, rief Anne, hingerissen von der Feierlichkeit der jungfräulichen Erscheinung. »Was wird mein Schicksal sein? Darf ich hoffen, Euch droben beigesellt zu werden?«

»Der Herr sprach zu dem Schacher am Kreuz«, erwiderte Mary Wyatt. »Heute sollst du mit mir im Paradies sein. Auch dir, Geliebte, gilt diese Verheißung. Deine Reue tilgt deine Schuld und deine Seele wird im Blut des Lammes reingewaschen, wie der frisch gefallene Schnee droben strahlen. Lege willig die irdische Krone ab und blicke nach der ewigen, die dich erwartet. Du stirbst als Märtyrin für Christi Sache und für sein Wort.«

»Ach, wenn ich hoffen dürfte, dass das kleine Saatkorn der ausgestreuten Wahrheit Früchte tragen werde!«, sagte Anne. »Gott ist mein Zeuge, nicht aus blindem Hass und Eifer gegen meine Feinde, allein aus reiner Liebe für das hehre Wort des Evangeliums versuchte ich das Papsttum zu bekämpfen. Wäre ich in Deutschland geblieben oder nur in Frankreich, ohne Scheu und Menschenfurcht hätte ich mich unter die Fahne der mutigen Reformatoren gereiht.«

»Sei unbesorgt«, sagte Mary, »wenn auch heute noch die Macht der Finsternis scheinbar siegt und über deinem Grab jubelt. Aus deiner Asche wird ein Zweiglein sprießen, das zum

tüchtigen Baum erwachsen, und diese schöne Insel beschatten wird. Soweit die reine Lehre des Protestantismus gepredigt wird, wird auch dein Name teilnahmsvoll und segnend genannt werden.«

Die Rednerin wurde hier durch den Eintritt Kingstons unterbrochen. Er näherte sich Mary Wyatt. Nachdem er sich überzeugt hatte, dass kein Horcher ihn belauschen konnte, schob er ihr hastig ein kleines Stückchen zerknitterten Papiere in die Hand.

»Nehmt, aber um Gottes willen verbergt es«, flüsterte er ängstlich. »Meine letzten Tage verlebte ich selbst im Kerker, erführen es Eure Gegner. Es ist die Antwort auf Euer Schreiben an Lord Rochefort.«

»Was enthält es?«, fragte, Anne hastig.

»Einige Zeilen des Segens, des Abschiedes an seine Eltern«, sagte Sir William, »und einen Ring für Euch, Mary, seine erste und letzte Liebe auf Erden.«

»Ihr wisst, Sir«, stammelte Mary rosig glühend.

»Wir Gefängniswärter sind oft die Beichtvater unserer Pfleglinge«, erwiderte Sir William traurig lächelnd.

»Ja, wo man so christlich seine Pflicht erfüllt, wir Ihr!«, sagte Anne, ergriff seine Hand und küsste sie mit Inbrunst.

»Hoheit«, sagte der Ritter verlegen, »Ihr seid zu gütig. Ich kann leider wenig tun, ich muss auf meinen Eid hin die mir gegebenen Befehle erfüllen, aber mein schönster Lohn ist das Vertrauen und der Dank der Unglücklichen.«

»Und ein Pass für Euch ins Paradies«, sagte Mary Gaynsford.

»Gott gebe es«, sagte Kingston. »Nun aber müsst Ihr Euch von der Königin trennen«, fügte er gegen Mary Wyatt gewendet hinzu, »Eure Zeit ist abgelaufen und die Königin bedarf der Ruhe für morgen. Es wird ein schwerer Tag sein.«

»Leb wohl denn, meine geliebte Anne«, sagte das Mädchen, zärtlich diese umarmend, »auf ein baldiges Wiedersehen!«

»Wenn nicht mehr hienieden, doch droben«, lautete die feierliche Antwort, worauf sie schieden.

Im Hinausgehen streifte der Gouverneur hart an Lady Guilford, welche abseitsgestanden hatte und mit gespannten, flehenden Blicken ihn beobachtete.

»Morgen, Punkt elf Uhr«, sagte er leise. Dann schritt er an ihr vorbei, ohne die rührende Bewegung zu beachten, welche diese Worte in dem Antlitz des jungen Mädchens hervorbrachten.

»Ich werde ihn sehen, noch einmal sehen!«, jauchzte es laut in ihrer Seele. »Norris, mein Geliebter, du wirst nicht von mir ohne einen letzten Kuss scheiden. Dann leb wohl, falsche, kalte Welt, hinfort gehört mein Leben, meine Seele nur dem Himmel an!«

## 20.

### *Das Gericht*

In dem großen Saal des Towers ging es schon früh am Morgen lebhaft zu. Diener rannten hin und her, um Tische und Sessel in gehöriger Ordnung aufzustellen; aber von dem lauten Geräusch der vielen Schritte stach das fast düstere Schweigen unheimlich ab.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, denn es war ein unerhörtes Trauerspiel, das hier mit den königlichen Opfern einer königlichen Bosheit aufgeführt werden sollte. Gegen zehn Uhr erschienen die ernst blickenden Edelleute, welche jene Plätze einnehmen und über Tod und Leben ein Urteil fallen sollten. In dieser zahlreichen Versammlung gab es jedoch nur zwei, deren Seelen

die furchtbare Bedeutung dieses Tages in ihrer ganzen Tiefe empfanden und in deren bleichen, kummervollen Zügen ein aufrichtiger Gram zu lesen stand. Es waren auch die einzigen Freunde, welche sich eingefunden hatten, der edle Lord Henry Percy, Annes ehemaliger Verlobter, und Sir Henry Wyatt, ihr Jugendfreund.

Percy erschien auf besonderen Befehl des Königs. Mit der raffiniertesten Bosheit hatte er dessen Namen eigenhändig auf die Liste der zu berufenden Richter gesetzt. Was seine Absicht hierbei war, wusste niemand klar zu deuten. Geschah es, um sich den Schein der Unparteilichkeit zu geben oder weil er im Stillen Percys edles Gemüt nach seinem eigenen beurteilte und eine niedrige Rachgier bei dem unglücklich Liebenden vermutete. Aber Heinrich musste sich jedenfalls in seinen Erwartungen getäuscht sehen, denn kaum waren die Angeklagten in den Saal geführt worden, als Percy noch bleicher als beim Eintritt wurde und hastig nach Wyatts Hand griff.

»Mir ist unwohl«, stammelte er, »führt mich hinweg.« Dann brach er ohnmächtig auf seinem Sessel zusammen.<sup>35</sup>

Der Unfall unterbrach das angefangene Verhör, alle Blicke wandten sich zu dem ohnmächtigen Lord.

Man trug ihn hinaus in ein luftiges Nebenzimmer und legte ihn auf eine Bank. Henry Wyatt hielt den bleichen Freund an seine Brust, während andere ihm Schläfe und Lippen mit frischem Wasser benetzten. Nach einiger Zeit kehrte seine Besinnung zurück. Er warf einen ängstlichen, fast verwirrten Blick auf seine Umgebung und fragte leise: »Ist es vorbei? Sind sie verurteilt?«

»Nein«, entgegnete Wyatt, »die Gefangenen befinden sich

---

<sup>35</sup> Geschichtlich

noch im Saal. Hört, Rochefort spricht, der Edle, mit welchem Feuer und welcher Energie! Und mit der Macht der Unschuld!«

»Ja, sie sind unschuldig«, sagte Percy leise, »alle, alle! Aber ich kehre nicht wieder in den Saal, Wyatt, es würde mein Tod sein.«

»Mylord«, sagte der treue Diener Percys, »es wäre am besten, Ihr kehrt wieder heim.

Erlaubt, dass ich die Rosse saddle.«

»Ja«, sagte Percy, indem er sich mit Anstrengung erhob, »fort aus diesen Mauern, aber noch nicht heim, Alter. Wir wollen nach London, es ist näher.«

»Ich begleite Euch«, sagte Wyatt, »mein Hiersein ist freiwillig, mich bindet, gelobt sei Gott, keine Richterpflcht.«

»Oder vielmehr Henkerpflcht«, flüsterte Percy und zog ihn von den Dienern abseits. »Ich bitte Euch, bleibt, Wyatt, und bringt mir sogleich Nachricht, wenn das Urteil gefällt ist. Bleibt auch ihr zuliebe; der Unglücklichen wird Euer Anblick nur heimliche Freude sein.«

»Freude?«, wiederholte Henry traurig, »sie hat seit Monaten keine gekannt, Percy. Aber ich werde bleiben und sogleich zu Euch eilen, sollte es auch Mitternacht darüber werden.«

»Es wird nicht so lange währen«, sagte Percy bitter, »die Teufel haben bereits im Geist das Urteil gesprochen und Heinrich dasselbe unterschrieben. O, Henry! Wenn ich eine Waffe besäße, die des Königs falsches Herz tausendfach durchbohren könnte, ich würde sie jetzt aus der Scheide ziehen. Kommt, lasst uns in den Hof treten. Mir wird wohler, wenn ich die freie Luft atme und diese blutigen Mauern weit hinter mir weiß.«

Unten harrte bereits der Diener mit dem Pferd. Percy drückte nochmals Wyatts Hand und ritt langsam, mit gesenktem Haupt davon. Wyatt aber kehrte in den Saal zurück, als eben Rochefort seine kühne Verteidigungsrede schloss.

Dieselbe hatte sichtbar einen günstigen Eindruck auf seine Zuhörer geübt. Denn ihre Mienen verrieten Überraschung und Verlegenheit. Es war außer Zweifel, seine Freisprechung lag nahe. Da rief Lord Northumberland auf Anstiften Suffolks: »Lasst den Hauptzeugen des Angeklagten vortreten.«

Aller Augen wandten sich nach den Reihen der eingedrungenen Zuhörer, und ein lauter Ausruf des Abscheus, der Entrüstung, entrang sich den Lippen, als Lady Rochefort mit kecker Stirn vor die Richter trat.

»Ich«, begann sie mit lauter Stimme, »ich, die Gattin des Vicomte von Rochefort, wiederhole hier meine frühere Aussage und klage denselben einer schamlosen blutschänderischen Verbindung mit seiner Schwester an.«

»Bedenkt Eure Worte«, mahnte sie Northumberland, durch ihre Erscheinung selbst aus der Fassung gebracht. »Euer Zeugnis spricht Leben oder Tod aus.«

»Ich weiß es!«, lautete die Antwort. »Aber ich habe Beweise von ihrer Schuld, Mylord.«

»Welche?«, fragte der Richter.

»Die Scham bindet meine Zunge, Mylord«, antwortete das freche, entartete Weib, »aber ich will nur das eine erwähnen, dass Lord Rochefort sich in meiner Gegenwart so weit vergaß, dass er sich auf das Bett der Königin stützte, als sie darinnen lag, und sie mit der Vertraulichkeit eines begünstigten Liebhabers küsste.«

»Lügnerin, freche Verleumderin!«, rief Rochefort mit edler Entrüstung, aber ohne Heftigkeit, aus. »Ihr wisst, dass ich Euch nie geliebt habe, weil Ihr der Liebe eines ehrbaren Mannes unwürdig wart, und wollt Euch an mir rächen!«

»Ruhe!«, gebot der Präsident, sich zu Rochefort wendend. »Seid Ihr bereit, Eure Aussage mit einem Eid zu bekräftigen?«,

fragte er Lady Rochefort.

Einen Augenblick wechselte die Gräfin ihre Farbe, dann aber sprach sie mit fester Stimme: »Ich will es!«

Man reichte ihr ein Kruzifix, sie legte die Hand darauf mit den Worten: »Möge der Zorn des Gekreuzigten mich treffen und ich nicht eines ehrlichen Todes sterben, so ich anderes als die Wahrheit rede.«<sup>36</sup>

»Unglückliches Weib! Unselige, Verblendete!«, sagte Rochefort mitleidig und kummervoll. »Gott sei Eurer Seele gnädig.«

»Ihr könnt abtreten!«, sagte der Herzog von Northumberland, »und Ihr, Mylords Rochefort und Norris, entfernt Euch in das Nebengemach, damit wir beraten!«

Der Befehl wurde ausgeführt. Die Richter drängten sich dichter zusammen

Nach einer kleinen halben Stunde hieß man die Gefangenen wieder hereinführen.

Der Herzog von Northumberland erhob sich. Tiefe, atemlose Stille herrschte im Gemach. Gespannt hafteten alle Augen auf der hohen Gestalt des stolzen Mannes.

»Wir, die von Seiner Majestät erwählten Richter, haben gewissenhaft die Sache dieser angeklagten Edelleute beraten und dabei Gottes Weisheit angerufen, dass er uns erleuchten möge. So erklären wir denn im Namen der heiligen Gerechtigkeit, welche das Verbrechen entlarvt und den Schuldlosen beschützt, die Lords Rochefort und Norris des angeklagten Verbrechens schuldig und übergeben sie hiermit dem strafenden Arme des Henkers und ihr verfluchtes Haupt dem Beil. Ihre Seele aber empfehlen wir der göttlichen Gnade des Himmels!«

»Möge er Euch dieses Urteil vergeben, Mylords«, sprach Ro-

---

<sup>36</sup> Geschichtlich

chefort. »Ich und mein Freund wollen droben bitten, dass unser Blut einst nicht über Euch komme. Lord Norfolk, ich rufe Euch binnen kurzer Zeit zur Rechenschaft in das Land jenseits des Grabes. Wer unschuldig Blut vergießt, dessen Blut wird wieder vergossen werden.«

»Amen!«, sagte Norris mit fester männlicher Stimme.

»Mit meinem edlen Freund rufe ich: Gott vergebe Euch Eure Schuld, Mylords. Möget Ihr in Eurer letzten Stunde so ruhig dem Tod entgegenblicken, wie wir unsere Häupter unter das Beil legen. Unser letztes Wort wird sein: «Wir sind unschuldig, ebenso unsere edle Herrin!«

Er reichte mit einem eigenen Blick und ruhiger Fassung Lord Rochefort die Hand.

»Auf Wiedersehen, mein Freund!«, sagte dieser, den Händedruck erwidern. »Unsere Henker werden uns nicht lange getrennt halten. Sterben wir als Männer und als Christen!«

Die Wache umringte sie und führte sie in ihre Kerker zurück. Wyatt versuchte vergeblich sich durch die Menge bis zu den Gefangenen hindurchzudrängen. Er sank mit verhülltem Antlitz auf einen Sitz in einer Ecke des Saales nieder.

Aber plötzlich schreckte er krampfhaft wieder auf. Die großen Flügeltüren am entgegengesetzten Ende wurden weit aufgerissen. Zwischen einigen Offizieren des Towers trat eine hohe, schlanke Frauengestalt über die Schwelle. Unmittelbar hinter ihr wankten viel mehr als schritten einige jüngere Damen mit bleichen Wangen und niedergeschlagenen Blicken. Es war die gefangene Königin mit ihren treuen Mädchen, das Ideal, die heiße Liebe Wyatts, die nun als Verbrecherin vor ihm erschien.

*Oh, lägen wir beide in unserem ehrlichen Grab, anstatt diesen Tag zu erleben,* dachte er mit einem tiefen Seufzer. Aber so schmerzlich bewegt er sich auch fühlte, er wandte das Antlitz nicht wie-

der ab, seine Blicke hingen wie gebannt an der hohen und schönen Erscheinung seiner Geliebten.

Und Anne war beides in dieser Prüfungsstunde: schön und würdevoll. Keine Spur mehr in ihrem festen, doch bescheidenen Gang, noch in ihren edlen Zügen von der Schwachheit und Leidenschaft, welcher sie sich oft noch in dem einsamen Kerker hingab. Sie war sich vollkommen ihrer drohenden Lage bewusst sowie der Notwendigkeit, mit energischer Haltung und klarem Geist ihren schlaun Richtern gegenüberzutreten. Die Unschuld spiegelte sich in ihrem ruhigen, sinnigen Blick, in dem leichten Hauch der feinen Röte, welche ihre Wangen überflog, als sie aller Blicke auf sich gerichtet sah.

Ein unterdrücktes Murmeln der Bewunderung ließ sich im Saal vernehmen.

»Beim Himmel, das Weib ist schön!«, flüsterte Richmond, der geckenhafte Sohn Heinrichs, dem Herzog von Suffolk ins Ohr. »Ich bezweifle sehr, dass Jane Seymour viele Hoffnung hätte, wenn Anne jetzt vor Heinrich stände.«

»Dazu soll ihr die Gelegenheit fehlen«, lautete die boshafte Antwort. »Ich werde Katharina und die Ehre unserer erlauchten Familie rächen.«

Nachdem die hohe Gefangene in dem Sessel Platz genommen, den man ihr bereitgestellt hatte, wurden die Zeugen vernommen, die feilen, durch Geld und Lockungen erkaufte Kreaturen Roms und des Königs.

Anne schwieg, als man sie einer Liebschaft mit Smeaton und einer Verschwörung gegen das Leben des Monarchen bezichtigte. Als aber der Oberrichter die Anklage jener sittenlosen Verbindung mit dem eigenen Bruder vorlas, erhob sie ernst die rechte Hand und unterbrach ihn mit dem Ruf: »Nicht schuldig, nein, so wahr mir Gott helfen möge!«

»Lord Rochefort ist seiner Schuld durch das Bekenntnis Eures Geliebten Smeaton überwiesen worden«, sagte der Herzog von Northumberland.<sup>37</sup>

Anne verteidigte sich mit einer Gewandtheit und Beredsamkeit, die fern von aller hohlen Gefallsucht oder Stolz war. Die größere Anzahl ihrer Richter neigte sich zu ihrer Freisprechung hin, auch vernahm der ängstlich lauschende Wyatt manches Wort in seiner Nähe, das ihn aufrichtete.

Die Richter flüsterten miteinander. Der Herzog von Suffolk jedoch drohte in den heftigsten Ausdrücken mit dem Zorn des Königs, falls man sie freispräche.

»Wenn Ihr sie lossprecht«, sagte er, »müsst Ihr auch das verhängte Urteil über Rochefort und Norris zurücknehmen, denn der Mann sündigt nicht ohne das Weib.«

»Aber wenn die öffentliche Meinung uns tadelt?«, sagte Norfolk in einer plötzlichen Anwandlung von Mitleid und Scham über die Schmach, welche dieser Prozess seiner Familie zufügte. »Wenn sie nun dennoch unschuldig ist, wie es scheinen will?«

»Sie ist es nicht, sie darf es nicht, sie soll es nicht sein!«, eiferte der schlechte Mann. »Und wer das nicht einsieht, mag sich darauf gefasst machen, morgen ihren Kerker einzunehmen.«

Furcht vor dem königlichen Zorn überwog die Stimme des Gewissens, und mit unsicherer Stimme verkündigte Lord Norfolk selbst seiner Nichte, dass das Urteil auf »Schuldig« laute und sie der Strafe des Ehebruchs, welches in Verbrennung oder

---

<sup>37</sup> Die Aussagen der vernommenen Zeugen, welche sich sämtlich widersprachen, wurden jetzt zwar zu Protokoll genommen, aber sogleich, nach dem geheimen Befehl Heinrichs verbrannt. Das böse Gewissen scheute das scharfe Urteil der Nachwelt.

Enthauptung bestand, verfallen sei.

»Gerechter Gott! Vernimmst du dieses Wort nicht?«, murmelte leise Wyatt.

Anne allein in dieser zahlreichen Versammlung vernahm das Schreckensurteil mit ungebrochener Fassung und äußerer Ruhe. Sie war darauf vorbereitet gewesen. Nun faltete sie demütig die schönen Hände über der Brust zusammen, erhob den feuchten Blick nach oben und sagte mit einer Innigkeit, welche allen unvergesslich blieb<sup>38</sup>: »Vater und Schöpfer, du, welcher der Weg, das Leben und das Licht ist, du weißt ja, ob ich schuldig oder unschuldig bin und diesen Tod verdiene. Mylords!«, wandte sie sich dann zu den Richtern. «Ich sage nicht, dass Euer Urteil ein ungerechtes sei. Ich will gern glauben, dass Ihr Gründe habt, mich so zu behandeln, denn ich bin eine sündhafte Kreatur vor Gott. Aber es müssen andere Gründe sein, als die Ihr angebt, denn ich bin stets eine getreue Gattin gewesen, obwohl ich nicht sage, dass ich dem König stets die Demut und Sanftmut erwiesen habe, welche ihm als meinem Herrn gebührte. Ebenso wenig bin ich der hohen Ehre würdig, zu welcher er mich als seine Gemahlin erhob. Ich gestehe, dass ich eifersüchtige Launen und Verdacht gegen ihn hegte, welche ich nicht vor ihm verbarg. Ob sie begründet waren oder nicht, müsst Ihr wissen, Mylords, und wird die Zukunft klarmachen. Aber ich habe mich nie gegen meinen Gemahl mit anderen Männern versündigt. Denkt nicht, dass ich durch mein Geständnis mein Leben von Euch erbetteln wolle. Gott hat mich gelehrt, wie man freudig sterben kann, und er wird mich stärken. Glaubt auch nicht, dass mir meine Ehre und mein Name vor den Menschen gleichgültig ist. Was ich sage, geschieht nur, diesen zu rechtfertigen.

---

<sup>38</sup> Siehe Agnes Stricklands *Leben Anne Boleyns*

Was meinen Bruder betrifft und die anderen ebenso ungerecht verurteilten Freunde, gern würde ich zehnmal den Tod erdulden, wenn ich sie dadurch befreien könnte. Aber ich sehe, der König will es«, fügte sie mit einer leichten Betonung hinzu, »und ich begleite die Freunde ohne Murren zum Tode, denn ich weiß, wir werden alle in einem besseren Leben ohne Hass und Rache erwachen.«

Bei diesen Worten wandte sie sich um und gab dem wachstehenden Offizier mit würdevoller Haltung das Zeichen, sie zurück in ihre Gemächer zu führen.

Ein Gemurmel lief durch den Saal. Nicht undeutlich vernahm man missbilligende Worte.

»Ich habe nichts vernommen, wonach ich sie schuldig erklären könnte«, sagte der Lord Mayor zu einem der Zuschauer, der am unteren Ende des Saals, dicht neben dem unglücklichen Wyatt stand.

»Und dennoch stimmtet Ihr für ihren Tod!«, sagte Wyatt mit Bitterkeit.

«Oh, Sir Henry«, erwiderte der Mann, »was konnte meine Stimme ihr auch nützen? Ich denke, es ist Euch klar geworden, was andere Leute auch denken: Man hat ihren Tod gewollt.«

Der Lord Mayor wandte sich mit gleichgültiger Miene ab. Aber Gott rächte die unglücklichen Opfer an ihm. Er starb bereits nach einigen Wochen, von einer ungewöhnlich schmerzlichen Krankheit befallen.<sup>39</sup> In seinen Fieberphantasien vernahm seine Umgebung oftmals den Namen »Anne« sowie die inhaltschweren Worte: »Man hat es gewollt, man hat es gewollt.«

Henry Wyatt aber drängte sich gewaltsam durch die Menge, rief nach seinem Pferd und sprengte London zu, ohne anzuhalt-

---

<sup>39</sup> Geschichtlich

ten, bis er die Wohnung Percys erreichte.

Man hatte ihn erwartet, sehnsüchtig und ängstlich. Kaum war er jedoch in das Zimmer getreten, wo Percy lag, als dieser einen leisen Schrei ausstieß und sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Wyatts entstellte hagere Züge hatten ihm ohne Worte die schreckliche Wahrheit enthüllt.

Stumm saßen die Freunde Hand in Hand nebeneinander. Keiner hatte ein Wort des Trostes. Aber als Wyatt aufstand, um sich in seine eigene Wohnung zu begeben, sagte Percy mit schmerzlichem Lächeln zu dem Freund: »Sie geht mir nur kurze Zeit voran, ich werde ihren Tod nicht lange überleben. Dieses Haus werde ich nur als Leiche verlassen.«

Seine Worte waren prophetisch. Zwei Monate später starb er. Sein treuer Freund begleitete den edlen Mann an die kühle Gruft seiner hohen Ahnen!

## 21.

### *Das letzte Beieinander*

Die schwere Turmuhr hatte die elfte Stunde der Nacht verkündet. Durch die langen, engen Gänge des Towers schlichen vorsichtig ein Mann, der eine kleine Blendlaterne hielt, und eine leichte, dicht verhüllte weibliche Gestalt, welche sich ängstlich an den Arm des Führers hängte. Endlich betraten sie die unterste Reihe der gewölbten Gänge. Vorsichtig zählte der Mann, indem er mit der Laterne an den Wänden hin leuchtete, die kleinen, niedrigen eisernen Türen, die in der Mauer eingebracht waren. Er blieb vor einer stehen und zog den schweren Riegel vor derselben zurück.

»Wir sind zur Stelle, Mylady«, sagte der Führer, in welchem wir Sir William Kingston kennen. »Treten wir schnell ein, damit uns nicht einer der Mannschaft vom Schloss aus erspähe. Er schläft vielleicht.«

Lady Guilford trat durch die geöffnete Tür, und Sir William schloss sie hinter sich zu.

Man hegte in jener Zeit nicht das krankhafte, empfindsame Mitleid mit einem Sträfling, durch welches die Philanthropen des 19. Jahrhunderts denselben die gerechte Strafe leichter, ja sogar angenehm zu machen versuchten. Damals galt der Verbrecher oder Gefangene in den Augen der Welt und der Regierungen für ein ausgestoßenes Wesen, das keine Ansprüche auf Anteilnahme, noch weniger auf Behaglichkeit hatte.<sup>40</sup>

Die Zelle, in welcher Lord Norris einquartiert worden war, obwohl beim Weitem nicht die schlechteste im Tower, dennoch so eng und niedrig, dass sie eher einem großen Sarg oder Käfig als der Wohnung eines menschlichen Wesens glich. Die Luft war modrig, die Wände feucht, und bei dem schwachen Strahl des Tageslicht, dass während einiger Stunden durch die engen Eisengitter drang, grün und schimmelig. Nun herrschte eine so dichte Finsternis, eine so schwarze Nacht, dass Lady Guilfords angestrengte Blicke sie nicht zu durchdringen vermochten. Unbeweglich haftete ihr Fuß noch am Boden. Da trat Sir William an ihr vorbei und näherte sich dem anderen Ende des Gemachs.

»Wir sind es, Mylord«, sagte Kingston, »wir.«

»Wen meint Ihr, Sir?«, vernahm Lady Guilford von einer ihr wohlbekannten Stimme. »Wer ist bei Euch? Kommt Ihr, mich wieder zu foltern oder schon zum Tode zu führen?«

---

<sup>40</sup> Von diesen Gefängnissen habe ich 1859 mehrere gesehen.  
Die Verfasserin

»Nichts von dem, mein lieber Freund, ich bringe Euch mit Gefahr meines eigenen Lebens einen lieben, holden Gast, der Euch zu sehen wünschte. Tretet näher, Lady Guilford.«

Da raschelte es auf dem Boden und in dem Stroh, welches dem Gefangenen zum Lager dient. Ehe das erschrockene Mädchen die Stelle erreichte, drückten zwei liebende Arme sie an ein heftig schlagendes Herz.

»Elisabeth, meine Elisabeth, treue, edle Seele«, rief Norris aus, ihr holdes Antlitz mit Küssen bedeckend. »Du kommst zu mir, hierher, in diese Wohnung des Elends.«

»Könnt Ihr doch nicht zu mir kommen«, sagte Lady Guilford traurig und schmiegte sich zärtlich an ihn an. »Wir haben es auch nur der Güte Eures edelmütigen Gouverneurs zu danken, dass ich Euch noch einmal sehen darf, mein Henry.«

»Gott lohne es Euch, Sir, in alle Ewigkeit.«

»Amen«, erwiderte dieser. »Ich lasse Euch ein Stündchen allein, Mylord; aber seid auf der Hut, dass Ihr nicht durch zu lautes Reden Verdacht erweckt. Ich werde Euch wieder abholen, Lady Guilford.«

Er setzte die kleine Lampe nieder, zog eine verborgen gehaltene Kerze unter dem Mantel hervor, zündete sie an und stellte sie in einen leeren Wasserkrug. Dann nahm er die Laterne auf und überließ die Liebenden ihrer schmerzlich süßen Unterhaltung.

Ach! Es war nur eine kurze Gnadenstunde, die letzte, welche sie auf Erden beisammen verleben sollten. Sie saßen auf dem niedrigen Strohsack, sich eng umschlungen haltend, und tauschten die letzten feierlichen Versicherungen einer innigen Liebe und einer unverbrüchlichen Treue aus. Elisabeth vertraute dem Geliebten ihre festen Entschluss, nach seinem Tod in ein Kloster zu gehen und den Schleier zu nehmen.

»Du darfst unsere unglückliche Gebieterin nicht verlassen, meine Geliebte«, sagte Norris. »Bedenke, deine freiwillige Entfernung würde den Lästermäulern neuen Stoff zur Verleumdung geben.«

»Solange sie meiner Bedarf«, sagte Elisabeth, »bleibe ich bei ihr. Aber, Henry, mir ahnt es, der König wird sie nicht begradi-gen, sie vielmehr einem schimpflichen Tod preisgeben.«

»Um Gott!«, rief Norris entsetzt aus, »er wird die Bosheit nicht so weit treiben! Nein, Liebe, auch Kingston glaubt wie andere, dass sie in ein Kloster verbannt und Heinrich sich mit der förmlichen Annullierung der Ehe begnügen werde. Er hat kein Gewissen; er wird sich dann für berechtigt halten, Jane Seymour zu ehelichen, wie er es bei Anne tat.«

Unter diesen und ähnlichen Gespräche war schon mehr als eine Stunde verflossen, ohne dass die Liebenden an die Zeit dachten. Da mahnte sie das Zurückziehen der äußeren Riegel, dass die Frist abgelaufen war.

»Er kommt!«, flüsterte Elisabeth, in Tränen ausbrechend und ihre Arme um den Geliebten schlingend.

»Mut, mein teures Kind!«, sagte Norris mit bebender Stimme, »das Leben ist kurz, das Wiedersehen ewig. Wer weiß, ob deines Vaters Stolz uns je vereinigt hätte! Besser, ich sterbe nun, als die Qual erdulden zu müssen, dich in den Besitz eines anderen Mannes zu sehen.«

»Ihr müsst noch nicht alle Hoffnung aufgeben«, sagte Sir Kingston. »Wie ich vernehme, lässt der edle Erzbischof nicht in seinen Bemühungen nach, den Sinn des Königs zur Milde zu stimmen. Dieser soll sogar, wie mir Cromwell heimlich mitgeteilt hatte, zu dem Vorschlag Annes geneigt sein, Eure Freiheit um den Preis einer freiwilligen Verzichtleistungen auf ihre Rechte zu erkaufen.«

»Die edle Frau!«, sagte Norris. »Wir dürfen uns nicht schämen, für die Ehre eines solchen Wesens zu sterben. So gehe denn, meine Geliebte, vielleicht erlaubt unser gütiger Wächter hier, dass wir uns noch einmal sehen.«

»Nein, Henry, du täuschst mich!«, rief Elisabeth schluchzend aus, »ich werde dich nie, nie mehr wiedersehen! Oh, warum erhört der Himmel nicht mein Bitten und gewährt mir die Gnade, mit Euch sterben zu dürfen!«

Norris drückte sie fest an seine Brust, küsste sprachlos immer wieder von Neuem ihre Stirn, ihre Lippen, dann machte er sanft ihre Arme von seinem Hals los und winkte Sir Kingston, sie wegzuführen.

Aber Elisabeth schwankte und sank wie vernichtet in die Arme des Gouverneurs.

»Sie wird sich draußen erholen«, sagte dieser mitleidig zu Norris, hob die leichte Last von der Erde auf und trug sie wie ein schlummerndes Kind aus der Zelle.

Norris aber brachen die Knie. Er sank auf die kalten Steine nieder, rang die Hände und stöhnte mit unaussprechlichen Schmerz: »Es ist vorbei! Das war die Stunde des Todes für mich! Mein Gott, nimm meine Seele nun in deinen Himmel auf! Lass mich nicht lange auf die Erlösung dieses Leides harren!«

## 22.

*Die Verzichtleistung  
Hinrichtung Rocheforts und Norris'  
Annes Seelengrüße*

Wir müssen uns jetzt auf kurze Zeit aus dem Tower flüchten, uns nach Lambethhouse, dem Palast des Erzbischofs von Canterbury, begeben.

Es ist dasselbe Haus, in dem wir Helene Neander zum letzten Mal in Gegenwart Cranmers, ihres heimlichen Gemahls, gesehen haben.

Unsere Erzählung führt uns jedoch an den fürstlichen hohen Sälen vorüber in eine kleine, unterirdische Kapelle,<sup>41</sup> welche hier kunstvoll erbaut worden ist und ehemals der stumme Zeuge von geheimen, inquisitorischen Sitzungen gewesen war.

Auch heute, in der Stille der Nacht, ist sie beleuchtet und ein feierliches Gericht wird in ihren Mauern gehalten.

Anne ist auf Heinrichs Befehl unter dem Schutz der Nacht zu Wasser hierher gebracht worden. Man hat die Unglückliche dazu unter dem Versprechen vermocht, dass das Leben der Gefangenen sowie das ihre gerettet werden solle, wenn sie feierlich auf die Rechte einer Königin verzichte.

Die Eitelkeit, der Ehrgeiz, welche sie sonst beseelten, sind entflohen. Die Büßende hat demütig und reuevoll sich dem Himmel geweiht und Cranmers Vorschlag, sich in ein geachtetes Kloster zurückzuziehen, mit Freuden angenommen.

Es hatte einen heftigen Kampf gekostet, ehe der würdige Prälat dieses Zugeständnis von Heinrich errungen hatte, und die-

---

<sup>41</sup> Sie existiert noch.

ses schließlich nur durch Annes eigenen, ihm überlieferten Brief.

Die Verzichtleistung Annes musste jedoch an geweihter Stätte, vor dem geistlichen wie weltlichen Obergericht stattfinden.

Das Böse scheut das Licht, welches seine Taten beleuchtet, und Heinrich hatte ein öffentliches Erscheinen Annes in Westminster zu diesem Schritt vermeiden wollen.

So sehen wir sie hier vor Cranmer in seinen bischöflichen Gewändern, dem Anwalt des Königs, Doktor Sampson, und den beiden Herren Walton und Barbour, welche sie selbst zu Zeugen ernannt hatte.

Cranmer erhob sich von seinem Sitz und verkündigte feierlich, im Namen der Kirche, dieselbe Ehe als aufgelöst, welche er vor kurzer Zeit gesegnet hatte. Seine Fassung drohte ihn jedoch zu verlassen. Er sprach mit unsicherer, fast unverständlicher Stimme das Urteil aus, demzufolge auch die Prinzessin Elisabeth von der Thronfolge ausgeschlossen und als unehelich geboren bezeichnet wurde.

»Oh mein Kind, mein geliebtes Kind«, sagte Anne, in Tränen ausbrechend, »was wird dein Schicksal sein?«

»Der König wird dafür Sorge tragen, Hoheit«, beruhigte sie Sampson.

»Werde ich es bei mir behalten dürfen, Sir?«, fragte sie ängstlich. »Es ist noch so jung und bedarf der mütterlichen Liebe, welche eine Stiefmutter ihm nicht geben wird.«

»Meine Tochter«, sagte Cranmer sauft, »vertraut der Gnade des Himmels, welche alle Herzen lenkt. Er wird auch Euer verwaistes Kind nicht verlassen. Aber wenn alles auf Erden es verstieße, wollte ich mich doch liebend desselben annehmen und es in der Furcht des Herrn erziehen.«

»Habt Dank, hoher Herr«, sagte Anne mit heiterem Blick, »Ihr

habt mein schweres Herz durch Euer Wort erleichtert und werdet es getreulich halten.«

»Ich schwöre und gelobe es«, sagte der Erzbischof.

»Jetzt noch eine Bitte, mein Vater, vielleicht meine letzte an Euch. Wollt mir Euren Segen zum Abschied geben und die Absolution der Kirche, sei es zum Leben oder Sterben.«

»Zuvor ersuche ich Eure Hoheit, diese Akte zu unterschreiben, damit ich sie dem König zustellen möge«, sagte Doktor Sampson.

Anne nahm die dargebotene Feder in die Hand und unterschrieb mit fester Schrift das Papier, welches sie und ihr Kind des Thrones verlustig erklärte.

»Gottes Wille geschehe!«, sagte sie tief aufatmend, indem sie die Feder niederlegte. »Empfehl mich der Gnade Seiner Majestät, Sir, und versichert ihm meine Unschuld und meine treue Gesinnung gegen ihn bis zum Tod.«

» Ich verspreche es, Hoheit«, erwiderte Sampson, auf den das würdevolle Benehmen des königlichen Opfers einen günstigen und schmerzlichen Eindruck machte.

Die Herren traten nun auf die andere Seite der Kapelle, während Anne vor dem Bischof niederkniete und die Generalabsolution nebst seinem Segen empfing.

Dann zog sie ihren Schleier wieder vors bleiche Gesicht und verließ mit ihrer Wache den heiligen Ort.

Es war unterdessen Morgen geworden, denn man befand sich im Monat Mai. Die Strahlen der Sonne fielen golden auf die breite Wasserfläche und über die Stadt. Einen langen, umflorten Blick sandte Anne ans Ufer hinüber, einen herzerreißenden Seufzer zu dem stolzen Westminster-Palast, dem kurzen Schauplatz ihres ehelichen Glücks! Eine düstere Vorahnung bemächtigte sich ihrer, dass sie diese Pracht zum letzten Mal gewahre.

Leise stammelte sie: »Leb wohl! Du Welt von Sorgen und Trauer. Gern vertausche ich die irdische Dornenkrone gegen die Palme des ewigen Friedens.«

Die Barke legte am Tower an. Einer der Unterbeamten empfing Anne anstatt des Gouverneurs und geleitete sie in ihre Gemächer.

Hier erblickte sie eine Szene, welche ihr Herz von Neuem erbeben machte.

Mary Gaynsford kniete auf der Erde, in Tränen gebadet, und hielt auf ihrem Schoß das Haupt der jungen Lady Guilford, die unbeweglich wie eine Leiche dalag. Um sie her standen oder saßen andere Damen des königlichen Gefolges, weinend oder mit bestürzten Mienen.

»Was ist geschehen?«, rief Anne aus, zu der Gruppe hineilend!  
»Elisabeth, meine Teure, blick auf. Er wird leben – ich habe seine Freiheit mit einem furchtbaren Opfer erkauft, mit der Ehre meines Namens und meines Kindes.«

Mary Gaynsford antwortete nicht, auch keine der anderen Frauen. Da erschütterte ein donnernder Schall, der mit dumpfem Ton die Luft durchschnitt, die Fenster des Gemaches. Gleich darauf erschien Sir William Kingston.

»Was war das?«, rief Anne erschrocken ans.

»Herr Gouverneur, was bedeuten die Schüsse?«

»Hoheit!«, lautete die Antwort mit niedergeschlagenen Blicken, »es ist die Totenglocke des Tower! Sie zeigt an, dass zwei eng verbündete Seelen hinüber in die Ewigkeit gegangen sind!«

»Gott der Gnade!«, rief Anne, von einer furchtbaren Ahnung ergriffen aus, »mein Bruder?«

»Er ist nicht allein hinüber, Hoheit«, sagte Kingston ernst, »auch sein Freund hat ausgelitten!«

»Gemordet, gemordet!«, schrie Anne, in wilder Verzweiflung

die Hände ringend. »Jetzt, jetzt, nachdem ich ein solches Opfer für sie gebracht hatte! Gemordet! Unschuldiger gemordet! Oh, Fluch, ewiger Fluch über ...«

Aber sie vollendete nicht, die Augen umflorten sich, die erhitzte Wange erbleichte, und bewusstlos sank sie den Frauen in die Arme.

Mary Gainsford überließ rasch ihre Freundin einer anderen Dame und stürzte auf ihre geliebte Herrin zu.

»Sie stirbt!«, rief sie aus. »Mein Gott, mein Gott! Warum hast du uns verlassen?«

»Wollte Gott, es wäre dem also«, sagte Kingston niedergeschlagen. »Besser für sie dieser Tod in den Armen der Liebe als von Henkers Beil!«

»Nein, nein!«, rief Mary Wyatt, welche sich am Morgen wieder im Kerker eingefunden hatte. »Es kann nicht sein, Sir! Bei aller Barmherzigkeit, es kann nicht sein!«

»Ich rede die traurige Wahrheit«, sagte der Gouverneur. »Der König hat auch Lady Annes Todesurteil unterschrieben. Aber seht, sie erholt sich wieder. Ich überlasse es Euch, meine Damen, die Unglückliche auf ihr Schicksal vorzubereiten. Ich vermag es nicht.«

»Das ist zu viel!«, stieß Lady Boleyn heftig aus »Eine Verbannung ins Ausland hätte genügt. Hätte ich nur die leiseste Ahnung davon gehabt, dass es so enden werde ...«

»Mylady«, erwiderte Kingston vorwurfsvoll »wir sollen bei allem, was wir tun, das Ende bedenken!«

Er verließ das Gemach und Lady Boleyn zog sich sichtlich bewegt zurück. »Ich will der Unglücklichen wenigstens die Qual meiner Anwesenheit ersparen«, sagte sie zu den Umstehenden. »Gott vergebe mir und allen, die dieses blutige Werk begonnen und vollbracht haben!«

Als die Königin einige Stunden später von den bebenden Lippen ihrer Freundinnen ihr eigenes Schicksal vernahm, äußerte sie wider Erwarten weder Schrecken noch Furcht. Vielmehr umspielte ein leises freundliches Lächeln den schönen Mund, als sie erwiderte: »Danket Gott mit mir, meine Lieben, dass ich nicht im Kerker noch in einem ausländischen Kloster lebenslänglich schmachten muss. Mein Tod wird euch allen wieder Ruhe geben und euch die Tore dieses Hauses öffnen. Ich werde droben am Thron der Gnade für dich, meine Elisabeth, bitten, dass du dem Geliebten bald nachfolgen darfst.«

»Er hat, gleich Eurem edlen Bruder«, sagte Lady Kingston, »auf dem Schafott dem umstehenden Volk Eure Unschuld laut beteuert.«

»Ich wusste es«, sagte Anne mit einer sanften Freude, »und man wird ihm Glauben schenken, Mylady. Und Marc Smeaton?«, fragte sie weiter, »hat er sein schnödes Bekenntnis, das uns alle ins Verderben stürzt, nicht zurückgenommen, mich nicht Angesichts des göttlichen Gerichts gerechtfertigt?«

»Seine letzten Worte auf dem Schafott waren zweideutig, Hoheit«, lautete die Antwort.

»Wie denn?«

»Ich bitte alle hier Versammelten, für mich zu beten, denn ich habe meinen Tod verdient.«<sup>42</sup>

»Oh, der Unglückliche!« sagte Anne traurig. »Ich fürchte, seine Seele wird für diese Lüge große Qual in der Ewigkeit erleiden. Die Opfer seines falschen Zeugnisses sind im Himmel, wohin ich ihnen zu folgen hoffe.«

Am folgenden Morgen verkündigte Kingston der Königin das Urteil.

---

<sup>42</sup> Geschichtlich

»Ich bin das erste weibliche Opfer, welches in England auf dem Schafott stirbt«, sagte Anne ruhig, sogar mit einem Anflug ihrer alten Ironie. »Die blutgierigsten Fürsten der Plantagenets waren zu ritterlichen Sinnes, um ein Weib dieser Schande preiszugeben und dem Volk ein solches Schauspiel zu bereiten. Aber das Zeitalter der Ritter ist vorbei!«, fügte sie lächelnd hinzu.

»Seine Majestät glauben Eurer Hoheit durch diese Todesart einen Beweis seiner Gnade zu erweisen«, sagte Kingston.

»Allerdings, Sir, und ich weiß ihm Dank dafür. Es ist ein schnellerer Tod als auf dem Holzstoß; aber könnt Ihr dafür Bürgschaft leisten, Sir, dass der Scharfrichter nicht in Verwirrung gerät und das Beil ihm versagt?«

»Es ist der Wunsch des Königs, dass Ihr nach französischer Sitte gerichtet werdet, Hoheit, mit dem Schwerte, nicht mit dem Beil. Der berühmte Scharfrichter von Calais ist berufen worden. Ihr werdet nicht lange leiden.«<sup>43</sup>

»Ich wiederhole es, ich bin Seiner Majestät für die hohe Ehre dankbar, welche er mir antut«, sagte Anne spöttisch. »Noch eine Frage, Sir, werde ich auf dem Richtplatz sterben, wo meine Freunde litten?«

»Nein, Hoheit! Auf dem Rasen des inneren Towerhofes wird das Gerüst aufgerichtet. Nur wenige Beamte sollen die traurigen Zeugen Eures Todes sein.«

»Seine Majestät befürchten, dass der Anblick der leidenden Unschuld seine eigene Schuld dem Volk verrate«, sagte Mary Wyatt mit unerschrockenem Mut. »Aber nicht lange wird der Schleier die Augen bedecken und die Wahrheit wird allen furchtbar tagen!«

»Mary, Ihr vergesst, dass Ihr vor beeidigten Beamten redet«,

---

<sup>43</sup> Faktisch

sagte Kingston streng.

»Ich fürchte weder Euch, Sir, noch die Rache des Königs«, erwiderte Mary fest.

»Wollten Eure Hoheit nicht an die königliche Gnade sich wenden?«, sagte Kingston eindringlich. »Ich übernehme es, einen Brief von Euch in des Königs Hand zu legen.«

»Nein, Sir«, entgegnete Anne, »dadurch würde ich mich einer Schuld anklagen. Ich habe nichts begangen, was den Tod verdiente, so wenig wie meine Freunde. Ich habe bereits in einem Schreiben vom 6. Mai dem König gesagt, dass er keine Gerechtigkeit im Himmel zu gewärtigen habe, wenn er mich einem gewaltsamen Tod überliefere. Nein, Sir, ich bitte nicht mehr um mein Leben, es wäre auch umsonst, denn ich soll sterben und einer neuen Gemahlin Platz machen. Es tut mir nur leid, dass ich erst am Nachmittag sterben soll, anstatt am Morgen, wie bestimmt war. Ich hoffte, noch vor Mittag ausgelitten zu haben.«

Kingston schrieb noch am nämlichen Tag an Cromwell: »Sir! Ich habe viele Menschen sterben sehen, und alle bebten vor der Stunde des Todes; aber dieses zarte Weib freut sich auf ihren Tod. Die Stunde der Hinrichtung haben wir auf eine Zeit verlegt, wo wenig Zuschauer aus der Stadt anwesend sein können; auch den fremden Gesandten werden wir den Zutritt in den Hof verweigern, die Tore schließen. Es möchte ratsam sein, nach dem Willen des Königs, denn das Volk hat noch kein Weib richten sehen, und die Schönheit und Beredsamkeit der Gefangenen ist so groß, dass Niemand ihre Unschuld bezweifeln würde.«

Anne hatte sich zwar scheinbar mit Freuden von dem Leben getrennt, allein ein Band fesselte sie noch daran – ihre Tochter.

Sie ließ Lady Kingston zu sich berufen, führte diese an der Hand zum Thronsaal,

der an ihr Schlafgemach grenzte, und bat sie, sich auf den Thron zu setzen.

»Hoheit«, antwortete Lady Kingston erstaunt, »es ist gegen die Sitte, dass man sich in Gegenwart der Königin niedersetzt.«

»Der Titel *Königin* ist für mich jetzt nur ein leerer Schall«, sagte Anne. »Ich bitte Euch, erfüllt meine Bitte.«

»Nun«, antwortete die edle Frau lächelnd, »ich habe in der Jugend oft genug die Närrin gemacht aus eitlem Leichtsinne und Übermut. Ich will es Euch zu Gefallen auch noch einmal im Alter tun.«

Sie setzte sich in den königlichen Sessel, worauf Anne sich demütig vor ihr niederwarf und die Worte sprach: »Lady Kingston, ich bitte Euch bei dem Heil Eurer unsterblichen Seele, und so wahr Ihr einst vor Gottes Thron zu stehen hofft, dass Ihr nach meinem Tod die Prinzessin Mary aufsucht, und, so wie ich jetzt tue, sie auf den Knien um Vergebung bittet für alles Ungemach, welches ich über sie gebracht habe, und beschwört sie sich meines armen Kindes, dessen Patin sie ist, anzunehmen.«<sup>44</sup>

»Ich gelobe es«, sagte Lady Kingston heftig ergriffen, »und glaube Euch im Namen der edlen Prinzessin, deren christliches Gemüt ich kenne, versprechen zu dürfen, dass sie Eure Bitte gewähren wird.«

Wir werden noch sehen, dass Lady Mary dieses schöne Vertrauen im hohen Maße rechtfertigte und der verwaisten Elisabeth eine liebende Mutter wurde.

---

<sup>44</sup> Geschichtlich

## 23.

### *Der letzte Gang Jane Seymour, die neue Königin*

Der Tag der Hinrichtung war angebrochen. Anne durfte nicht lange nach Erlösung seufzen, denn ihr königlicher Gemahl düstete ebenso ungeduldig nach seiner Befreiung. Nur wenige Tage waren ihr zur Vorbereitung gegeben, aber die kurze Frist genügte der gedemütigten Seele.

Früh am Freitagmorgen beschied sie ihren Beichtvater zu sich. Nachdem sie mit demselben sich lange in eine religiöse Unterhaltung vertieft hatte, empfing sie das heilige Sakrament in Gegenwart und in Gemeinschaft ihrer Damen.

Da brachen die ersten Sonnenstrahlen durch das Fenster und erwärmten das kalte Gemach. Anne blickte heiter zum blauen Himmel auf und sagte mit verklärtem Antlitz: »Morgen um diese Zeit sehe ich den Sonnenaufgang im Reich Gottes! Nochmals beschwöre ich bei dem heiligen Leib des Erlösers, dass ich des Verbrechens unschuldig bin, dessen meine Feinde mich zeihen.«

Nach dem Frühstück trat der Henker, von Kingston begleitet, bei ihr ein. Die Damen stießen einen Schrei des Entsetzens aus, aber Anne sagte ruhig: »Meine Lieben, erschwert dem Mann nicht sein ohnehin trauriges Amt. Tretet näher, mein Freund, und befühlt meinen Hals, auf dass Ihr mich nicht lange leiden lasset.«<sup>45</sup>

Sie setzte sich, und Mary Gaynsford nahm mit zitternder Hand das Tuch von ihrem Nacken weg. Ungeachtet ihrer Geis-

---

<sup>45</sup> Geschichtlich

tesruhe erleichte Anne sichtlich bei der Berührung der rauen Hände.

»Majestät«, sagte der Scharfrichter, vor ihr niederkniend, »vergebt mir, wenn ich mein Amt vollziehe. Es wird nur eine Sekunde dauern – dann seid Ihr frei!«

»Ah!«, sagte Anne wieder heiter, ihren Hals mit beiden Händen umspannend, »er ist schlank und fein. Wann wird die Stunde schlagen, Sir Kingston?«

»Um Mittag werdet Ihr erlöst sein, Hoheit, und Eure Freundinnen frei«, lautete die Antwort.

Es schlug soeben elf Uhr. Der König hatte ausdrücklich befohlen, sie über ihre Todesstunde bis zuletzt in Ungewissheit zu lassen. Eine halbe Stunde später erschienen einige Mitglieder des Geheimen Rats und lasen ihr das Urteil nochmals vor.

»Mylord«, sagte Anne zu einem derselben, dessen Freundschaft sie versichert war, »ich bitte Euch, wollt dem König meinen letzten Auftrag mündlich überbringen. Sagt ihm, es freue mich, dass er konsequent an mir gehandelt habe. Von einem bescheidenen Edelfräulein erhob er mich zur Marquise, von der Marquise zur Königin und zuletzt erteilt er meiner Unschuld die Krone des Märtyrertums.«<sup>46</sup>

Der Bote wagte es nicht, seinem verblendeten Herrn diese Worte mitzuteilen, aber die Geschichte hat sie aufbewahrt, und sie wurden von einer fremden Hand, man glaubt von Cranmer, auf die Rückseite des Briefes geschrieben, den Anne aus dem Tower an ihren treulosen Gatten richtete.

Einige Minuten vor zwölf Uhr wurde das schwere Tor weit geöffnet, welches in den inneren Hofraum des Schlosses führte. Es war dasselbe Thor, durch welches Anne vor drei Jahren im

---

<sup>46</sup> Geschichtlich

Monat Mai als errötende, glückliche Gemahlin Heinrichs im Triumph eingezogen war.

Nun erschien sie unter dem Portal, von ihren Damen begleitet, im schwarzen Samtgewand an der Hand des Gouverneurs, der hier das Amt des ersten Kammerherrn verwaltete.

»Wie schön sie ist!«, flüsterten die Zuschauer, »welche sichere Haltung und Ruhe!«

Das Schafott befand sich auf dem grünen Rasenplatz vor der kleinen Kirche St. Peter.

Der Raum um dasselbe war so beschränkt, dass er nur wenig Zuschauer fassen konnte.

Sir William half Anne die Treppe des Gerüsts besteigen, worauf er sie verließ. Anne warf einen würdevollen, forschenden Blick auf den anwesenden Cromwell sowie auf einige andere Männer, welche sämtlich ihre Stellungen ihrer Güte verdankten, und sprach mit lauter Stimme: »Ich komme hierher, um zu sterben, mich in Demut dem Willen des Königs zu unterwerfen, nicht um jemanden anzuklagen. Will einer unter Euch sich meiner Sache annehmen und meine Unschuld vor der Welt rechtfertigen, so möge er dafür Gottes Segen ernten. Im Übrigen nehme ich Abschied von dieser Welt und bitte Gott, meinen Feinden zu vergeben.«

Sie nahm hierauf selbst ihren Hut und den kleinen Kragen ab, womit sie ihren Nacken bedeckt hatte, und reichte beides Mary Gaynsford, welche ihre langen Haare mit zitternden Händen unter einer kleinen Haube von schwarzem Samt festband.

»Armer Kopf!«, sagte Anne während dieser peinlichen Szene, »bald wirst du dort in den Sand rollen. Doch wenn du im Leben einer Krone unwert warst, wie viel mehr noch im Tode!«

Aller Anwesenden bemächtigte sich eine heftige Bewegung bei diesen Worten. Die Damen schluchzten laut, Suffolk und

Richmond wandten sich ab.

»Ich kann es nicht länger aushalten!«, sagte Suffolk. »Wollte Gott, ich hätte nie mit dieser Sache zu tun gehabt. Ich glaube nun doch, dass sie unschuldig ist.«<sup>47</sup>

»Pst!«, sagte Richmond erschrocken, »wahrt Eure Worte, Mylord, wenn Euch der Kopf lieb ist. Ob die Kanone gerichtet ist, welche dem König das Signal erteilen soll?«

»Ich glaube, ja. Kingston versicherte mich, dass alles in Ordnung sei.«

Indessen hatte sich Anne zu ihren Freundinnen gewandt, um Abschied von ihnen zu nehmen. Sie küsste alle herzlich mit den Worten: »Ich kann Euch nicht durch äußere Reichtümer für Eure Treue gegen mich bis zum Tod lohnen. Behaltet mich lieb und vergesst nicht, für meine Seele zu beten. Dient dem König getreulich, ohne Bitterkeit des Herzens, sowie derjenigen, welche er Euch nach mir zur Königin geben wird. Wahrt die Keuschheit und Ehrenhaftigkeit und Eure frommen Gesinnungen als Euren besten Schatz. Dir, meine geliebte Mary, übergebe ich dieses Buch zum Andenken an mich, und«, fügte sie in leisem Ton hinzu, »grüße mir Henry, den treuen Freund, und bitte, dass er meiner gedenken möge, wie ich seiner droben.«

Mary Wyatt küsste das in Gold gebundene Gebetbüchlein, das dreizehn Psalmen enthielt, und schob es unter die Brust.

Kingston näherte sich nun dem Gerüst und mahnte, dass die Stunde gekommen sei, worauf Anne ihre Hände faltete, sich von den drei Mädchen abwandte, und auf den Block zuschritt, vor welchem sie niederkniete.

Elisabeth Guilford verband ihr mit einem feinen Tuche die Augen, trat dann einige Schritte von ihr weg und sank hier mit

---

<sup>47</sup> Geschichtlich

verhülltem Antlitz auf ihre Knie nieder.

Anne aber rief mit lauter Stimme: »Dominus in manus tuas.«

Da blitzte das scharfe Schwert in der hellen Sonne. Mit einem Streich, wie der Scharfrichter es versprochen hatte, rollte das schöne, blutige Haupt in den Sand.

Ihre treuen Mädchen, obwohl von Schmerz und Kummer wie gelähmt, ermannten sich indessen, als der Scharfrichter Miene machte, die Leiche aufzuheben. Sie drängten sich um dieselbe, reinigten die langen Haare und das schöne Gesicht von dem Blut, hüllten den Körper in reine Leinwand und betteten ihn in eine hölzerne Truhe, welche zu diesem Zweck neben dem Block stand.

Das traurige Werk war noch nicht beendet, als dröhnend von den Mauern des Towers eine der stärksten Kanonen ertönte und eine Feuerkugel in einem weiten Kreis über die Themse flog, wo sie zischend in den Fluten versank. Die Frauen fuhren zwar bei dem Schuss erschrocken zusammen, aber keine fragte, was er zu bedeuten habe.

Der König befand sich nicht in London, sondern war vor Tagesanbruch auf die Jagd geritten. In Richmond blieb er, unter dem heuchlerischen Vorwand des geängstigten, betrübten Herzens über sein häusliches Leid, einige Stunden und verfügte sich gegen elf Uhr zu einer kleinen Anhöhe im Wald, hart am Rande des Flusses, von wo aus die dunklen Umrisse des Towers undeutlich sich abzeichnen. Unverrückt hielt er seine scharfen Augen auf den unheimlichen Punkt geheftet. Wiederholt fragte er einen seiner Vertrauten, ob es noch nicht Mittag sei. Da endlich ertönte das Signal, und ein leichter Rauch stieg zum Himmel auf.

»Es ist vorbei, Majestät, Ihr seid frei!«, flüsterte sein Höfling.  
»Ein neues, schönes Glück erwartet Euch.«

Mit leidenschaftlicher Hast sprang der König vom Boden auf und zu Pferde.

»Ruft die Hunde herbei!«, befahl er. »Auf, meine Herren, vorwärts!«

Er sprengte dem Zug voran. Niemand fragte, wohin es gehe. Jeder erriet es im Stillen, jeder wusste, dass sie Wolfshall, dem Wohnsitz Janes, zueilten.

Das Schloss wurde gegen Abend erreicht. Der König schien hier erwartet worden zu sein, denn die Familie Seymour empfing den Ankommenden mit freudestrahlenden Mienen, und Jane küsste demütig die mit Blut befleckte Hand ihres Verehrers. Aber der König entriss sie ihr und schloss sie angesichts aller mit den Worten in die Arme: »Meine teure, vielgeliebte königliche Braut, gegen Mitternacht kommen die drei Zeugen von Annes Hinrichtung, Suffolk, Richmond und Cromwell, in Wolfshall an.«

Gegen 9 Uhr am folgenden Morgen betrat der König, Jane an der Hand, die kleine Kapelle des Gutes und ließ sich mit ihr trauen. Dann reiste er in Begleitung der Braut nach Winchester. Am 29. desselben Monats zog Jane Seymour öffentlich als dritte Gemahlin Heinrichs in London ein.

Wer noch so verblendet gewesen war, an die Schuld der unglücklichen Anne zu glauben und Heinrich zu beklagen, dem fiel bei dieser Nachricht der Schleier von den Augen. Nur allzu klar zeigte sich der wahre Beweggrund zu der traurigen Katastrophe.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte in allen christlichen Landen. Am heftigsten äußerte sich König Franz von Frankreich über den fürchterlichen Mord.

»Le Monstre!«, rief er mit geballter Faust aus. »Oh, könnte ich

sein falsches Herz mit dieser Hand durchbohren!«<sup>48</sup>

Nur Rom frohlockte, triumphierte und ließ ein feierliches *Herrgott, dich loben wir* ertönen. Das Werk war gelungen, der diabolische Plan geglückt. Die Ketzlerin schloß den langen Schlaf des Todes. Cranmer aber verhüllte das bewegte Gesicht in sein fürstliches Gewand und weinte bitterlich.

Von dem Schmerz der tiefgebeugten Eltern aber wollen wir schweigen, ein solches Leid ist zu heilig, zu tief, um mit Worten beschrieben zu werden.

Eines Abends oder vielmehr in einer Nacht, wenige Tage nach der Hinrichtung Annes, hätte ein Aufpasser ein unheimliches kleines Lichtchen wahrnehmen können, das sich vom Hofe der Wächter gegen die kleine Kirche hin bewegte und dort plötzlich eine Zeit lang verschwand. Nach Verlauf einer Stunde jedoch erschien dasselbe wieder und bewegte sich über den Rasenplatz, den inneren Hof und bis ans Thor. Dieses mußte von dem Pförtner geräuschlos geöffnet worden sein, denn das Licht schwebte über die Schwelle. Wer hinausgeblickt hätte, würde einen Karren bemerkt haben, auf den zwei Männer einen länglichen eisernen Kasten, der einem Sarg glich, vorsichtig stellten. Ein leises, unverständliches Gemurmel, wie von gedämpften Stimmen, ließ sich vernehmen, worauf das Licht erlosch und das Tor geschlossen wurde.

Der Karren, von einem Mann in der gewöhnlichen Tracht eines Fuhrmannes geführt, setzte seinen Weg durch die schweigenden Straßen Londons fort und erreichte endlich gegen Morgen die Landstraße nach Never. Dort näherte sich plötzlich ein Reiter, welcher hinter einem Baum zu Pferde gehalten hatte, und wechselte mit dem Führer einige Worte, worauf beide den

---

<sup>48</sup> Franz' eigene Worte

Rossen die Sporen gaben und im gestreckten Trab ihren Weg fortsetzten.

Die kleine Kirche des abgeschiedenen Örtleins Salle enthält die alte Ahnengruft der Boleynschen Familie. Dorthin begaben sich der Fuhrmann und der geheimnisvolle Reiter. Die Kiste wurde vom Karren heruntergehoben und in die Kirche getragen, wo ein Mann mit einer Blendlaterne ihrer harnte.

»Gottlob, dass Ihr endlich da seid, Sir Henry«, sagte er. »Ich befürchtete schon, es möchte Euch ein Unglück zugestoßen sein oder dass Ihr entdeckt worden wäret.«

»Nein, es ist gelungen«, erwiderte Wyatt, denn er war es. »Der Totengräber ließ

sich willig bestechen, uns die Kiste auszuliefern, und dafür eine mit Steinen gefüllte an ihren Platz zu setzen. Auch der Torwart ließ uns passieren. Aber lasst uns eilen und die geliebte Leiche in der geweihten heimatlichen Gruft niedersetzen.«

Es geschah. In kurzer Zeit war die Gruft wieder geschlossen, vor der die drei Männer dann ein stilles Gebet sprachen.

Nach einer Weile fragte leise der alte Haushofmeister der Boleynschen Familie: »Dürfen wir ihr kein Denkmal setzen?«

»Nein, mein Freund«, antwortete Wyatt, »das wäre gefährlich für uns und auch für die Asche der geliebten Toten, denn es würde dem König oder seinen Spürhunden diese heilige Stätte verraten; höchstens eine Platte schwarzen Marmors ohne Namen. Überlassen wir in Demut dem Himmel die Rechtfertigung ihrer Ehre. Wer weiß, ob der Tag nicht bald anbricht, an dem ihre Tochter als Königin in diesem Land regieren und das Andenken der Mutter reinigen wird?«

»Wird die Prinzessin uns nicht ausgeliefert werden, wie Lady Boleyn bat?«

»Nein, ich glaube nicht, aber das Kind wird nicht mehr verlas-

sen sein. Die Prinzessin Mary, der man die letzte Bitte Annes überbrachte, eilte selbst zum König und bat ihn fußfällig um die hohe Gnade, Elisabeth unter ihren Schutz nehmen zu dürfen.«

»Gott lohne es ihr hier und in der Ewigkeit!«, sagte der ergraute Diener.

»Ja, es ist ein Edelmut, der seinesgleichen auf Erden sucht«, erwiderte Wyatt.

»Wie steht sie mit der neuen Gemahlin?«

»Aufs Freundschaftlichste. Jane soll dem König nur unter der Bedingung die Hand gereicht haben, dass Mary in ihren Rang als Kronprinzessin wieder eingesetzt und auch Elisabeth als die Tochter seiner Gemahlin anerkannt werde. Mary hat demzufolge Huntington, ihr altes Schloss, wieder bezogen und überwacht mit schwesterlicher Liebe die kleine Elisabeth.«

»Ach, diese Nachricht wird ein Freudentropfen auf die wunden Herzen der edlen Familie sein!«, sagte der Hausmeister.

»Eilt nun, Sir Henry, und bringt ihnen die Nachricht von Eurem Gelingen.«

Wyatt seufzte tief auf, dann folgte er den beiden Männern, welche die Kirche sorgfältig hinter sich schlossen.

## 24.

### *Schluss*

Der 29. Oktober des Jahres 1537 war angebrochen. Alle Einwohner Londons befanden sich in der höchsten Spannung. Eine ungewöhnliche Bewegung tat sich seit drei Tagen im Schloss Hamptoncourt kund und deutete auf ein ungewöhnliches Ereignis, das dort im Werke war oder stattfinden sollte. Endlich

gegen Mittag rollten abermals die schweren Kugeln der Kanonen von den Wällen des Towers und Westminsters, und wieder erdröhnen die Schüsse. Man zählte fünfundzwanzig. Ein ungeheurer Jubel durchbrauste die Gassen. Ein Prinz war dem königlichen Haus geboren, der so lange ersehnte Thronerbe war endlich erschienen.

*Vater im Himmel droben*, dachte der edle Cranmer und fragten sich die trauernden Freunde untereinander, als sie die Nachricht vernahmen, *bist du nicht mehr der Gott der Gerechtigkeit?*

Ja, er lebt noch, seine strafende Hand ist bereits über die königliche Wohnung ausgestreckt und hat die rauschende Freude, den Jubel unerwartet in Trauer verwandelt. Die Blutschuld fordert ihre Sühne.

Eduard VI., so wurde das Kind getauft, erblickte erst das Licht der Welt nach einem dreitägigen Schmerzenskampf, der seine Mutter an den Rand des Todes brachte.

»Wer von beiden soll geopfert werden, Majestät?«, hatte der diensttuende Arzt gefragt, »es ist ein Knabe.«

»Rettet das Kind«, lautete die brutale Antwort, »Weiber gibt es genug!«<sup>49</sup>

Am siebenten Tag nach der Geburt, am vierten nach dem glänzenden Tauffest, erkrankte die geschwächte Mutter aufs Neue, und am neunten ließ man Cranmer eiligst herbeirufen, um ihr die heiligen Sterbesakramente zu reichen.

Tief bekümmert kniete die Prinzessin Mary neben dem Lager ihrer treuen Freundin, und mit aufrichtigem Schmerz ihr Gemahl.

»Verlass mein Kind nicht«, hauchte die Sterbende mit brechendem Auge, gegen Mary gewandt, »und bete, dass Gott mir

---

<sup>49</sup> Heinrichs eigene Worte

vergeben möge. Anne starb unschuldig, mein Tod ist die gerechte Sühne meiner Schuld!«

Die feierliche Beisetzung in Westminster Abbey war vorüber. Jane Seymour sollte die einzige der Gattinnen Heinrichs sein, welche ihm im Tode zur Seite ruht. Seine Trauer um sie war echt. Er erteilte ihr das Zeugnis, dass sie die Klügste und Artigste aller Frauen gewesen sei. Die genauesten Forschungen der Geschichte haben jedoch ergeben, dass Janes größter Vorzug in den Augen ihres Gemahls ihre willenslose, fast sklavische Unterwürfigkeit in seine Launen und sie die Mutter seines Sohnes war.

Noch am Tage der Beisetzung suchte Cranmer eine Privataudienz beim König nach, und bat um seine Entlassung, da er sich nach Deutschland begeben wolle, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen.

Aber Heinrich ergriff seine Hand und sagte mit Herzlichkeit: »Bischof, Ihr seid mein Freund und Rat seit Jahren gewesen, habt Freud und Leid mit mir geteilt. Verlangt nicht von mir, dass ich mich freiwillig Eurer treuen Dienste begeben.«

»Majestät, Eure liebsten Wünsche sind erfüllt worden, ein Sohn ist Euch gegeben.«

»Aber dieser Sohn bedarf eines Erziehers, eines aufgeklärten Lehrers, der seine junge Seele vor dem verderblichen Einfluss der Römischen beschütze und stähle. Auch Elisabeth verlangt Eure väterliche Leitung. Ihr habt ihrer Mutter gelobt, das Kind wie Euren Augapfel zu behüten. Auch mir könnte nach Gottes Ratschluss etwas Menschliches zustoßen. Denkt an die Zukunft dieser beiden Unmündigen und an das große Werk der Aufklärung, welches Ihr so kühn begonnen habt!«

»Majestät!«, stammelte Cranmer überwältigt und bestürzt, »ich bitte Euch ...«

»Wir lassen Euch Zeit zum Nachdenken«, endete Heinrich freundlich. »Überlegt Euren Entschluss vor Gott und vergeht das Wort nicht, dass wir die Hand nicht vom Pflug zurückziehen sollen. Kommt übermorgen wieder zu mir, mein Freund, und meldet mir Euren Entschluss.«

Als Cranmer seine Wohnung erreichte, sank er heftig bewegt in seinen Sessel.

»Mein Gott, erleuchte mich«, betete er. »Du kennst mein Herz! Du weißt, wie heiß verlangend es mich zur Gattin zieht, zu ihr, die in Sehnsucht nach mir ihr junges Leben verzehrt!«

»Ehrwürden, soeben trifft dieses Schreiben ein«, sagte sein Diener, indem er kniend dem Prälaten ein Paket überreichte.

»Ich danke«, antwortete Cranmer, erhob sich und ging in sein kleines Betzimmer, wo er ungestört den Brief lesen konnte.

Er hatte die Handschrift erkannt; sie war die seines Freundes Neander.

»Von Helens Vater! Warum schreibt sie nicht selbst? Sollte sie etwa krank sein?«

Er riss das Schreiben hastig auf. Aber kaum hatte er dessen kurzen Inhalt überflogen, als er mit einem krampfhaften Schmerzensruf zurücktaumelte.

Neander meldete dem Freunde, dass Helene, sanft im Herrn zu einem besseren Leben entschlummert sei! Ihre letzten Worte enthielten einen zärtlichen Gruß an den Geliebten ihrer reinen Seele.

Zur bestimmten Stunde erschien Cranmer wieder vor dem König.

»Wie steht es?«, rief dieser ihm gespannt entgegen, »wollt Ihr bei uns bleiben?«

»Ja, Majestät«, gab der Prälat zur Antwort. »Mein Weg ist mir klar geworden. Der Himmel selbst hat entschieden. Mit treuem,

ungeteiltem Herzen will ich fortan, Euch zur Seite, für dieses  
Landes Seelenheil leben und sterben!«

Ende des zweiten Bandes

